

Carsten Frerk

Blaue Blume Rot

Blaue Blume Rot

ist ein ‚tatsächlicher Roman‘, in dem die Ereignisse der Jahre 1967 –1969 aus der Sicht des damaligen Studenten Carl Harcott beschrieben sind.

Wer eine andere Sichtweise hat, sollte seinen anderen eigenen Roman schreiben.

Ort ist Freiburg im Breisgau - als Peripherie, Provinz - stellvertretend für alle Universitäten in Deutschland, die nicht Berlin oder Frankfurt heißen.

Es ist ein Ort mit sehr eigenen, sehr nahen Themen, Aktivitäten und Akteuren (das Besondere) und ein Ort der Wahrnehmung dessen, was sich außerhalb von Freiburg ereignete (das Allgemeine) und über Tageszeitungen, eigene Informationskanäle und Dabeigewesene hinein getragen, diskutiert, angenommen, übersehen oder verworfen wurde.

Es ist die Zeit, in der Vieles / Alles begann, was dann später zu K-Gruppen / Berufsverböten / Terrorismus / Polizeistaat / Gruppensex ... führte - so aber weder geplant, noch gedacht war. Es war sehr anders.

Vergessen?

Die Akteure sind literarisch verdichtete Figuren, die sich von ihren tatsächlichen Vorbildern weit entfernt haben und stellvertretend für viele andere stehen.

Die Handlung hat die Struktur eines indirekten persönlichen Tagebuchs und darin einfließender Dokumente und Schilderungen anderer der Ereignisse dieser Jahre.

Carsten Frerk: Blaue Blume Rot

Carsten Frerk

Blaue Blume Rot

oder

Die Geschichte des
Carl Harcott,
der 1967 auszog,
das Leben zu lernen

oder

„Die Wahrheit
wird euch frei machen.“

Zeithistorischer Roman

in 99 Abschnitten, nebst Prolog und Epilog,
versehen mit Glossar und Register.

2004

Carsten Frerk: Blaue Blume Rot

Für Katarina und Alexander,
die Jahre später geboren wurden.

Korrektur-Exemplar

436.000 Zeichen

Copyright © bei Carsten Frerk, 2004.
Leipziger Straße 60 (06-01) – 10117 Berlin
Telefon: 030 – 204 533 30
Mobil: 0179 - 3 999 555
Mail: carsten.frerk@t-online.de
<http://www.carstenfrerk.de>

Prolog

Sein Vater hatte nur genickt, als Carl sich für Freiburg entschied – einen seiner eigenen Studienorte – Mutter war es egal: die Post mit den Wäschepaketen würde ihren Jüngsten überall in Deutschland erreichen.

Er selbst hatte nur zwei Bedingungen an den Studienort gestellt: erstens, so weit wie möglich von zu Hause entfernt und zweitens, nicht in Bayern. Sofern Deutschland das Terrain blieb, und das war keine Frage, er sollte erst später zum Studium ins Ausland gehen, war es also mit größter Wahrscheinlichkeit eine baden-württembergische Universität, in der er sein Studium beginnen würde: mehr wusste er nicht. Als dann, noch vor dem Ende seiner Wehrpflicht - auf einem Treffen der Abiturklasse - der Schulfreund Haffner ihm seine eigene Bude in Freiburg anbot - als Standquartier zur Suche seines Zimmers - da war die Entscheidung lokalisiert. Carl war es recht: Als Acht- und Zehnjähriger hatte er dort schon seine Ferien verbracht und verband damit gute Erinnerungen.

So einfach war es gewesen, so kommentarlos hatte Vater durchgenickt und Mutter still gelächelt: dort sei am zeitigsten Frühling in Deutschland.

Sie hatten sich nicht weiter dafür interessiert - er sah keinen Anlass, ihnen seine Distanz zu erklären.

Vater kümmerte sich nicht um die Familie: das Ende des Zweiten Weltkrieges war für ihn auch der Zusammenbruch eines Weltbildes gewesen. Er sprach nie darüber, hatte sich in seine Arbeit geflüchtet und wurde ein hervorragender, beliebter Arzt.

Mutter deckte ihre Söhne in allem, was den Vater hätte erzürnen können. Nur in den seltensten Fällen hatte sie einen Entschluss in Frage gestellt, den einer ihrer vier Söhne für sich getroffen hatte.

In mütterlicher Fürsorge hatte sie seinen Koffer gepackt –zum Bahnhof war er allein gefahren: er konnte diese sachlichen Abschiede mit ihren erstickten Tränen nicht mehr ertragen.

Mutters Fähigkeit, Gefühle zu zeigen, musste in den Trümmern des Krieges mit verschüttet worden sein. Darüber sprach sie nicht und er kannte sie nicht anders.

Carl liebte das langsame Anfahren der langen D-Züge mit einer Dampflokomotive: wenn die schwarze riesige Lokomotive laut schnaufend Kraft sammelte, der Fahrdienstleiter mit der roten Mütze die runde, grüne Kelle in die Höhe streckte, seine Trillerpfeife ertönte, die Menschen sich aufgeregt aus den herunter geschobenen Abteilfenstern beugten, winkten und die Waggon zu rollen begannen.

Er war am Bahndamm aufgewachsen. Einer seiner ersten Berufswünsche soll, wie man ihm erzählt hatte, „Lokomotivführer“ gewesen sein.

Bei Frankfurt, als er die letzte Butterstulle vertilgte, wurde ihm schwummerig: Carl blickte auf den restlichen Bissen der Stulle, plötzlich bewusst, dass er gerade das letzte Stück seines bisherigen Lebens zwischen den Zähnen hielt.

Solange er sich erinnern konnte –während der Schulzeit, während der Zeltlager, während der Urlaubsfahrten, während des Militärdienstes –immer hatten andere das Brot eingekauft, den Belag vorbereitet, die Stullen geschmiert: er selbst hatte sie immer nur zu essen brauchen.

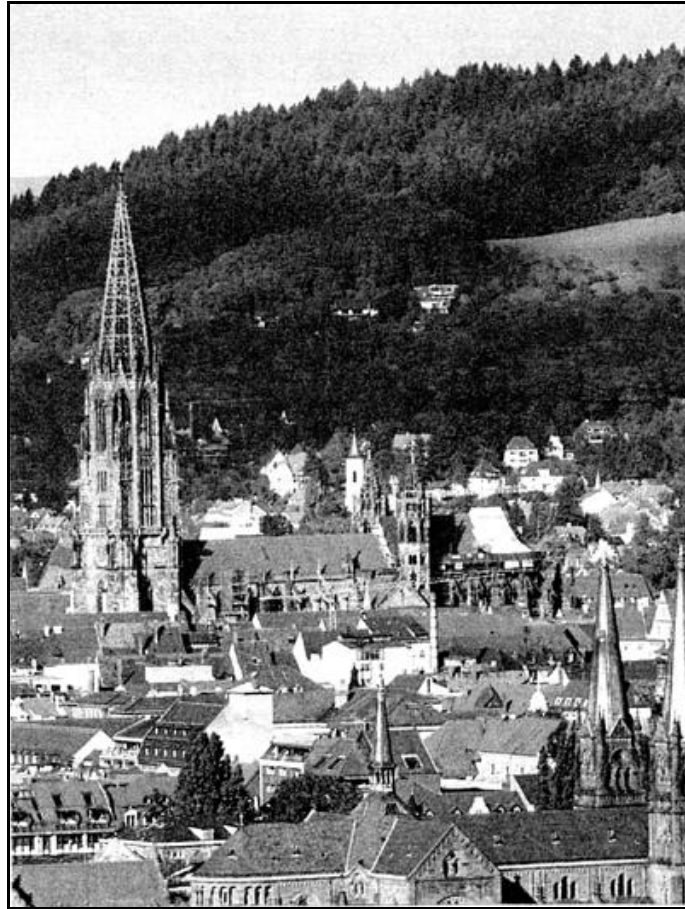
Zwanzig Jahre alt, hielt er bis Mannheim den letzten Bissen in der Hand und grübelte darüber nach, wann man damit beginnen sollte, sein persönliches Museum einzurichten, als es dem Zufall des übrig gebliebenen Strandgutes zu überlassen, was in späteren Jahren des Lebens von den vergangenen Jahrzehnten erhalten geblieben sein würde: dieser Brotkanten, mit der dünnen Butterschicht und dem sauber abgezirkelten Wurstbelag, der immer exakt vor der Kante endete: wenn er ihn jetzt aufessen würde: er wäre vergangen: für immer.

Gleichgültig stopfte er schließlich, mit dem Abfahrtspfeifen des D-Zuges in Offenburg, den letzten Bissen des Brotes in

Carsten Frerk: Blaue Blume Rot

den Mund –gab ihm aber immerhin, und Mutter, die letzte Ehre, sorgfältig einzuspeicheln und ordentlich durchzukauen. Beinahe hätte er die Ankunft des Zuges in Freiburg verschlafen. Der Wehrdienst war beendet, das Studium lag nun vor ihm. Danach, Jahre später, hat er dann seinen Lebensunterhalt als Industriedrucker verdient.

Carsten Frerk: Blaue Blume Rot



Blick auf Freiburg im Breisgau

1.

Die gleichmäßigen, andauernden ‚Tak-Tak‘, ‚Tak-Tak‘ des D-Zuges Hamburg-Basel haben mich nach sieben Stunden Fahrt in der endlosen rheinischen Tiefebene ermüdet. Das ständige ‚Tak-Tak‘ des vorderen Räderpaares des Waggons vor mir und kurz darauf das ‚Tak-Tak‘ der hinteren Stahlräder des Waggons hinter mir, wenn sie die Nähte der zusammengeschweißten Schienen überfahren, fehlt plötzlich: der D-Zug musste stehen.

Schlaftrunken reiße ich meine Jacke vom Haken neben dem Abteilstfenster, zerze den Koffer vom Gepäckträger –zwischen Offenburg und Freiburg hält der Zug nicht an –und bin schon am Schaffner vorbei auf den Bahnsteig hinaus, als die Waggons, gleichzeitig mit dem tiefen Schnaufen und Zischen der Schnellzuglokomotive, bereits wieder anrollen.

Ich wuschel mir die Haare zurecht, stelle den Koffer auf die Steinplatten des Bahnsteiges und krame in der Jackentasche nach dem Zettel mit der Adresse, die Klassenkamerad Haffner mir aufgeschrieben hatte: ‚Drei-König-Straße‘ erinnerte ich noch, die Hausnummer hatte ich vergessen.

Als erstes kommt der Schlüssel zum Vorschein, dann, nach weiterem graben, schließlich auch der zerfaltete Zettel, auf dem gerade noch ‚Dreikönig‘ und ‚27‘ zu erkennen sind.

„Stadtplan brauchst du in dem Nest nicht“, hatte Haffner noch gesagt: „Vom Bahnhof mit der Straßenbahn Richtung Littenweiler. An der Brauerei Panther aussteigen.“

Der Wirtin wollte er meine Ankunft schriftlich mitteilen: damit sie sich nicht erschreckte oder die Polizei alarmierte, wenn unangemeldet ein Fremder ihre Wohnungstür aufschließen würde.

„Brauerei Panther?“ Der uniformierte Straßenbahnschaffner schüttelt auf seiner Empore bedächtig den Kopf: „Sie meinen wohl die Brauerei Ganter?“

Woher soll ich wissen, ob in dieser Stadt die Panther Ganter hießen? „Vermutlich“, räume ich als Unkundiger höflich ein.

Als sommerlicher Kinderurlauber hatte ich seinerzeit noch kein Bier getrunken, auch für Wein war noch keine Zeit gewesen.

„Dann macht das fünfzig Pfennig!“

Das ist zehn Pfennige billiger als in Hamburg: dafür bekomme ich einen ordentlichen, bunten Fahrschein aus kräftigem Papier – nicht diese rausgenudelten dünnen Papierstreifen in den Hamburger Autobussen – und noch einen Platz direkt neben der Empore: damit der Schaffner mir freundlicherweise die Haltestelle anzeigen kann.

Offensichtlich hat nicht nur mein Koffer, sondern auch die Verwechslung des badischen Ganters mit einem hochdeutschen Panther mich sofort als tumben Fremden erkenntlich werden lassen.

2.

Die Nummer 27 zu finden ist einfach, das vierte Stockwerk zu ersteigen schon beschwerlicher: der Einstieg in die lichten Höhen des universalen Geistes ist ein langsames, atemverschnaufendes Bewegen meines Stunden um Stunden durchgetackerten, müden Körpers, den mutterbepackten schweren Koffer an der Hand.

Vorsichtshalber klinge ich: Es ist mir angenehmer, die zimmergebende Wohnungsbesitzerin an der Tür zu begrüßen, als ihr unverhofft erst später, womöglich noch nachts im Hemd – auf dem Flur zu begegnen.

Die Frage, ob sie zu Hause sei, wird durch den plötzlichen Lichtpunkt, als der Türspion von innen geöffnet wird, zumindest in der Weise beantwortet, dass jemand in der Wohnung ist.

Vor dem Ziehen des Klingelgriffs habe ich mir noch einmal mit den Händen durch die Haare gestrichen, die Krawatte angezogen: nun setze ich ein freundliches Gesicht auf, in der

Absicht, zumindest als harmloses Subjekt eingestuft zu werden.

Die optische Überprüfung ist offensichtlich zu meinen Gunsten ausgefallen: der Lichtpunkt im Türspion verschwindet: die Tür öffnet sich: Eine ältere Frau versperrt den Türrahmen: ergraute Gouvernante, den kräftigen Busen mit buntem Klein-geblühten bedeckt, das den Körper bis zu den ledernen Spangenschuhen verhüllt.

„Guten Abend, mein Name ist Carl Harcott. Herr Haffner, ihr Mieter, hat mir erlaubt, in seinem Zimmer für ein paar Tage ...“.

„Kommen Sie herein. Er hat es mir geschrieben. Für ein paar Tage bin ich damit einverstanden.“ Damit werde ich eingelassen. Sie nennt weder ihren Namen, noch nimmt sie meine ausgestreckte Hand der Begrüßung zur Kenntnis. Aber, wie ich aus ihren Worten schließen konnte, bin ich zumindest geduldet. Weitere Freundlichkeiten sind vermutlich als verdächtiger Versuch der unerwünschten Fraternisierung untersagt. Sie dreht mir ihren breiten, geblühten Hintern zu und geht den dämmerigen Flur hinunter: „Hier hinten ist das Zimmer von Herrn Haffner.“ Damit öffnet sie die letzte Tür auf der rechten Seite des Flures. Die Wohnungstür zu schließen, gehört offenbar zu meinen mieterlichen Pflichten.

Während ich mich an ihr vorbei in das Zimmer hinein schlängele, mache ich mich noch dünner als ich es sowieso bin, um keine ihrer Blümchen zu berühren oder gar zu drücken.

„Badbenutzung von acht bis neun Uhr morgens, abends nicht nach 22 Uhr. Damenbesuch und das Kochen im Zimmer ist nicht gestattet. Die Küche befindet sich gegenüber der Wohnungstür! Unnötiger Lärm ist zu vermeiden!“

Bedaure, dass die Frauen im Westen Deutschlands keinen Dienst in Uniform ableisten dürfen: sie hätte einen prima Feldwebel abgegeben – einen der verhassten Sorte, die in den ersten Kriegstagen von ihren eigenen Leuten hinterrücks erschossen werden. Ich muss mich beherrschen, nicht die Hacken zusammen zu knallen und: „Jawohl, Frau Wirtin!“

herauszuposaunen – sie hätte das als unpassende Ironie verstehen können: so verkneife ich mir auch jedes unziemliche Grinsen.

„Wo, bitte, ist das Badezimmer?“

„Hier!“ Damit deutet sie auf eine Tür, die meinem dunklen Gemach direkt gegenüberliegt.

„Sie haben einen Wohnungsschlüssel?“

Ihr Ton und ihre Haltung erinnern mich so überraschend an das Auftreten der DDR-Grenztruppen bei der Transitkontrolle nach und von Berlin, dass ich nur kurz und bündig mit: „Ja-wohl!“ antworte. Soll ich Haffner eine Fotografie von den Schildern auf der westdeutschen Seite der innerdeutschen Grenze schenken: „Denken Sie daran, Sie fahren weiterhin durch Deutschland!“?

„Gute Nacht!“ Damit ist die geblühte Grenztruppenkommandeuse im Halbdunkel des Flures verschwunden.

Leise schließe ich die Zimmertür, gehorsamst jeden unnötigen Lärm zu vermeiden, setze mich mit der Frage, was denn ‚nötiger Lärm‘ wäre, auf das Bett, als mich das Quietschen des Sprungfederrahmens sofort in die Realität des ‚Damenbesuch nicht gestattet!‘ zurückholt: erstens kannte ich hier noch niemanden, eine Dame sowieso nicht, und zweitens war ihre Ermahnung meines Erachtens völlig überflüssig: ich hätte nicht gewusst, welcher „Dame“ ich dieses Quietschen hätte zumuten wollen.

Also: ‚Damenbesuch und Kochen nicht gestattet‘ muss heißen: hiesige Damen sind besuchsfähig und kochen dabei, und das wiederum würde heißen, dass sie mit quietschenden Sprungfedern keine Probleme haben: macht mich durchaus neugierig. Ob es wohl einen Unterschied zwischen ‚Damen‘ und ‚Frauen‘ gibt? Macht mich auch neugierig.

Haffner hatte mich vor der zimmergebenden Vermieterin gewarnt.

Mir dämmert: zwischen theoretischem Wissen und praktischer Erkenntnis können breite Stoffbahnen mit kreischend buntem Kleingeblühten liegen.

Haffner hatte gemeint, er habe sich inzwischen daran gewöhnt: Immerhin hätte sie den Vorteil, dass sie weder in seinen Klamotten herumschnüffelte, wenn er nicht da war, und auch nicht zu ihm ins Bett steigen wollte oder mit Cognac in das ihre lockte. Außerdem könne er sich nur ein Zimmer für sechzig Mark leisten. Abgeschlossene, sturmfreie Buden gäbe es aber nicht unter hundert Mark. Damit war für ihn das Thema beendet gewesen. Basta.

Der Gedanke, dass dieser geblünte Dragoner Haffners Bett teilen können wollte, lässt mich rückwärts auf die Matratze fallen, dann aber sofort den Eisenrahmen umklammern, um die augenblickliche Quietschorgie umgehend mit meinem erstarrten Körper zu beenden: das Quietschen war sicherlich ‚unnötiger Lärm‘.

Ich hatte mich bereits entschieden, die Matratze und meinen Körper direkt auf den Fußboden zu betten. Mit dem Wohnungsschlüssel in meiner Jackentasche, ich wollte tunlichst jede Grenzkontrolle bei meiner Rückkehr vermeiden, entfliehe ich diesem Verlies, um irgendwo ein Bier zu trinken.

Wollte ich meine Situation in ein angenehmeres Licht rücken, als ich beim süffigen Bier über den geblünten Dragoner nachdachte?

Dem Augenschein nach: Mitte sechzig - also um die Jahrhundertwende geboren: zu Kaisers Glorreichlichkeiten. Einen Ehemann? Anscheinend nicht oder nicht mehr - Haffner hat mir auch nichts davon berichtet. War er im Krieg gefallen? Auf jeden Fall ist sie unbemannt.

Wenn sie so - wie sie war - ein Zimmer vermietete - es macht ihr offensichtlich keine Freude - musste sie ihre Witwenrente notgedrungen aufbessern, indem sie - möglicherweise des Zimmer des ebenfalls abhanden gekommenen Sohnes - an junge Männer vermietete, die sie immer wieder an diesen Sohn erinnerten?

Und diese Studenten: sie verließen sie nach wenigen Semestern wieder - genauso wie ihr Sohn, ihr Mann? Warum also hätte sie freundlich sein sollen?

Beim zweiten Bier beschließe ich, ihr am nächsten Tag einen Blumenstrauß zu schenken.

3.

Am Morgen lasse ich den Wecker laut und lange klingeln - acht Uhr - um dem geblühten Dragoner, der sich dann als gestreifter kurz blicken läßt, die Information verlauten zu lassen: das Bad wird gleich belegt sein. So ist die Morgentoilette ohne intensive Musterungen oder nervende Grenzkollisionen überstanden: saubere Rasur, die Krawatte ordentlich gebunden, korrekte Bügelfalte und die Schuhe sind geputzt.

Haffners Hinweise zur Zimmersuche sind erfolgreich. Erstens: Anreise vier Wochen vor Semesterbeginn, zweitens: Abklappen der Schreibwarenläden rund um die Universität: dort hängen die Privatvermieter ihre Angebote aus und vor dem zweiten Schreibwarenladen stehend, sehe ich gerade, wie hinter der Schaufensterscheibe ein neuer Zettel an der Tafel ‚Zimmer zu vermieten‘ befestigt wird: „Wiehre, Günterstalstraße, Gartenhaus, 90,-.“

Zwei Mark Vermittlungsgebühr für die genaue Hausnummer und das Abnehmen des Zettels und ich verpflichte mich, ihn zurückzutragen, falls ich das Zimmer nicht mieten würde.

Die Fahrt mit der Straßenbahn stellt sich als typischer Anfängerfehler heraus: es sind nur drei Stationen oder zehn Minuten zu Fuß.

Die dortige Vermieterin, gleichzeitig Hauseigentümerin, wohnt im Hochparterre des Vorderhauses und führt mich in den Garten: Im hinteren Eck, Zugang direkt von der Straße durch das Gartentor, steht im Winkel hoher Brandmauern der angrenzenden Häuser ein schmales Gartenhaus aus Stein.

Rechts von der Haustür, ganz in der Gartenecke, die Küche mit Ecksitzbank, Esstisch, Spüle und Elektrokoher mit zwei Platten. Nach vorne heraus ein Zimmer mit Ölofen. Dazwischen, direkt gegenüber der Eingangstür, ein kleiner, lichtlo-

ser Raum mit Waschbecken, Toilette und Dusche: alles etwas verwahrlost: die Küchenschränke stehen auf der Spüle und die staubigen Tapeten haben sich zum Teil in den Nähten am Deckenansatz von der Wand gelöst.

„Mein Sohn hat es sich eigentlich für sich selber herrichten wollen. Aber nun hat er einen Studienplatz in Heidelberg bekommen“, erklärt die Hausbesitzerin wie entschuldigend.

Die Apfelbäume zwischen dem Wohnhaus an der Straße und dem Gartenhaus: ein idyllischer Ausblick aus den Fenstern. Eine Behausung wie auf dem Land - mitten in der Stadt - und das Wichtigste: keine kleingeblühten Dragoner oder Grenztruppenkommandeusen.

Ohne langes Zögern unterschreibe ich den Mietvertrag, zahle sicherheitshalber gleich die erste Monatsmiete. Die 90,- Mark liegen innerhalb des kalkulierten Betrages von 150,- Mark für Miete, Strom und Heizung. 300,- Mark habe ich für Lebensmittel, Haushaltskram und Kleidung. Weitere 100,- Mark sind für Bücher vorgesehen und die restlichen 50,- müssen für Kultur, Freizeit, Fahrkarten reichen.

Diese 600,- Mark erhalte ich als monatlichen Wechsel von meinen Eltern. Das liegt deutlich über dem Honneff-Geld der Studienförderung: es ist der Betrag, den mein bereits studierender zweitältester Bruder als notwendig vorgeschlagen hatte und den mein Vater als Höchstbetrag steuerlich absetzen konnte. Zehn Semester hatte er mir bewilligt.

4.

Der Blumenstrauß aus bunten Asten mit dem dazwischengebundenen Schleierkraut für den gestreiften Dragoner ist gleichzeitig ein Abschiedsgruß, als ich meinen Koffer aus dem Verlies abtransportiere.

Haffner dankte es mir später, als er sich wunderte, wieso aus dem grimmigen Feldwebel der Grenztruppen deutscher Konvention eine freundliche Vermieterin geworden war.

Nach Unterstellen des Koffers fahre ich noch einmal nach Hamburg: Bettzeug, Gardinen, Bücher, einige persönliche Dinge in zwei Kartons zu verpacken und mit auf die Reise zu nehmen. Nun bin ich endgültig fort gegangen.

In der Mensavorhalle habe ich mir die vorgeschriebenen Unterlagen abgeholt, ausgefüllt und entsprechend dem Zulassungsbescheid zum Studium „in einen an sich selbst adressierten, mit 0,50 DM frankierten größeren Umschlag (offen) in die dafür bezeichneten Behälter“ eingeworfen: „Zulassungsbescheid, ausgefüllte Karteikarte (Studenten grau, Studentinnen rosa), ausgefülltes und mit Unterschrift versehenes Studentenausweisformular und 2 Lichtbilder mit Namensaufschrift auf der Rückseite“.

Mit Haffners Unterstützung sind zwei Wochen später die Wände des Gartenhauses ausgebessert, frisch weiß gestrichen, die Küchenschränke an Haken gehängt, Gardinen angebracht und abschließend rutsche ich auf den Knien herum und schrubbe das Linoleum picobello.

Zufrieden betrachte ich das Ergebnis: vor dem Fenster zum Gartentor steht der schwere, dunkelbraune Schreibtisch, den ich mit Haffner vom Dachboden des Vorderhauses heruntergewuchtet hatte, daneben das Bücherregal: alte Baubretter, abgeschmiegelt und geschliffen, mit hochkant dazwischen gestellten weißen Mauersteinen: beides gab es auf Baustellen als Abbruchreste - nach Verhandlungen mit den Bauarbeitern und einem Trinkgeld. Die Liege steht parallel zur Wand, bedeckt mit einem dünnen orangefarbenen Webpelz. Das nächtliche Bettzeug wird als tägliche Rückenrolle eingedreht. Zur Feier des Tages gibt es gebratene Hähnchenkeule, das Kilo zu 1,78 DM, Salzkartoffeln und eine Flasche Bier.

Schneller als gedacht mit dem Renovieren und der Einrichtung meines ‚Hexenhäuschens‘ fertig geworden. Haffner hat mächtig geholfen. Lachend haben wir uns gegenseitig beim Kochen fotografiert: Haffner mit dem Pfannenschaber und

einer Gabel als ‚Ohren‘, ich mit den weißen Tellern und dem ersten richtigen Essen im eigenen Zuhause.

Haffner erzählt, dass viele Studenten in der Stadt wie die Tauben unter den Dächern wohnen – bin also froh, mit beiden Füßen auf der Erde stehen zu können.

Die Dinge haben ihren Platz gefunden, den sie sich selbst oder ich ihnen gegeben habe.

FROH ZU SEIN, BEDARF ES WENIG ...

5.

Zwei Wochen verbleiben noch bis zum Beginn des Semesters. Nachdem ich meine eigene Bleibe gefunden habe, bin ich nun bereit, Tante Grete zu besuchen.

Obwohl ich sie Tante nannte: im verwandschaftlichen Sinne ist sie es nicht. Sie hatte meinem Vater ein Zimmer vermietet, als der 1936 in Freiburg Medizin studierte. Grete und ihrem Mann gehörte ein Haus im Stadtteil Waldsee, in der Jahnstraße.

Mein Vater erinnerte es als die lustigste Zeit der Studierenerinnerungen, wenn er und seine Kameraden, Mitglieder einer schlagenden Studentenverbindung, vom Kommers kommend, in vollem Wichts, also mit Mütze, Farbenband und umgeschnallten Säbel, sternhagelvoll besoffen, den Weg nach Hause suchten - das große Schwabentor konnten sie dann immer noch erkennen. Dahinter wurde die Orientierung schwieriger: also zückten sie die Säbel, setzten die Spitze in die Straßenbahnschienen und los gings, immer den Schienen entlang. Die scharfe Abbiegung in der Schwarzwaldstraße, wenn die Straßenbahn nach rechts weiterfuhr, war offensichtlich, dann brauchten sie nur noch zu zählen, bis sie die fünfte Querstraße erreicht hatten.

Ich frage mich später machmal, nachts, noch unterwegs, wenn ich mich daran erinnerte, wie viele Autos mich wohl überfah-

ren hätten, falls er betrunken mitten auf der Schwarzwaldstraße herumspaziert wäre.

Als Schüler hatte ich Tante Grete zweimal während der Ferien besucht. Dieses kindliche ‚Tante‘ für eine ältere Frau, mit der Kind nicht verwandt war, hat sich über die Jahre erhalten.

Tante Grete ist eine herzensgute Frau. Auf kräftigen Beinen stehend, hat sie alle Schwankungen der Zeit mit Optimismus und den Erträgen des großen Gartens überstanden: Das Leben ist für sie nur eine Frage der Organisation. Sie hat aber einen entscheidenden Makel: brühwarm berichtet sie meinem Vater in ihren Briefen alles, was ich unternahm. Wenn ich schon zu meinen Eltern auf Distanz gegangen war, dann wollte ich nicht der Kontrolle eines vorgeschobenen Beobachters unterliegen.

Die telefonische Anmeldung nach dem Frühstück ergibt eine Einladung zum Mittagessen am gleichen Tag: es würde Sauerbraten geben.

Die tantige Umarmung gehört zum Begrüßungsritual. Mit einem „Geh’ doch schon in den Garten!“ ist sie in ihrem Kittel schon wieder in der Küche verschwunden.

Der große Esstisch im Garten! Während der Ferienaufenthalte immer mein Lieblingsplatz: Dort saß ich im Schatten der großen Kastanie, die dicken Schmöcker über die Erfindung des Soda, des Anilin, der Bessemer-Birne und anderer technischer Errungenschaften auf der dicken Holzplatte des Tisches gestapelt und hatte eines nach dem ‚verschlungen‘. Der eine der beiden Söhne von Grete war Chemiker geworden. Seine Jugendbücher waren auch meine Ferienlektüre gewesen.

Überrascht bleibe ich an der Treppe zum Garten stehen: auf meinem geliebten Schattenplatz sitzt bereits jemand. Sie legt das Buch, in dem sie gerade noch gelesen hatte, auf den Tisch, steht auf und blickt mir entgegen: eine der Studentinnen, denen Grete Zimmer vermietete.

Grete vermietet nur an Studentinnen: das machte ihr mehr Spaß. Junge Frauen sind ihrer Ansicht nach nicht nur unter-

haltsamer als Studenten, sie seien auch ordentlicher und sauberer als ihre männlichen Kommilitonen. Sie kochen mit, sie waschen auch ihre Wäsche selbst: Grete braucht nicht, wie sie meint, „die Ersatzmutter für die jungen Herren der Schöpfung“ zu spielen.

Ich missbillige die Anwesenheit dieser Studentin als Beschlagnahme meines Reservates und voraussichtliche Ruhestörung. Auch wenn sie niedlich aussieht: dunkler Bubikopf, wohl neunzehn, sehr schlank, der weiße Rock endete eine Handbreite über dem Knie - sie will vermutlich unterhalten werden.

Höflich geben wir uns die Hand und mit einem „Carl“, auf das sie mit „Nina“ antwortet, ist auch dieses Begrüßungsritual formal überstanden. Nach dem Mittagessen würde ich sehen, dass ich mich schnell wieder von dannen machte.

„Nina! Carl! Tragt schon mal das Essen auf!“ Gretes Organisation erspart uns beiden peinliche Floskilitäten. Gerne übernehmen wir das Herausragen des Geschirrs, der Sauerbratenplatte, Spätzleterrine, Gemüseschüssel und Sauciere.

„Na, habt ihr euch schon bekannt gemacht?“ Ein stummes Nicken ist die Antwort - außerdem soll man mit vollem Mund nicht reden.

„Nina ist meine Enkelin. Sie verbringt hier vierzehn Tage ihrer Ferien.“

Ich nicke nur, als Zeichen, dass ich verstanden habe: dann ist sie sozusagen inkorporierte Verwandtschaft. Dementsprechend ist also ein ‚du‘ angesagt.

Ich wundere sich, dass Grete mir am Telefon nichts von diesem Besuch erzählt hat – und da sie mich nicht weiter vorstellt, hat sie ihr anscheinend schon einiges über mich berichtet. Dann schwant mir Ungemütliches: Das ‚vierzehn Tage‘ hatte Grete so belanglos nebenbei gesagt, dass ich nicht entscheiden konnte, ob sie es als reine Sachinformation gemeint hat oder mir damit etwas Bestimmtes bedeuten wollte?

Sauerbraten: Festbraten zur Begrüßung seltener Gäste. Da ich mich aber erst heute Morgen überraschend angemeldet

habe - Sauerbraten aber mindestens einen Tag vorher eingelegt werden musste - konnte das nur heißen ... „Nina ist gestern angekommen.“

Sie ist also der seltene Gast. „Was meinst du ...“, dabei blickt Grete mich auffordernd an, „... könntest du Nina heute nachmittag die Stadt zeigen?“

Da ich noch kaue, blicke ich erst Grete groß an, dann auf der anderen Tischseite diese Nina, die aufmerksam meine Reaktion beobachtet.

Prompt erhöht Grete den verwandtschaftlichen Pflichtdruck: „Ihr könntet doch zum Beispiel auf dem Schlossberg spazieren gehen und ins Greiffeneggschlössle zu Kaffee und Kuchen einkehren.“

Hat mir gerade noch gefehlt, eine ..., was ist sie eigentlich zu mir? Falls Grete tatsächlich meine Großtante wäre, dann wäre diese Nina eine ... Cousine zweiten Grades? Andererseits ist diese Verwandtschaft nur eine soziale, keine biologische: also im Prinzip überhaupt nicht vorhanden.

Das ist mir aber egal: die Kaffee- und Kuchenpreise des Greiffeneggschlössles liegen oberhalb meines Budgets. Tante Grete hatte mich vor einigen Jahren einmal dorthin ausgeführt. Solche Ausgaben wären nur angebracht gewesen, wenn ich die junge Dame hätte beeindrucken wollen. Will ich aber nicht.

Ein zweiter stummer Blick über den Tisch - ich kaue immer noch, obwohl ich nichts mehr zwischen den Zähnen habe - stellt die Weichen: der Tante hätte ich mich verweigern können, nicht aber dem stillen Blick der Nicht-Cousine.

Wenn irgendwie deutlich geworden wäre, dass sie es erwartete: ich hätte glatt Nein gesagt. Ihr stiller, fragender Blick ließ mir die Freiheit: Ja zu sagen. Nicke also zustimmend und kann endlich mit dem leeren Kauen aufhören.

Grete legt sich wacker ins Zeug. Sie bestreitet so ziemlich allein das Tischgespräch, indem sie alle möglichen Vorschläge ausbreitet, was diese Nina und ich unternehmen könnten. Das ganze hört sich doch verdächtig nach einem Programm für die nächsten vierzehn Tage an.

Einen Nachmittag? In Ordnung - schon aus Dankbarkeit Grete gegenüber, da sie mich in den Schulferien aufgenommen hatte. Die weiteren Tage muss das Mädel dann alleine sehen, wie es seine Zeit verbrachte.

Während des Essens wird immer deutlicher, dass Nina und ich wie die Ölgötzen dasitzen, das Essen als guten Vorwand benutzen, nicht reden zu müssen. Zumindest Tante Grete freut sich: schließlich sind die Schüsseln leer.

6.

Ohne weitere Umstände komplimentiert die Tante Großmutter Nina und mich aus dem Haus hinaus: wir sind uns überlassen. Unentschlossen stehen wir vor der Eingangspforte: „Willst du auf den Schlossberg hinauf?“

Nina blickt mich fragend an: „Willst du?“

„Naja, man hat von dort aus schon einen recht guten Blick auf die Stadt hinunter...“

„Gut, meinetwegen.“

Begeistert klingt das nicht. Schlossberg heißt nach rechts: also trollen wir uns.

„Was studierst du eigentlich?“

„Ich? Nichts. Ich bin im dritten Lehrjahr als Chemielaborantin.“

Das habe ich nicht vermutet. „So richtig mit Knallen, Stinken und Farben?“

Nina gibt mir einen leichten Knuff in die Seite. „Ich weiß ja nicht, woher du deine Chemiekenntnisse hast, aber mit dem, was du anscheinend in der Schule gelernt hast, hat die tägliche Arbeit in einem Chemielabor nur sehr wenig zu tun.“

Chemie hatte ich bereits mit der elften Klasse abgeschlossen: so kann ich nicht nur unbefangen meine Dummheit zugeben, sondern auch fragen. Nina erzählt von ihrer täglichen Arbeit. Ohne es besonders zu bemerken, waren sie schon den Anstieg

zum Schlossberg hinaufgewandert und oben auf dem Rundweg angekommen.

Alles hatte sich inzwischen gewandelt. Nina erzählt: sie lacht, prustet, wenn sie von den Missgeschicken während der Arbeit berichtet, ich höre staunend zu: sie lebt in einer Welt, einem Alltag, den ich so bisher nicht kennengelernt habe. Ich hatte meine Ferienjobs auf dem Bau gearbeitet, aber das war etwas völlig anderes gewesen, als tatsächlich jeden Tag schon berufstätig zu sein. Nina fängt an, mir zu gefallen.

Inzwischen ist das Greifeneggschlösschen näher gekommen. Meine Aufmerksamkeit wendet sich der finanziellen Situation zu. Nicht nur, dass zwei Gedecke Kaffee und Kuchen meinen Etat überschreiten würden, eine verstohlene Überprüfung meiner Geldbörse ergibt, dass ich aller Voraussicht nach auch zu wenig Geld bei mir habe. Ich höre ihr nur noch mit halber Aufmerksamkeit zu, überlege immer angestrengter, wie ich sie von dem Café weglotsen konnte. Meine Sympathie für Nina verstärkt sich sofort noch mehr, als sie mir einen Ausweg eröffnet: „Sag mal, wo wohnst du eigentlich?“

In Gedanken brumme ich: „Günterstalstraße, Gartenhaus.“

Skeptisch mustert Nina mich von der Seite: „Glaub’ ich nicht. Du wohnst ganz bestimmt in so einem düsteren Studentenzimmer und willst es mir nur nicht sagen!“

Ich bin stehen geblieben: „Natürlich würde ich das sagen!“

„Ach, ja? Wahrscheinlich ist kein Damenbesuch gestattet!“

Ich betrachte ihre sportliche Figur, die weiße Bluse und den kurzen weißen Rock: „Wenn du dich selber damit meinst, dann kannst du beruhigt sein, eine Dame bist du nun wirklich nicht!“

„Danke, ich verstehe das als Kompliment.“

„Ist kein Kompliment. Und im Übrigen gibt es da keine Wirtin, die Angst haben könnte, wegen Kuppelei angezeigt zu werden, wenn du zu Besuch mitkommen würdest. Erstens bist du zumindest eine Nenn-Cousine und zweitens kann ich in meinem Gartenhaus tun und lassen was ich will!“

Nina blinzelt: „Auch Kaffee trinken?“

„Ja, sicher: Los, komm!“ Damit greife ich nach ihrer Hand und im Schweinsgalopp geht es querfeldein den Hang hinab, am teuren Café vorbei, die Treppenstufen hinunter - bevor sie es sich vielleicht doch noch anders überlegt.

Außer Atem lassen wir auf dem Bürgersteig unsere schnellen, kurzen Schritte langsam auslaufen, und: wir halten uns weiter an den Händen. Schweigend gehen wir durch die Straßen, spüren die körperliche Nähe: Wir wissen nicht mehr, worüber wir reden sollen.

Kurz nach der Dreisambrücke kaufen wir zwei Stücke Kuchen in der Johannis-Konditorei. Damit ist die Berührung unserer Hände beendet: nicht wegen des Kuchenpäckchens, das trage ich auf der linken Hand - nachdem ich sie losgelassen habe, jetzt ihre Hand wieder zu berühren, kommt mir wie ein Übergriff vor. Auch Nina scheint einen unmerklich größeren Abstand zu mir zu halten, als noch auf dem Weg den Schlossberg hinauf.

„Da sind wir.“ Erleichtert biege ich vom Bürgersteig Richtung Gartentor ab und öffne den Überwurfriegel der Gartenpforte. Überrascht blickt Nina mich von der Seite an, schaut dann wieder auf das mit Weinlaub berankte Gartenhaus: „Du hast ja tatsächlich die Wahrheit gesagt!“

„Du scheinst ja seltsame Erfahrungen mit Männern zu haben. Warum hätte ich lügen sollen? Spätestens jetzt hätte ich doch blöd dagestanden, wenn es nicht die Wahrheit gewesen wäre.“ Leise knirscht der Kies des Gartenpfades unter den Schuhen.

„Und du wohnst hier ganz allein?“

Oh, Mann, die Frau konnte fragen! „Nein, ich teile mir das Häuschen mit zwei Kommilitonen.“

„Und die sind jetzt nicht zu Hause?“

„Nein, wir nutzen es in drei Schichten. Otto hat die Nachtschicht von zehn bis morgens um sechs, Franz die Frühschicht von sechs Uhr morgens bis vierzehn Uhr und ich die Nachmittagschicht von zwei bis ...“

Nina bleibt stehen. „Carl, Otto, Franz – wie viele Vornamen stehen eigentlich auf deinem Taufschein? Du willst mich verkohlen?“

Sie hat mich durchschaut: mein Versuch, ein empörtes Gesicht aufzusetzen, misslingt. „Gut, ich bin zwar nie getauft worden, aber du hast recht: ich wohne hier alleine. Für einen zweiten wäre auch kein Platz. Du wirst schon sehen...“, damit schließe ich die Tür auf, „... ich habe zwar vier Zimmer, aber nur einen Stuhl.“

Nina schaut mich so skeptisch an, ob das nun die Wahrheit oder erfunden ist, dass ich sie einfach wieder an die Hand nehme und dann in das Haus hinein schiebe.

„Hier rechts ist die Küche, hier das Bad und dort mein Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer.“ Damit öffne ich die Tür zu meinem dreifachen Kombinationszimmer. „Setz dich schon mal, ich mach den Kaffee.“

Mit dem Wasserkochen, Kaffee aufgießen, durchlaufen und abtropfen lassen, lasse ich eine möglichst lange Zeit verstreichen: ich habe das unbekannte Gefühl, mir über irgendetwas im Klaren werden zu müssen: natürlich habe ich ihr auf die Beine und geschaut und nach den Konturen ihres Busens unter der weißen Bluse. Ach was: ich besitze eben nur einen Stuhl. Bisher habe ich auch keinen zweiten gebraucht. Schließlich ist der Kaffee fertig und die Kuchenstücke auf zwei Tellern plazierte.

Nina hat die Fenster geöffnet und die langen, weißen Gardinen vor die offenen Fenster gezogen: die Nachmittagssonne bricht sich mit ihrem Licht in den Gardinen, die sich im Windzug bewegen und die Sonnenstrahlen gemächlich als springende Punkte auf dem Teppich tanzen lassen.

Sie steht neben dem Schreibtisch am Fenster zum Gartentor und betrachtet das Bücherregal, das mit den wenigen Büchern erst eines werden sollte. Aufmerksam blickt sie mir entgegen, als ich das Tablett auf dem kleinen runden Tisch absetze. „Du hast ja tatsächlich nur einen Stuhl.“

Das Gegenlicht der Sonne hat den weißen Stoff ihrer Bluse durchscheinend, so gut wie durchsichtig werden lassen: „Sagte ich doch.“

„Und wo sitzt du, wenn ich den Stuhl belege?“

„Hier.“ Damit habe ich schon meine Schuhe abgestreift, flenze mich auf die Bettliege und stopfe mir ein paar Kissen bequem in den Rücken.

Nina macht keinerlei Anstalten, sich auf den Stuhl zu setzen. Sie bleibt stehen, blickt mich wortlos an, und sie scheint etwas zu überlegen.

„Möchtest du dich nicht hinsetzen?“

„Nein.“ Damit zieht sie ebenfalls die Schuhe aus.

„Ich möchte da nicht so alleine sitzen“.

Sie legt sich neben mich. Wie selbstverständlich öffne ich meinen Arm und wir kuscheln uns behutsam aneinander.

7.

Die erste Scheu des vorsichtigen Tastens und Berührens ist bald vorbei. Den Kuchen haben wir erst später gegessen: Unsere Hände waren zu sehr beschäftigt, als dass wir dafür Zeit gehabt hätten.

Mein zwischenzeitliches, unausgesprochenes Zögern - woher soll ich jetzt ein Präservativ her bekommen - Nina hat es bemerkt, situativ richtig verstanden und mit einem Nasenstüber und einem ins Ohr geflüsterten: „Ich nehme die Pille“ verschwinden lassen.

Wow! Hatte schon befürchtet, dass wir an dieser Klippe nicht vorbeikommen würden. Und dann: kein Gummi notwendig! Keine Angst, dass Ding könnte abrutschen oder undicht sein, immer die Aufmerksamkeit mehr auf diesem verdammten Präser, als auf mich selbst und die Liebe ...

Auf den kalt gewordenen Kaffee verzichten wir: einer von beiden hätte sich der Decke entledigen, aufstehen, etwas an-

ziehen müssen, um neuen Kaffee zu kochen: das Küchenfenster hat keine Gardinen.

Zwischen zwei Kuchenbissen, die wir mit verschlungenen Armen zum Mund balancieren, muss ich unwillkürlich grinsen: „Wenn ich daran denke, dass ich vor zwei Stunden noch daran dachte, wie ich es anstellen könnte, dich heute abend loszuwerden, um dich die nächsten vierzehn Tage nicht auf der Pelle zu haben ...“

Nina streicht mir unter der Decke zärtlich über den nackten Bauch. „Meinst du, ich hätte nicht bemerkt, wie du trocken gekaut hast, um nicht antworten zu müssen?“

„Wirklich?“

Noch nachträglich steigt mir die Schamesröte ins Gesicht.

„Sag mal ...“, sie blickt angestrengt gegen die Zimmerdecke, „was hättest du eigentlich gemacht, wenn ich nicht in deinen Arm gekrabbelt wäre?“

„Puuh, muss ich nachdenken.“ Ich versuche aus meiner bisher einzigen intimen Begegnung mit einer Frau vor Nina eine für mich typische generelle Verhaltensweise abzuleiten: „Nichts.“

„Was, nichts?“ Neugierig richtet sich Nina sich auf und blickt mich überrascht an. Die Bettdecke ist ihr von der Schulter geglitten. Ich schlucke. „Können wir diese Erörterung auf später verschieben?“

„Nein, ich möchte das jetzt wissen.“

Tiefsinnig betrachte ich ihren nackten Busen mit den aufgerichteten Brustspitzen und lasse meinen Zeigefinger langsam die Rundungen umspüren. „Dann würde ich dich bitten, deinen Körper wieder etwas mehr zu verhüllen. Sonst kann ich mich nicht konzentrieren.“

Bereitwillig dreht sie sich wieder in die Decke.

„Also: nichts. Ich bin noch nicht auf eine Frau zugegangen, um sie zu ...“ Mir fehlen die passenden Worte.

Nina betrachtet aufmerksam meinen hilflosen Gesichtsausdruck: „Um sie zu verführen?“

„Nein, beziehungsweise, ja. Das war immer so, dass die Initiative von der Frau ausging.“

Nina läßt die Bettdecke wieder herunter rutschen und klatscht lachend in die Hände: „Ach, du armer Schnulli! Haben dich die Mädels immer verführt?“

„Also, das ‚immer‘ und ‚die Mädels‘ klingt nach sehr viel. So viele waren das bisher nicht ...“, meinte ich klarstellen zu müssen.

Nina mustert mich kritisch: „Du meinst anscheinend, so, wie du dir die Schuhe ausgezogen und dich bequem auf das Bett geflenzt hast, ... das war keine Einladung für mich, das gleiche zu tun? Du bist also nur passiv geblieben?“

„Nein, doch, ich wollte dich schon gerne berühren und dir näher sein ... Aber das war keine Absicht. Schließlich habe ich nur einen Stuhl. Wo hätte ich mich deiner Meinung nach hinsetzen sollen?“

Sie kräuselt die Unterlippe: „Zum Beispiel dort auf den Boden neben dem Stuhl. Dann hättest du mir zu Füßen gesessen!“

„Das wäre nur gegangen, wenn du bereits darauf gesessen hättest. Meinst du, dass du dich, mit dem kurzen Rock, so vor mich in den Stuhl gesetzt hättest, wenn ich schon daneben auf dem Boden gesessen hätte.“

Gedankenverloren spielt Nina mit ihren Fingern an mir herum. „Hast ja recht. Dann hätte ich mich auch auf den Boden gesetzt. Was’n Glück, dass ich stehen geblieben bin.“

„Sicher, sonst würden wir garantiert nicht so herrlich unter einer Decke liegen.“ Ich drücke ihr einen fetten, nassen Kuss auf die Schulter: „Danke, dass du dir die Schuhe ausgezogen hast.“ „Und danke, dass du mir die Bluse aufgeknöpft hast.“ Unter zahlreichen gegenseitigen Dankesbekundungen spielen wir die ganze Abfolge noch einmal durch.

Wir sind dann eingeschlafen. Nina liegt halb auf meiner Seite: ich spüre ihren Körper vom Kopf bis zu den Füßen, starre gegen die Decke, die in dem Licht der Straßenlaternen schwach zu erkennen ist. Nachdenklich kratze ich mir in den Haaren. Die Armbewegung weckt Nina auf: „Meinst du, wir sollen Grete davon erzählen?“

„Wovon? Dass bei mir die Klamotten kunterbunt auf dem Boden herumliegen?“

„Nein. Sie denkt sowieso, dass Männer ziemlich schlampig sind und ihre Kleidung überall herumliegen lassen.“

„Und du?“

Nina kichert: „Ein anständiges Mädchen hat immer darauf zu achten, dass ihre Kleidung nicht zerknittert ist und keine Flecken bekommt. Deshalb habe ich sie ja auch nicht anbehalten können: weiß ist so empfindlich.“

Meine Blicke und Hände gleiten an ihrem verschwitzten Körper entlang: „Möchtest du noch duschen, bevor du dich anziehst.“

„Ja. Aber nur mit dir zusammen.“

Habe ich geträumt? Nein. Alles, was Frauen betraf, bisher so kompliziert: in der Schule, auf der Eisbahn, während der Feten. Körperliches Begehren bisher ein bedeutungsreiches, wortvolles Umeinander, das in heftigem Knutschen und Fummeln seine Grenzen hatte: Wenn es eine deutsche Meisterschaft im Onanieren gegeben hätte: ich wäre für die Teilnahme ohne Vorausscheidung qualifiziert gewesen.

Wir haben es Grete nicht gesagt. Wie hätte sie darauf reagieren sollen, wenn sie es offiziell gewusst hätte? Entweder sie hätte uns beide gleich verlobt oder sich zumindest gegenüber unseren Vätern in unzweideutigen Andeutungen über das Glück der Kinder geäußert. Beides wollen wir nicht.

Lustig: Grete wundert sich, dass wir in den vergangenen vierzehn Tagen ein umfangreiches Besichtigungsprogramm absolviert haben. Warum sie damit belasten, dass wir vormittags immer mit der Seilbahn auf den Schauinsland hinauffahren, dort in der warmen Herbstsonne im Gras lagen, schmusten, knutschten.

Nachmittags in den Erholungspausen zwischen den Kuchenstücken lesen wir uns gegenseitig aus Prospekten die ausführlichen Reisebeschreibungen unserer Tagesausflüge vor, hören Musik: Bee Gees, Stones, Beatles ... Wenn es abends später wurde, sind wir ins Kino gegangen. Grete geht nicht ins Kino.

8.

Als Folge dieser unbeschwerten zwei Ferienwochen hat sich meine Küche vervollständigt. Neben einer Thermoskanne für den Kaffee gibt es nun auch noch einen Korkenzieher und zwei Weingläser.

Nach dem Abschied auf dem Bahnhof sitze ich noch eine Stunde allein auf einer Bank am Bahnsteig und schaue den Zügen nach.

Bin glücklich. Ist Nina der vielversprechende Beginn einer ungebundenen Zeit? Warum haben wir uns eigentlich versprochen, uns nie wieder zu sehen? Diese Tage mit Nina haben mir das Selbstvertrauen gegeben, ein Mann zu sein, die vage Angst genommen, einer Frau körperlich vielleicht nicht genügen zu können.

Warum diese Unehrlichkeit gegenüber Grete? Das Gefühl, unsere kleine gemeinsame Freiheit vor ihrem Zugriff schützen zu müssen, der sie zerstört hätte? Liegt gerade im Wissen der zeitlichen Begrenztheit eines Zusammenseins die Möglichkeit der vorbehaltlosen Öffnung? Wir waren nur für uns gewesen: keiner von uns hatte eine Vergangenheit und wir konnten verantwortungslos gegenüber einer ausgeschlossenen Zukunft sein: einfach diese Tage, diese Stunden, die wir zusammen waren: eine verschworene Gemeinschaft.

Es war auch ein Spaß gewesen, mit Nina zusammen ein Geheimnis zu haben, zwei verschiedene Leben zu leben: das offizielle, mit Händeschütteln und netten Plaudereien, wenn ich sie bei Grete abholte, und unser eigenes, der körperlichen Durchdringung und des ehrlichen Redens.

Lag es auch daran, dass Nina kein Abitur hatte, nicht hofiert werden brauchte und wusste, was sie wollte? Es war ihr Wunsch gewesen, dass diese unsere Tage keine Zukunft haben sollten. Warum?

WER ZWEIMAL MIT DER GLEICHEN PENNT,

GEHÖRT SCHON ZUM ESTABLISHMENT.

9.

Vorbei an Homer und Aristoteles, die überlebensgroß die Stufen der Treppe zum älteren Hauptgebäude flankieren, wandere ich am ersten Tag des Winter-Semesters in der warmen Herbstsonne um das zentrale Universitätsgelände herum. Die Mediziner und Naturwissenschaftler haben ihre Gebäude und Institute im Norden der Stadt.

Homer und Aristoteles = Literatur und Philosophie als die beiden tragenden Säulen der Geisteswissenschaften? Homer mit Lyra in der Hand: Sänger der Odysse - Irrfahrten und Begegnungen? Aristoteles mit langer Schriftrolle auf dem Schoß: Vorzeichen des Studierens?

Schließlich stehe ich vor der langen Seitenfront des felsroten, älteren Universitätsgebäudes. Riesige goldene Lettern, in denen sich die Sonne blendend reflektiert:

DIE WAHRHEIT WIRD EUCH FREI MACHEN

So oben am Hauptgebäude der Universität: Die Wahrheit wird euch frei machen!

Bis jetzt alles, was ich zu lernen hatte, auf den Erwerb von Wissen ausgerichtet. Ausmaß meiner Bildung war bisher daran gemessen worden, ob ich als Kandidat im Fernsehquiz von Hans-Joachim Kulenkampff hätte auftreten können und bei kniffligen Kreuzworträtseln auch die gesuchte Heldenfigur in einer Oper von Richard Wagner mit neun Buchstaben kannte. Nein, nicht Lohengrin, den anderen.

Und nun? Die Wahrheit! Freiheit! Die Gedanken sind frei! Akademische Republik des Geistes und des Strebens nach Wahrheit? Bei meinem Aufblicken zu den Riesen Homer und Aristoteles, zu der goldenen Verkündigung der Wahrheit und Freiheit: empfinde körperlich, dass ich an einer Schwelle

stehe, die ich an diesem Tag überschreiten würde. Erinnert mich an die Bundeswehrzeit, als der Bataillonskommandeur mich drängte, Berufsoffizier zu werden – ähnliche Schwelle: die mögliche Zugehörigkeit zu einer großen Gemeinschaft, wonach ich immer noch eine große Sehnsucht habe.

Zum ordnungsgemäßen Verbleib sind erst einmal das Eintrittsgeld und sechs Stempel im Studienbuch vonnöten: ‚Letzter Eintrag‘ und ‚15.10.1967‘ direkt unter der Auflistung der von mir ausgewählten Lehrveranstaltungen. ‚Hinweis auf die Begrenzung der Studienzeit auf 16 Semester ausgehändigt‘ und ‚Eingeschrieben im Winter-Semester 1967/68‘ oben auf der rechten Seite. Unter der Sollbuch Ordnungs-Zahl ‚5948‘, und nach der Studiengebühr von DM 145,- und der Sozialgebühr von DM 62,- das ‚Bezahlt‘ und der Stempel ‚Universität Freiburg i. Br. - Akademisches Rektorat – Quästur‘, Unterschrift.

‚Quästur‘? Im alten Rom: die oberste Polizeibehörde. Gibt es hier eine Universitätspolizei? Nomen est omen, der Begriff ist die Bedeutung? Werde die Begriffe schon lernen: Statt ‚Kasse‘, offensichtlich zu popelig, also ‚Quästur‘, statt ‚Einschreiben‘ also ‚Immatrikulation‘, statt ‚Kollege‘ jetzt ‚Kommilitone‘ und statt ‚Herr Rektor‘ bitteschön ‚Eure Magnifizenz‘ – zumindest sprach der Universitätsangestellte von ‚seiner Magnifizenz‘, als er mir erklärte, dass es noch eine offizielle Begrüßung der Erstsemester durch den Rektor geben werde. Eine klassische Republik des geistigen Adels: und ich bin nun ein Teil davon.

Carsten Frerk: Blaue Blume Rot



Universitäts-Siegel

10.

Nach Zufalls- und Plausibilitätsprinzip habe ich aus dem Vorlesungsverzeichnis verschiedene Lehrveranstaltungen ausgewählt: Englische Wortbildungslehre / Einführung in die Hilfsmittelkunde des anglistischen Literaturstudiums / English Pronunciation / Deutsch-Englische Übersetzungsübungen / Geschichte des deutschen Wortschatzes / Einführung in das Studium der neueren deutschen Literaturgeschichte / Mittelhochdeutsch / Goethe II / Dichtung und bildende Kunst: Zusammen siebzehn Semesterwochenstunden.

Haffner hatte erzählt, dass man zu den Stunden der Lehrveranstaltungen nochmal das Doppelte an Zeit rechnen müsse, um die Themen vor- und nachzuarbeiten, das wären dann fünfzig bis sechzig Stunden.

Das sollte zu schaffen sein.

Hastig stecke ich das grüne Studienbuch in meine Mappe. Der Blick auf die Uhr treibt mich voran. Es ist Punkt elf. Um elf Uhr soll die erste Vorlesung beginnen.

Verwundert betrete ich den großen Hörsaal 2001.

Eile und Furcht, peinlicherweise zu spät kommen: alle würden auf mich schauen: völlig unbegründet: die Türen des Hörsaals sind weit geöffnet: anstelle der Vorlesung findet gar nichts statt?

Nur zwei Kommilitonen sitzen recht verloren herum. Ich steuere direkt auf den einen der beiden zu: „Guten Morgen. Soll hier nicht Goethe II stattfinden?“

„Professor König beginnt erst kommende Woche zu lesen.“

„Ist er krank?“

„Die Lehrveranstaltungen beginnen alle erst eine Woche nach dem offiziellen Vorlesungsbeginn.“

„Ist das normal?“

„Normal? Ja: es ist eine akademische Tradition. Genauso wie das akademische Viertel.“

„Akademisches Viertel? Ist das hier ein Stadtteil?“

Der erstaunte, musternde Blick bedeutete vermutlich, dass ich eine blöde Frage gestellt habe.

„Akademisches Viertel heißt, dass eine Veranstaltung, die mit 18.00 Uhr c.t. angekündigt ist, tatsächlich erst um 18 Uhr 15 beginnt.“

„Warum schreibt man dann nicht gleich 18 Uhr 15?“

„Tradition.“

Aha! Es gibt also eine akademische Tradition, einfache Dinge unverständlich auszudrücken. Zumindest so, dass ein unbedarfter Mensch sie nicht versteht.

„Du scheinst dich hier ja auszukennen. Kannst du mir noch etwas mehr erklären? Ich bin heute den ersten Tag an der Uni und habe noch keine Ahnung. Übrigens ...“, und damit reichte ich ihm die Hand, „Carl Harcott.“

„Fritz Erik Hoevels. Fünftes Semester Philosophie, Psychologie und Germanistik. Lass uns in die Mensa gehen, da ist es um diese Zeit noch ruhig.“

Hinter seinen dicken Brillengläsern ist der Anflug eines Willkommenlächelns zu erkennen. Der schwermütige Ausdruck wird durch seine blasse Gesichtsfarbe und die schwarzen Haare noch verstärkt.

Ich bin noch zu sehr mit meiner eigenen Unkenntnis beschäftigt, als dass ich auf die Idee gekommen wäre, diesen Fritz Erik zu fragen, warum er als Fünftes Semester hier herumsitzt, wenn das ein traditioneller Anfängerfehler ist.

Beim Kaffee in der Mensa erhalte ich die ersten Informationen über einige Verhaltensregeln und Traditionen der Alma Mater, wie die Universität auch genannt wird, auf deutsch: der Nährenden Göttin Mutter. Der Hörsaal 2001 ist das ‚Audimax‘, Gemeinschaftsräume sind in der ‚Alten Uni‘ ... und zum Abschluss eine Information zum wöchentlichen Treff der Humanistischen Studentenunion, der am gleichen Abend im Hinterzimmer des ‚Karpfen‘ stattfindet und zum Sozialistischen Deutschen Studentenbund, dem SDS, der tags drauf in der ‚Harmonie‘ tagt. Er selber, Fritz Erik, sei Mitglied in der Humanistischen Studentenunion, der HSU.

11.

Abends, im Hinterzimmer des ‚Karpfen‘, ist die Versammlung der HSU schon im Gange, als ich verspätet eintreffe.

Ein schmuckloses, eckiges Geviert: die Wände vergilbt, rissiger Putz, der Geruch von kaltem Rauch, zwei kahle Hängelampen. Der Raum hat auch schon bessere Tage gesehen. Die etwa dreißig Stühle sind zur Hälfte besetzt: fünf Frauen, etwa zehn Männer in Pullovern und Jacken, einer hat einen Mantel an, einer einen Parka. Rechts erkenne ich den Fritz Erik vom Vormittag.

Gegenüber der Tür ein einziger Tisch, quer gestellt, hinter dem ein Älterer sitzt: dunkler Anzug, weißes Hemd, randlose Brille und auffallend blass. Er nickt mir aufmunternd zu, hereinzukommen. Ich soll bald erfahren, dass es der HSU-Vorsitzende Hermann Josef Schmidt ist: sehr gerade sitzend hält er ein Referat, dem die anderen konzentriert zuhören.

„... Das vergangene Sommersemester hat der außerparlamentarischen Opposition endlich die öffentliche Aufmerksamkeit verschafft, um die wir uns lange Jahre vergeblich bemüht haben. Das brutale Vorgehen der Polizei und insbesondere der Tod des Studenten Benno Ohnesorg, der am 2. Juni von einem Berliner Polizisten erschossen wurde, als er friedlich die Demonstration gegen den Schah-Besuch beobachtete, hat viele Studenten und die liberale Öffentlichkeit wach gerüttelt.

Wir dürfen uns aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass diese Mobilisierung überwiegend eine moralische Qualität hat, deren Kern persönliche Bestürzung und Betroffenheit ist. Es wird auch unsere Aufgabe sein, diese eher moralische Empörung in den politischen Zusammenhang zu bringen, in den sie eigentlich gehört.

Wenn die jahrelange Lethargie und politische Uninteressiertheit der Öffentlichkeit und der Studenten endlich aufgebrochen wurde, dürfen wir uns nicht an diesem aufflammenden Protest wärmen, um dann zuzusehen, wie er als Strohfeuer wieder verlöschen wird. Wir werden die theoretischen Balken

in dieses Feuer legen müssen, damit es weiterhin brennt und die Kraft hat, auch den politischen Gegenwind zu überdauern.“

Hermann Josef Schmidt legt eine kurze Pause ein und nippt an seinem Weinglas.

Juni 1967? Die Ereignisse in Berlin? Für mich waren das Zeitungsmeldungen gewesen. Nahe war mir damals der Sechstage-Krieg in Israel, der drei Tage nach dem 2. Juni begann - dem eine wochenlange Spannung vorausgegangen war. Im Offizierskasino in Flensburg standen große Schautafeln mit der militärischen Lage und wir diskutierten engagiert die täglichen Frontberichte, voller Hochachtung für die israelische Armee und Luftwaffe ...

Hermann Josefs Stimme holt mich aus meinen Gedanken zurück in die Gegenwart: „Die andere Seite dieses öffentlichen Interesses ist die fatale Neigung der Massenmedien, Politik und Themen zu personalisieren. So war in den vergangenen Monaten eine Entwicklung zu beobachten, die ich als siebenfache Reduktion der Außerparlamentarischen Opposition bezeichnen möchte.

Die gesamte APO wurde zuerst auf ihren sozialistischen Flügel reduziert. Dann wurden die Gewerkschaften herausgenommen, so dass nur noch die Studenten übrig blieben. Die Studenten wurden dann auf den SDS reduziert, der SDS auf Berlin, Berlin dann auf die Freie Universität und die FU auf Rudi Dutschke.

Abgesehen davon, dass hier ein Feindbild personalisiert wurde, ist die Wirkung nicht ungefährlich. So sehr die Genossen des SDS sich in der plötzlichen Prominenz eines ihrer Genossen sonnen, das sei ihr eigenes Problem: Rudi Dutschke ist weder im Bundesvorstand des SDS noch irgendwann legitimiert worden, für den gesamten SDS zu sprechen. Wenn der SDS akzeptiert, dass der ihnen feindlich gesonnene Springer-Konzern einen ihrer Genossen wie einen Volkstribunen emporhebt, um ihn damit gleichzeitig als Abschreckung vor den eigenen Karren zu spannen, bitte.

Wir selbst, als nicht-marxistische Linke, werden uns diesem Sog der Massenmedien entgegenzustellen haben. Zusätzlich zur konservativen Gegnerschaft haben wir jetzt auch noch gegen die Arroganz des SDS zu argumentieren, der eben nicht das einzige Sprachrohr der kritischen Studenten insgesamt ist. Weder in Berlin und im Bundesgebiet schon überhaupt nicht. Wir müssen aufpassen, dass der moralische Protest nicht von dem Aktionismus des SDS als der einzigen politischen Alternative angezogen wird. Verteidigen wir unsere kritische Position.“

Hermann Josef blickt sich auffordernd im Raum um: „Wir werden entsprechend für die kommende Woche, wenn wir unsere Semestereröffnungsveranstaltung machen, unsere Literaturlisten überarbeiten müssen. Die drei Schwerpunkte, die wir bisher bearbeitet haben, Verantwortliche Sexualität, die Trennung von Staat und Kirche sowie die Medienkritik, müssen auf ein breiteres, politisches Fundament gestellt werden.“

12.

„Genossinnen und Genossen!“ Der Heimatsaal der ‚Harmonie‘ ist am nächsten Abend bis auf den letzten Platz stimmengewirrend gefüllt: dicke Qualmschwaden geistern durch den großen, dunklen Saal. Alle Stühle sind besetzt, einige sitzen auf den Tischen. Ich habe seitlich einen Platz gefunden und lehne mich gegen eine der verschnörkelten schwarzen Eisensäulen, die das Dach abstützen. Der Mensch am Vorstandstisch versucht, sich Gehör zu verschaffen: „Genossen! Nun haltet mal die Klappe!“

Allmählich kehrt Ruhe ein.

„In Abänderung der Tagesordnung werden wir als erstes über ein Ereignis der vergangenen Woche reden! Berichterstatter ist der Genosse Manuel.“

Ein großgewachsener Student, mit runder Brille und einem Lockenkopf wie die Black Panther in den USA, erhebt sich

von seinem Stuhl. Es wird still, seine Stimme füllt den Raum: „Vergangene Woche ist es zu einem Polizeieinsatz gekommen, der durch das Verhalten der Genossen Wilfredi und Meitner provoziert wurde. Es kam zu einer Hausdurchsuchung in der Wohngemeinschaft am Schwabentor, wobei mehrere Einsatzfahrzeuge der Polizei beteiligt waren.“

„Buuuh!“ tönt es von verschiedenen Seiten.

„Lass doch mal die beiden Genossen selber berichten, was da los war!“ „Wer ist dafür?“ Die Mehrzahl der Anwesenden streckt ihre Arme hoch. Zwei Kommilitonen, die bisher neben dem Vorstandstisch gesessen haben, stehen auf und blicken sich fragend an. Schließlich fängt der eine der beiden an, stockend zu berichten.

„Fred und ich ... waren nur auf ein Bier in die ‚Schwabenstuben‘ gegangen, ... da letzte Woche der Mittwochtreff, ... wie ihr vielleicht wisst, ausgefallen war ... Aus dem einen Bier wurden dann ein paar mehr und der ganze politische Frust kam uns hoch ... Unsere Ohnmacht ... was wir tun könnten, und ...“

„Das geht uns doch allen so!“

„Ja, und? Und was habt ihr dann gemacht?“

„Ja, ... als wir dann auf dem Nachhauseweg an der Schwarzwaldstraße an einem Feuermelder vorbeikamen, da haben wir ..., ja, da haben wir uns entschlossen, den Feuermelder auszulösen ... Wir wollten mal sehen, was passiert...“

„Das kann ja wohl nicht wahr sein!“

„Und was hat die Polizei damit zu tun gehabt?“

„Ja, irgendwie müssen Leute, die das gesehen haben, ... die Polizei alarmiert haben. Zumindest kam dann von rechts die Feuerwehr und von links die Polizei, und ...“

Jetzt übernimmt der andere der beiden den Bericht: „... die sind dann auf der Kreuzung zusammengestoßen...“

Ein ohrenbetäubendes Gelächter durchbraust den Heimatsaal.

„...direkt vor uns: die Polizei und die Feuerwehr.“

Nach einem Moment der atemlosen Stille bricht ein lautes Stimmengewirr aus, das dann von einer lauten Frage übertönt wird: „Und warum seid ihr nicht abgehauen?“

Es wird wieder ruhig und die beiden vorne blicken zu Boden. Schließlich fängt der eine wieder an zu reden: „Ja ... Mich haben ein paar Passanten festgehalten und laut geschrien: ‚Der hier war das!‘ ... und Ulli ... der tanzte auf der Kreuzung und sang dabei: ‚Das haben wir alles inszeniert‘.“

Nun klopft der Manuel auf den Tisch, steht auf, es wird wieder leiser: „Genossen, das hört sich zwar lustig an, aber ich berichte mal, wie es dann weitergegangen ist: Es kam ein zweites Polizeifahrzeug und hat die Personalien der beiden feststellen wollen. Sie hatten aber keine Ausweise dabei und so fuhren die Polizisten mit den beiden zur Wohngemeinschaft, um dort die Personalien festzustellen. Als sie im zweiten Stock waren, ging eine der Türen auf, eine Genossin sah die Uniformen und schrie gellend ‚Bullen im Haus‘, woraufhin plötzlich das ganze Treppenhaus voller Leute war und eine wüste Keilerei anging.“

HASCHU HASCHISCH IN DIE TASCHEN,
HASCHU IMMER WAS ZU NASCHEN.

Er macht eine Pause, blickt sich wie suchend im Saal um: „Ich habe schon immer gesagt, dass dieses verdammte Kiffen konterrevolutionär ist!“

Einige der Anwesenden senken still die Köpfe.

„Auf jeden Fall konnte sich einer der beiden Polizisten befreien und Verstärkung herbeirufen, die dann mit drei Mannschaftswagen eintraf. Wir können nur von Glück reden, dass die zu unerfahren waren, um die offen herumliegenden Adressenlisten und Strategiepapiere einzusammeln! Von anderem ganz zu schweigen.“ Der Manuel setzt sich. Nachdenkliches Schweigen.

Nun übernimmt wieder der Vorsitzende das Wort: „Ich beantrage, dass das Verhalten der Genossen Wilfredi und Meitner aufs schärfste missbilligt wird.“

Alle Hände werden in die Höhe gestreckt.

„Zusätzlich beantrage ich, dass alle immer ihre Ausweise dabei zu haben haben.“ Dem wird zugestimmt.

„Und was soll man machen, wenn man nicht weiß, wohin mit dem ganzen Frust?“

Zornig schlägt der Vorsitzende auf den Tisch, sofort kehrt Ruhe ein: „Kauft euch eine Bahnfahrkarte und zieht im Schnellzug nach Basel meinetwegen die Notbremse!“

Überraschtes Schweigen.

„Wir kommen nun zur vorgesehenen Tagesordnung. Punkt 1.: Bericht von der XX. Delegiertenkonferenz vom 4. bis 8. September in Frankfurt. Punkt 2.: Unsere Teilnehmer am Internationalen Protesttag gegen den Vietnamkrieg, der am 21. in Berlin stattfindet. Punkt 3.: ...

13.

Das Flugblatt war vom AStA vervielfältigt und am Dienstag verteilt worden: „Mittwoch, 18 Uhr, Audimax! Semestereröffnung. Die politischen Hochschulgruppen stellen sich vor. Es sprechen Vertreter von der DM¹, KSG/ESG, LSD, SHB, HSU und SDS. Kommt zahlreich!“

Im Audimax sind zweihundert Studenten zusammengekommen. Der große Saal, mit ansteigenden Sitzreihen, ist nur im unteren Drittel bevölkert. Die Kleidung ist ein repräsentativer Querschnitt deutscher Mode: von Anzugträgern mit weißem Hemd und Krawatte bis hin zum selbst gestrickten Ringelpullover – Ich trage dunkelblaue Cordhosen, ein helles Trevira-

¹ Die Abkürzungsformel werden im Glossar (im Anhang) und im weiteren Text erläutert.

hemd und meinen abgeschnittenen Trenchcoat, dessen Schnittkanten ich in fummeliger Kleinarbeit mit rotem Stoff eingefasst habe.

In der vordersten Reihe sitzen die Vertreter der politischen Hochschulgruppen, unter denen ich zwei von der HSU und drei vom SDS wieder erkenne.

Bei den SDSlern ist noch eine gebärdreiche Diskussion im Gange. Dann stehen zwei von ihnen auf und einer rechts, einer links, verlassen sie das Audimax. Alle blicken fragend hinterher. Dann erhebt sich der dritte Kommilitone, es ist der Manuel, den ich vorige Woche in der ‚Harmonie‘ gesehen habe, und geht zum Rednerpult.

„Bevor die Veranstaltung beginnt, möchte ich vorschlagen, dass wir alle etwas zusammenrücken. Und ich möchte auch die Herren da ganz oben ...“, er blickt über alle Anwesenden hinweg und alle drehen sich um, wen er gemeint haben könnte, „ja, sie beide da oben, bitten, doch hier runter in die erste Reihe zu kommen. Da können sie viel besser alles mithören, als da ganz oben.“

Er wartet: lächelt.

Ganz oben, in der höchsten Sitzreihe sitzen tatsächlich zwei Männer. Der eine der beiden trägt einen Ledermantel, der andere einen Trenchcoat. Es scheint so, als ob sie sich unter den umgedrehten Blicken abducken und zur Seite schauen.

„Nun, keine Angst, Sie können hier direkt durch den Gang herunterkommen. Die beiden Genossen, die vorhin hinausgegangen sind, haben eben die oberen Eingangstüren verschlossen, so dass sie auch keinen Umweg über das Treppenhaus zu machen brauchen.“

Erwartungsvolle Stille liegt über dem Auditorium.

Nichts passiert, bis Manuel in einer schärferen Tonlage in das Mikrofon spricht: „Wir können sie auch gerne da oben abholen, falls ihnen das lieber ist!“

Zögernd erheben sich die beiden Mantelträger, kommen langsam den Gang herunter. Der SDSler und alle warten, bis sie bei der vordersten Reihe angekommen sind.

„So, nun können sie da vorne Platz nehmen.“

Was die beiden tun.

„Aber die Mäntel brauchen Sie doch bestimmt nicht anzubehalten. So kalt ist es hier doch garnicht!“

Vier Kommilitonen in olivgrünen Parkas sind aufgestanden und stellen sich vor die beiden Mantelträger.

„Ich glaube, unsere beiden Gäste brauchen etwas Hilfe dabei. Genossen, könntet ihr vielleicht ...“, woraufhin die vier Stehenden einen Schritt vortreten. Es ist allerdings überflüssig, da beide bereits ihre Mäntel aufknöpfen.

„So, nun wollen wir doch mal sehen, was unsere Gäste uns denn mitgebracht haben.“

Mit zwei Schritten ist einer der SDSler bei dem Trenchcoatmann und hat ihm in die Jacke gegriffen. Dann hat er ein Funkgerät in der Hand, das er triumphierend hochhält.

„Probier doch mal, ob es funktioniert.“

Fröhlich brüllt der Kommilitone in das Gerät: „Hallo! Eins, zwei, eins, zwei! Hallo? Hier spricht der SDS!“

Dann hält er es sich an das Ohr und ruft zum Rednerpult hinüber: „Ich höre nichts. Das ist anscheinend kaputt! Vielleicht braucht das Ding neue Batterien!“

„Dem soll nichts im Wege stehen. Wenn die beiden Herren sich entfernen möchten, um Batterien zu besorgen, bitte.“

Hastig stehen die beiden Mantelträger auf, der Trenchcoatmann greift sich sein Funkgerät und beide gehen hinaus. Es ist ihnen deutlich anzumerken, dass sie den Impuls, zu laufen, unterdrücken müssen. Der laute Knall, als die Eingangstür ins Schloss fällt, durchbricht die angespannte Stille. Lautes Stimmengewirr ist die Folge. Alle versuchen zu verstehen, was gerade passiert ist.

Mir geht es anscheinend ähnlich, wie den meisten anderen Erstsemestern, die zwar ins Audimax gekommen waren, aber genau so wenig wie ich etwas damit anfangen konnten, was die Vertreter der Hochschulgruppen dann vortrugen: studentische Mitbestimmung in den Hochschulgremien, politisches Mandat des AStA, Studienreform ... Welchen Sinn kann es

haben, über etwas mitentscheiden zu wollen, zu sollen, was man erst lernen soll, will, kann?

14.

Am nächsten Tag bin ich noch auf Erkundungen rund um die Universität unterwegs: Gibt es eine Alternative zur Mensa?

Die Mensa hat eine Kapazität von 2.500 Essen: für 10.000 Studenten! Ich bin dieses ständige Warten schon jetzt leid: immer mit der Möglichkeit, dass es keine Essensmarken mehr gibt: Kochen kann ich schließlich bei mir zu Hause - auch wenn es teurer ist.

Das Café Schmidt liegt dem Kollegiengebäude II direkt gegenüber. Im Erdgeschoss wird Kuchen verkauft, oben ist das Café. Ich zögere noch, ob ich überhaupt die Treppe hinaufgehen soll. Es erscheint mir reichlich hausbacken, zu plüschig und ähnelt sehr dem geblühten Dragoner meiner ~~Onkelin~~ 1. Stock blicke ich mich um und, zu meiner Überraschung, sehe ich den Manuel vom SDS an einem der Tische. Er sitzt dort allein, blättert in einer Broschüre, eine Tasse Kaffee steht vor ihm auf der Glasplatte, die das Furnier des Holztisches vor Flecken schützt.

„Hallo! Darf ich mich zu dir setzen?“

Manuel blickt auf: „Ja, bitte.“

Er mustert mich: „Ich habe dich schon irgendwo gesehen!“

Ich habe mich gesetzt: „Entweder vorige Woche in der ‚Harmonie‘ oder gestern bei der Semestereröffnung im Audimax.“

„Richtig. Ich erinnere mich. Und was kann ich jetzt für dich tun?“

„Ich konnte dich gestern nicht fragen, was da am Anfang gelaufen war. Du warst nach der Veranstaltung so schnell weg.“

„Gestern? Ach so, du meinst die beiden Verfassungsschützer im Audimax?“ Manuel rührt in seinem Kaffee: „Wir wollten den Verfassungsschützern nur mal zeigen, dass wir auf dem

Universitätsgelände sozusagen Immunität genießen und dort nur dem Hausrecht des Rektors unterstehen ...“ Er lacht plötzlich hell auf und rückt seine Brille zurecht. „Wenn das der Rektor gerade gehört hätte! Aber Scherz beiseite: Jeder der führenden Genossen hat seine persönlichen Aufpasser vom Verfassungsschutz. Das ist ein durchaus faires Verhältnis. Die tun ihre Arbeit, haben aber eben ihre Grenzen zu beachten.“

„Und wo ist dein Aufpasser?“

„Dem habe ich vorhin für private Besorgungen seiner Frau frei gegeben. In einer viertel Stunde wird er wieder hier sein. Dann bin ich mit dem Kaffee trinken fertig und er hat seine Privatdinge erledigen können.“

Ich bin baff: „Und du wartest dann auf ihn, falls er sich verspätet?“

„Im Allgemeinen: ja. Aber das hat auch Grenzen. Man könnte durchaus sagen, wir respektieren uns.“

„Respekt?“

„Ja, sicher. Es gibt ungeschriebene Regeln. Zum Beispiel solltest du einen Polizisten niemals bitten, die Dienstmütze abzunehmen ...“ Manuel betrachtet belustigt mein staunendes Gesicht. „Wenn ein Polizist deinen Ausweis sehen will, dann bittest du ihn erst einmal um seinen Ausweis: er möge sich bitte legitimieren. Das wird er normalerweise tun und seinen Dienstausweis vorzeigen. Auf diesem Ausweis ist ein Photo und wenn du ihn nun bittest, dass er die Mütze bitte abnehmen möchte, weil er auf dem Photo auch keine Mütze auf habe ... dann hat er keine Chance mehr, sein Gesicht zu wahren. Nimmt er die Mütze ab, ist er nämlich kein Polizist mehr. Behält er die Mütze auf, muss er grob und laut werden, und damit hat er dann auch sein Gesicht verloren.“

Ich schüttele ungläubig den Kopf.

Manuel lächelt: „Du bist neu hier?“

Kurz erzähle ich, wer ich bin, woher ich komme.

Was ist so staatsgefährdend an den politischen Hochschulgruppen der Studenten, dass sie vom Verfassungsschutz obser-

viert werden – zumindest der SDS, von den anderen Gruppen weiß ich es nicht.

Gibt es eine ‚Krawatten-Trennlinie‘? Die Vertreter der konservativen Hochschulgruppen sahen alle so aus, wie junge Dozenten, Beamte, Angestellte, Soldaten: kurzer Haarschnitt, sauber rasiert, korrekt gebundene Krawatte ... so wie ich mich selber zurecht gemacht hatte, als ich mein Zimmer suchte: ‚anständige‘ äußere Erscheinung: Uniform der Bürgerlichkeit.

Mein Schlips hängt nun schon seit Wochen über dem Bügel: es ist mir einfach zu lästig, jeden Tag diesen Strick um den Hals zu binden.

15.

An der Freien Universität in Berlin wird die Kritische Universität - KU gegründet. Ich habe andere Probleme: Die Temperaturen bleiben schon seit ein paar Tagen auch tagsüber beständig unterhalb von 15°C und es ist unumgänglich geworden, zu heizen. Im Vorderhaus gibt es einen Kellerverschlag, in dem sich der Öltank befindet, den ich auffüllen lasse.

Haffner hatte mir ausführlich erklärt, wie so ein Ölofen zu bedienen sei: sorgfältig säubere ich den ausklappbaren Brenntopf des Ofens und schabe alle Brennrückstände vom Boden und der Seitenwand.

Danach sehe ich aus wie Sau: die klebrigen Rußflocken entwickeln beim Abkratzen ein Eigenleben und finden offensichtlich großen Gefallen daran, sich an meinen Händen und Armen festzusetzen.

Der Brenntopf ist innen endlich sauber. Dafür ist alles, was vor dem Ofen liegt, einschließlich der ausgebreiteten Zeitung, mit Ruß und Ölresten verschmiert.

Mit der schweren, braunen Plastikkanne transportiere ich dann zehn Liter Vorratsöl aus dem Keller in das Gartenhaus und fülle es sauber in den Ofenbehälter. Nun musste der kleine Verschlusshahn unterhalb des Vorratsbehälters parallel zur dünnen Kupferleitung gedreht werden, der Mengenregulier-

drehknopf auf ‚vier‘, größte Durchlaufmenge, und ich kann sehen, wie das Öl in den Brenntopf hinein sickert.

Dann der nächste Schritt: den dünnen gelben Ölanzünder knicken, anzünden, auf der Seitenkante stehend in den Brenntopf stellen, Lüftungsklappen aufziehen, damit ein guter Luftsog entsteht: jetzt entflammt der Anzünder das einlaufende Öl. Tut er aber nicht: es muss anscheinend mehr Öl einlaufen, damit es zu brennen beginnt.

Das Teekochen dauert länger, als angebracht: Als ich wieder in den Brenntopf schaue, ist der gesamte Boden bereits mit Heizöl bedeckt. Das ist, zumindest hatte Haffner es so erklärt, eindeutig zuviel: die Ölanzünder würden sicherlich absaufen. Also nehme ich lieber vier Anzünder, anstelle von nur einem. Es klappt: blaue Flammen züngeln auf der Öloberfläche. Nun schnell den Brenntopf zurück schwenken, damit es nicht noch mehr als sowieso schon im Zimmer stinkt, und der Rauch durch den Schornstein abziehen kann.

Nach etwa einer Minute sollte ich dann durch das Guckloch, oben im Deckel des Ofens, hindurch schauen und kontrollieren, ob das Öl tatsächlich brennt. Ja: es lodert ganz ordentlich. Große Flammen flackern hin und her - nur von diesem auftretendem Rummsen im Ofen hatte Haffner nichts erzählt. Vorsichtshalber drehe ich den Zulaufhahn auf ‚Null‘ und stelle den Luftabzug etwas geringer, um den Sog zu reduzieren. Das Rummsen wird deutlich stärker. Kritisch betrachte ich den Ofen, ob er stabil genug gebaut ist, diese Erschütterungen auszuhalten. Sicherheitshalber drehe ich den Luftabzug wieder auf, damit der Ofen keinen Schaden nimmt, und die Hitze, die der Ofen bereits abstrahlt, durch den Schornstein abziehen kann.

Allerdings ist das auch nicht richtig: Ich kann zusehen, wie das lange Ofenrohr knackt, die Farbe rissig wird und die Risse sich glühend rot färben. Also muss der Luftabzug wieder zu, damit mir das Ofenrohr nicht um die Ohren fliegt.

Das war richtig: die Risse im Rohr werden dunkler. Dafür wird allerdings das Rummsen wieder lauter und allmählich

verfärbt sich die rostbraune Ofenoberplatte in ein dunkles Rot, das langsam heller wird.

Merke, wie eine Panik in mir aufsteigt: wenn das Ding noch heißer wird und dieses dünne Schutzblech zum Ölvorratsbehälter an der Seite, verdammt war das schon heiß, ich bin schon in der Küche, lasse Wasser in den großen Suppentopf sprudeln, das Rummsen treibt mich zur Eile an, reiße den Brenntopf auf und das Wasser hinein.

Das hätte ich wohl nicht tun sollen: eine riesige Wasserdampf Wolke lässt mich zurückspringen, dann renne ich ins Bad, reiße ein Handtuch vom Haken, ins Zimmer zurück und klopfe die brennenden Ölspritzer auf dem Teppich aus. Der Ofen knackt entsetzlich, es stinkt erbärmlich, aber das Nervenzerfetzende Rummsen und Glühen ist beendet.

Nachdem ich mir den öligen Schweiß aus dem Gesicht gewaschen habe, reiße ich alle Fenster und die Haustür auf und betrachte den Schaden: der stinkende, kokelnde Teppich kommt vor die Tür. Das angebrannte Linoleum direkt vor dem Ofen kann ich mit einer Platte verdecken. Der Ofen scheint es heil überstanden zu haben, auch wenn die obere Platte jetzt deutlich nach oben gewölbt ist. Allerdings wird ein neues Ofenrohr notwendig, da einige Teile der Naht aufgegangen sind. Alles andere ist glücklicherweise heil geblieben.

Es sollte einige Wochen dauern, bis ich sich daran gewöhnt habe, dass ein leises Rummsen im Ofen, wenn der Wind sich drehte oder eine Bö den Luftdruck im Schornstein veränderte, kein Alarmzeichen bedeutete.

Insgesamt werde ich, was Öfen anbetrifft, ein umsichtiger Experte.

16.

Krawattentag: Ich bürste meinen dunkelblauen Tanzstunden-Anzug: allmählich setzt sich der Staub darin fest.

Zehn Uhr vormittags in bürgerlich korrekter Garderobe: die Immatrikulationsfeier im Audimax. Der große Saal ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Allerseits dunkle Anzüge, Kleider und Kostüme in gedeckten Farben. Die Freiburger Bläservereinigung spielt Klassisches, die Dekane der Fakultäten marschieren in Reihe mit ihren Talaren herein, voran der Rektor im dunklen Anzug mit umgehängter Amtskette.

Bereits das dritte Mal in den vergangenen zwei Jahren, dass ich und andere mit Musik und Reden aus einer Institution entlassen oder in ihr begrüßt werden: die Abiturfeier, mit der wir in den ‚Ernst des Lebens‘ entlassen worden waren, die Vereidigung bei der Bundeswehr, und nun hier.

Es erscheint mir halbherzig.

Mein Vater hatte mir noch mit glänzenden Augen von akademischen Feiern berichtet: wenn das akademische Orchester spielte, die Burschenschaften in ihren verschiedenen Festuniformen, mit bunten Fahnen und weißen Stulpenhandschuhen in den Saal einmarschierten und sich rund um die Festversammlung als farbenprächtiger Rahmen aufstellten, die Professoren in ihren Talaren in der ersten Reihe saßen.

Hier, im funktionalen Audimax, mit der glatten, hellen Holztäfelung und den Tageslichtneonröhren, sehen die Dekane in ihren Talaren aus wie eine wandernde Gauklertruppe, die sich einen Spaß daraus macht, mittelalterliche Kostüme aus dem Fundus hervorgeholt zu haben. Ihren Gesichtern nach ist es ihnen aber sehr ernst.

Mit geteilter Aufmerksamkeit höre ich, wie Rektor Professor Dr. Baitsch die Feierstunde eröffnet, der AStA-Vorsitzende zur Mitarbeit in der studentischen Selbstverwaltung auffordert und dann Professor Dr. Hassenstein an das Mikrofon tritt:

„Die viel gepriesene Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden ist heute, im anonymen Massenbetrieb der Universität, nicht mehr intakt. ... Die Kommunikation zwischen den Professoren und der Studentenschaft ist völlig ungenügend. ... Dieser Mangel an echter Kommunikation hat zur Folge, dass einerseits die Selbstkontrolle der akademischen Lehre durch

studentische Kritik nur noch ungenügend funktioniert und dass andererseits in der Studentenschaft ein kollektives Abhängigkeitsbewusstsein erzeugt wird, da sich die spärlichen individuellen Kontakte der Studenten zu ihren Professoren mehr und mehr auf Prüfungssituationen beschränken. Auf beiden Seiten entsteht dadurch, keineswegs zum Nutzen des Ganzen der Universität, ein starkes Gruppenbewusstsein: Die Studentenschaft wird in eine permanente Schüler- und Prüflingssituation hineinmanövriert, bei den Professoren droht die Gefahr konservativ-starrer Tendenzen ... Es ist unbedingt erforderlich, dass ein breiter und wechselseitiger Kommunikationsstrom zwischen den Studenten und Professoren das starre Neben- und Gegeneinander der Gruppen wieder zu einem echten Miteinander auflockert. ... Sachverstand, Urteilsfähigkeit und Entscheidungsbereitschaft – das sind die Ziele eines echten wissenschaftlichen Studiums. Die Verpflichtung zur wissenschaftlichen Wahrheit bedeutet die absolute intellektuelle Ehrlichkeit und die Absage an jeden Dogmatismus ...“

Da ist sie wieder, die Wahrheit, eingefordert von einem Professor der Naturwissenschaften. ‚Sachverstand, Urteilsfähigkeit und Entscheidungsbereitschaft‘ – alles auch Offizierstugenden. Muss innerlich lächeln: mir ist schon bescheinigt worden, dass ich über zwei bereits verfüge. Diese beiden Studienziele von dreien habe ich also schon erreicht ...

Automatisch stehe ich mit auf, als alle Studenten vor und neben mir sich von ihren Plätzen erheben.

In Vertretung aller Studienanfänger erklären fünf Studenten, jeweils einer für eine Fakultät, ihre Verpflichtung auf die traditionellen akademischen Werte. Ich gähne - *bei der Bundeswehr ist das eindrucksvoller gewesen: Dunkelheit, von brennenden Fackeln erleuchtet, die der Wind zum Flackern brachte, Trommelschläge, militärische Kommandos und gesenkte Fahne, die der Auserwählte anfasste, das Heeresmusikkorps spielte den Großen Zapfenstreich, mit Pauken und Trompeten: ‚Helm ab zum Gebet‘, ‚Ich hat einen Kameraden‘ ... - ich interessiere mich mehr für die Kommilitonin, die links*

neben mir sitzt: dunkelbraune lange Haare, eine kecke Nase und wache Augen, etwas pummelig. Zur Feier des Tages trägt sie ein unauffällig beigefarbenes Kostüm mit weißer Bluse, der Rock ist ihr über die Knie weit nach oben gerutscht.

Ich blicke wieder nach vorne, da werden gerade Preise für den wissenschaftlichen Nachwuchs verliehen. Nur mit vorgehaltener Hand kann ich mein Gähnen verbergen.

„Kannst du nicht zu Hause schlafen?“

Die flüsternde, weibliche Stimme kommt so überraschend von der Seite, dass mir beinahe vor Schreck der Mund offen stehen geblieben wäre. Sie blickt mich belustigt an, hat eine Augenbraue kritisch hochgezogen und schüttelt leicht mit dem Kopf. Allgemeines Klopfen auf den Schreibpulten vor jedem Sitz lassen mich aufschrecken und nach vorne schauen. Die Veranstaltung ist zu Ende.

Merksatz: Klopfen mit der Faust ist normaler akademischer Applaus. Klatschen hätte wahrscheinlich zu sehr nach Theater ausgesehen. Oder ist es eines dieser archaischen männlichen Burschenschaftsrituale? So wie die Affen im Urwald auf die Baumstämme klopfen? Oder ist Klatschen weiblich und Trommeln männlich?

Im allgemeinen Aufstehen wäre ich mit der Kommilitonin beinahe zusammengeprallt. Ich will zu ihrer Seite aus der Sitzreihe heraus, sie zu meiner Seite. Wir müssen beide unwillkürlich grinsen.

„Hallo. Ich heiß Carl. Bin im ersten Semester Germanistik und Anglistik.“

Sie ist einen Schritt zurückgetreten und streckt mir nun auch die Hand entgegen: „Dann haben wir ja eine Hälfte gemeinsam. Ich studiere nämlich Germanistik und Romanistik! Anne.“

Damit schütteln wir uns die Hände. Ich bin angenehm überrascht: Anne hat einen weichen, aber festen Händedruck.

„Bleibst du noch hier?“

„Nh, nh. Ich geh erst mal nach Hause und zieh wieder normale Klamotten an. Willst du so bleiben?“

Anne lacht: „In meinem Abiturientenfeierzwirn? Nein. Ich gehe mich auch umziehen.“

Zufällig haben wir auch einen Teil des Weges gemeinsam: Anne wohnt in der Schillerstraße - gleich neben der Brücke über die Dreisam - dann brauche ich nur noch weiter: gut dreihundert Meter geradeaus.

„Warst du vorhin so müde, weil du bisher nur provisorisch untergekommen bist?“

„Nein, ich habe ein gutes Zimmer. Ein kleines Gartenhaus für mich alleine. Habe ich gleich am ersten Tag gefunden.“

Anne schürzt die Unterlippen: „Dann bist du ja einer der Glücklichen. Bei mir war es eine Katastrophe. Ich hatte mir schon überlegt, ob ich nicht woanders studiere ... Aber was soll's, in den anderen Uni-Städten soll es genauso schlimm sein.“

„Was ist schlimm?“

„Typisch! Die Glücklichen dieser Welt kennen nicht die Probleme des Üblichen. Nach drei Tagen Zimmersuche wusste ich, was so alles verboten ist. Die erste Vermieterin erklärte gleich, in dem Zimmer sei Rauchverbot, um die Gardinen zu schonen. Ich rauche ja überhaupt nicht, aber was weiß ich, was dann dort noch alles verboten gewesen wäre. Die zweite Vermieterin wünschte, dass ich mir die Haare hochstecke, offene Haare seien unseriös.“ Als ob sie betonen will, wie wichtig es ihr sei, schüttelt sie den Kopf, dass ihre langen Haare sich um den Kopf schlängeln und schmiegen. „Bei dem dritten Zimmer hätte ich keine hohen Absätze tragen dürfen. Zur Schonung der wertvollen Bretter des Fußbodens und bei dem nächsten hätte ich kein Radio haben dürfen und es wäre mir nicht erlaubt gewesen, auf einer Schreibmaschine zu tippen. Wegen des Lärms! Und das ging dann so weiter.“ Anne hat sich in Zorn geredet: „Weißt du, das war alles erst bei den Vorstellungsgesprächen. Was meinst du, was noch alles verboten gewesen wäre, wenn ich da erst gewohnt hätte!“

„Und wie wohnst du jetzt?“

„Ach, das war ein Zufall. Ich war schon am Ende und wollte wieder abfahren, als ich auf dem Münsterplatz mit einer Frau ins Gespräch kam, die ein Zimmer zu vermieten hatte: ich hab es dann gleich genommen. Sie ist nett, lässt mich in Ruhe, wäscht meine Wäsche mit ..., so eine richtige Studentenmutter, wie aus dem Bilderbuch. So: da wären wir.“
Wir haben die Dreisambrücke erreicht und verabreden uns zu ‚Goethe II‘ bei Professor König in der nächsten Woche. Dort, wo wir uns heute auch begegnet sind: im Audimax.

17.

Keiner hatte damit gerechnet oder es kommen sehen: Die Dozentin in der Übung ‚Englische Wortbildungslehre‘ hatte auf eine Frage nicht geantwortet, sondern plötzlich starr geradeaus gesehen und in die Verwunderung der Teilnehmer ihrer Lehrveranstaltung hatte sie dann mit beherrschter Stimme heraus gepresst: „Ich habe auch promoviert. Warum werden alle männlichen Kollegen mit Dokortitel und Namen angesprochen und ich nur mit Frau Ulmen?“

Bevor der Kommilitone dazu antworten konnte, waren ihr Tränen in die Augen geschossen und sie hatte ihre Skriptenmappe an den Körper gerissen, fest gepresst, war hinausgestürzt.

Die Überraschung ließ alle Teilnehmer stumm bleiben, still ihre Sachen packen, schweigend hinausgehen. Der Kommilitone, der neben mir gesessen hatte, und den ich sowieso fragen wollte, warum er einen Bleistift hinter dem rechten Ohr trägt, bleibt noch stehen: „Verstehst du das?“

„Nein, ich hab gerade nachgedacht, ob es stimmt.“

„In der Sache hat sie Recht. Keiner hat sie bisher mit Frau Dr. Ulmen angesprochen, auch die Kommilitoninnen nicht.“

„Wusstest du, dass sie einen Dokortitel hat?“

„Nein. Im Vorlesungsverzeichnis stehen alle Dozenten ohne ihren Titel neben ihren Lehrveranstaltungen und wenn ich mich recht erinnere, hat sie sich auch nicht am Beginn des Semesters vorgestellt.“

„Als du ihren Namen mit Dokortitel sagtest, hatte ich plötzlich den Eindruck, ich sei in der falschen Fakultät. Mit ‚Frau Doktor‘ würde ich spontan immer eine Ärztin assoziieren, niemals eine Philologin.“

„Ich verstehe eh’ nicht, warum der Titel wichtig ist. Wenn jemand gut ist, warum ist es dann von Bedeutung, ob vor dem Namen ein Doktor, Professor oder sonst ein Klimbim steht. Werden blöde Gedanken dadurch besser, dass sie professoral sind?“

„Sie schien aber darauf Wert zu legen.“

„Aber es ist doch keine Diskriminierung. Da fällt mir ein, es gibt übrigens auch männliche Dozenten, die nicht mit Titel angesprochen werden.“

„Kannst du dir vorstellen, dass ein Professor mit einem Studenten reden würde, der ihn mit ‚Herr‘ anreden würde?“

„Ach, übrigens, ich heiße Hansgeorg.“ Er tippt sich, als würde er grüßen, mit dem Zeigefinger gegen den Bleistift hinter seinem Ohr.

„Carl.“

„Aber das ist doch genau der institutionelle Kotau, den die von dir erwarten, nein, geradezu erzwingen. Und wenn du den nicht machst, bist du für die gar nicht existent.“

„Ich habe eher den Eindruck, die brauchen den Titel, um sich zu schützen. Immerhin verleiht ihnen der Titel einen gewissen Nimbus, dass sie besser seien als die anderen.“

„Wahrscheinlich waren sie tatsächlich mal besser - im Arschkriechen: als Assistenzklaven ihres eigenen professoralen Hochschullehrers. Und nun, wo sie endlich das Haupt heben dürfen, wie sie meinen, müssen nun die anderen buckeln. Immer schön dienen!“

„Eigentlich wäre es doch nur konsequent, wenn man wieder Studentenmützen einführen würde. So als Dienstgradabzeichen. Doktoren würden dann höhere Mützen tragen und die Ordinarien hohe Chefmützen.“

Hansgeorg grinste: „Du meinst, so wie bei den Köchen?“

„Nein, eher wie beim Militär. So richtig schön mit Rangabzeichen und so. Professoren tragen goldene, Assistenten silberne und Studenten bunte Mützen. Je nach Fakultät und Semesterzahl.“

„Man könnte dann noch, wie es im Zweiten Weltkrieg für jeden abgeschossenen Panzer einen Streifen an der Uniformjacke gab, für jede Veröffentlichung etwas Ähnliches einführen. Jeder Aufsatz einen dünnen Ärmelstreifen, jedes Buch einen dicken Streifen.“

„Und je nach Auflage, ist der Ärmelstreifen dann bronze, silber oder gold.“ Hansgeorg stutzte. „Sag mal, weißt du, warum es keine Studentenmützen mehr gibt, aber weiterhin Talare für die Dekane?“

Ich dachte nach. „Studentenmützen wurden von Burschenschaftlern getragen; aber dadurch, dass beinahe jeder in einer Burschenschaft war, hatten auch die meisten eine Mütze. Das ist dann im Zuge der Entnazifizierung verboten worden.“

„Sind denn die Professoren nicht entnazifiziert worden?“

UNTER DEN TALAREN
MUFF VON 1000 JAHREN

18.

Habe entschieden, mir die HSU näher anzuschauen. SDS vielleicht lustiger - scheint mir aber eine bunt zusammengewürfelte Organisation zu sein, in der sich alles zusammengefunden hat, was sich in unterschiedlichstem Verständnis als ‚links-außen‘ oder ‚sozialistisch‘ versteht. Der Zusammenhalt

scheint mir nicht in einer Übereinstimmung zu liegen, sondern in der gemeinsamen Ablehnung des Vorhandenen.

Für Mittwochabend sind nur wenige Gäste im ‚Karpfen‘: Zwei, drei Paare sitzen jeweils für sich an einem Tisch und unterhalten sich leise, ein einzelner Mann sitzt vor einem Bier und der Wirt steht grämlich hinter seiner Theke. Die Türen zum Hinterzimmer sind geschlossen: eine seltsame, stille Atmosphäre.

Anscheinend ist das Treffen ausgefallen? Obwohl oder vielleicht gerade deshalb, weil eine Aktion besprochen werden sollte?

Mehr hatte man mir nicht gesagt.

Verunsichert öffne ich die Tür zum Hinterzimmer: „Es ist doch zum Kotzen!“ klingt mir entgegen. Verschreckt will ich schon wieder die Tür schließen, weil ich den Ausruf auf mich bezogen habe.

„Eigentlich hatte es zum Ficken sein sollen!“

„Schon allein diese Wortwahl ist so plump, dass mir die Galle hochkommt!“

Das ist die Stimme von Hermann Josef.

Vorsichtig blicke ich mich um. Ein paar der Anwesenden kenne ich bereits aus der Mensa und von den vorangegangenen Treffen. „Komm rein, Carl. Es ist sowieso Zeit, dass wir eine Pause einlegen.“

Stühle scharren, beifälliges Gemurmel. Einige gehen nach draußen, die übrigen blicken wie allein gelassen herum. Es scheint dicke Luft zu herrschen. Ich nicke denen zu, die ich kenne.

„Entschuldige, wenn ich mal wieder später komme, ich hatte mich festgelesen und die Uhrzeit vergessen...“

Hermann Josef schüttelt mir die Hand: „Ist gut, du hast bisher sowieso nichts versäumt.“

„Worum gehts denn heute abend?“

Hermann Josef schiebt die Brille hin und her und muss sich offensichtlich erst einmal sortieren.

Eine Frau gesellt sich zu uns beiden und reicht mir die Hand:
„Hallo, ich bin Ingrid. Hab schon gehört: Du bist Carl, einer
von den Neuen.“

Sie dreht mir die Spitzen ihrer rothaarigen Zöpfe entgegen
und mustert mich dabei aufmerksam.

„Ja, ja.“

*Mein Interesse war auf die Beantwortung meiner Frage ge-
richtet, als dass ich jetzt Lust auf Pausenplaudereien mit einer
,Pippi Langstrumpf‘ hatte.*

Die Ingrid ist davon nicht beeindruckt: „Lass es mich erklä-
ren. Ich bin hier auch neu dazugekommen und kann das viel-
leicht einfacher, als du.“ Hermann Josef nickt zustimmend.

„Also: die HSU will ein love-in in der Mensa veranstalten.
Weg von der Theorie, hin zur Praxis.“

„Love-in?“ Teach-in, Sit-in, Go-in ... davon hatte ich schon
gehört. Was ist also ein ‚Love-in‘?

„Öffentliche Sexualität.“

„Also, du meinst, wir bzw. ihr wollt euch in der Mensa nackt
ausziehen und euch dort in aller Öffentlichkeit lieben?“

Ingrid schüttelt den Kopf, dass die Zöpfe wackeln: „Das ist
genau der Knackpunkt. Es geht nicht um Liebe, sondern um
Sexualität. Die Aktion soll das ganze Liebesgedusel entmysti-
fizieren und zeigen, das Lust etwas Schönes und Gewolltes
sein kann, nicht dieser Krampf im Halbdunkeln oder mit vor-
herigen Liebesschwüren. Offen und ehrlich.“ Während sie
spricht, beginnt sie, ihre Zöpfe aufzuflechten.

„Aha.“ Die Idee ist mir klar. Ich blicke mich um und zähle:
„Das wird kaum möglich sein.“

„Wieso?“

„Wenn ich richtig sehe, sind wir hier fünf Frauen und fünf-
zehn Männer - ich weiß ja nun nicht, ob jede der Frauen dann
tatsächlich mit ...“

„Verdammt, daran haben wir noch gar nicht gedacht! Wir
waren schon in den sprachtheoretischen Erörterungen hängen
geblieben.“

Hermann Josef wendet sich in den Raum: „Können wir jetzt weitermachen?“ Zustimmendes Nicken und alle nehmen wieder ihre Plätze ein.

Sehe zu, dass ich auf dem Stuhl direkt neben der nun still lächelnden Ingrid zu sitzen komme - die sich versunken mit einem großen Kamm die Haare ordnet.

„Können wir die Sprachprobleme vertagen? Carl hat eben ein eher praktisches Problem aufgeworfen.“

„Nein. Wenn wir uns nicht auf die gleiche Sprache einigen, hat das ganze sowieso keinen Sinn. Ich plädiere auch weiterhin fürs Ficken!“

Hermann Josef läuft eine Stirnader an: „Willst du die Leute abschrecken mit deinen Proletenausdrücken oder willst du eine sinnvolle Aktion?“

„Nun mal langsam.“ Fritz Erik Hoevels spricht dazwischen: „Im Grunde hat Bernhard recht. Wenn wir die Tabuisierung des anal-genitalen Komplexes nicht überwinden und bei diesem nebulösen ‚lieben‘ bleiben, womit alles, von der rein platonischen Anbetung bis hin zur schieren Körperlichkeit gemeint sein kann, dann müssen wir die Dinge auch klar beim Namen nennen.“

„Versuchens wir also zu klären. Wer ist für's ‚Ficken‘?“

Neben Bernhard hebt auch noch Ingrid die Hand.

Wußte nicht, ob ich überrascht sein sollte oder nicht.

„Also, das ist nicht überwältigend. Andere Vorschläge?“

Bedenkliches Schweigen. Alle haben es, vermutlich, schon getan, es fehlen aber offenbar die Worte.

Woher einen Begriff haben? Bin auch nicht aufgeklärt worden: im Gespräch mit Mutter oder Vater - hat sich bruchstückweise im Laufe der Zeit ergeben. Und: dass ich der intime Freund von Barbara gewesen bin - sie war zehn Jahre älter als ich, hatte mich einfach abgeschleppt. Ihre Bewerbung für das deutsche Lazarettschiff ‚Helgoland‘ in Vietnam war schon lange abgeschickt, bevor sie mich kennenlernte - nur Zufall, dass ich in der Teestube in St.Georg Schach spielte, als sie mich dort traf. Für sie so etwas wie lustiger Zeitver-

trieb: vier Wochen später war sie bereits in Vietnam und ich hatte gelernt, Präservative zu hassen. Und wenn sie mich nicht mit in ihr Bett genommen hätte: wäre noch als ‚Jungfrau‘ nach Freiburg gekommen. Mit Nina garantiert nur Kaffee getrunken und Kuchen gegessen.

Bernhard hat die Arme vor seinem karierten Hemd verschränkt und lehnt sich beleidigt zurück.

Hermann Josef blickt fragend in die Runde: „Versuchens wir also andersherum. Ich frage jetzt nacheinander jeden nach seinem Wort ... Gabriel!“

Der Angesprochene schreckt hoch, steht auf und wird schlagartig erst blass, dann hochrot: „Miteinander schlafen!“

Von verschämt bis keck geht es dann sitzend weiter: „Geschlechtsverkehr“, „Liebe machen“, „vögeln“, „bumsen“, „pimpeln“, „vereinigen“, „pudern“, „flach legen“ ...

Je mehr Wörter genannt werden, umso breiter wird Bernhards Grinsen: „Ich sags doch, es gibt keine Alternative zum Ficken.“

Hermann Josefs Geduld ist am Ende: „Bernhard, du solltest zur Kenntnis nehmen, dass dein Wortschatz keine Zustimmung gefunden hat. Wir werden die Frage auch heute Abend nicht mehr klären. Ich schlage vor, dass wir die Aktion solange verschieben, bis wir einen zutreffenden Begriff gefunden haben, der weder aus der klinischen Medizinersprache noch aus der Vulgärsprache stammt, von dem die meisten überzeugt sind, dass er das aussagt, was es meint und den wir auch der Öffentlichkeit vermitteln können.“

Eindruck, dieses Love-in wird niemals stattfinden.

Die Gruppe der Diskutierenden verringert sich auf dem Nachhauseweg nacheinander so weit, bis nur noch Ingrid und ich nebeneinander hergehen.

Ich ziehe den Mantel enger um mich. Die ersten Nachtfroste sind spürbar kalt. Die Hände vergrabe ich dann wieder in den warmen Manteltaschen. Schweigend gehen wir beide, jeder für sich, nebeneinander her.

Plötzlich fühle ich Ingrids Hand in meiner Hand in meiner Manteltasche. „Darf ich? Schön, wie warme Hände du hast!“ wir drängen uns näher aneinander.

„Doch, ja. Ich hab ne gute Hitze in mir.“

Seitdem wir alleine nebeneinander gehen, will kein neuer Faden auf die Rolle. Ich drücke Ingrids Hand und spüre mit Behagen ihre Körperwärme. „Warum hast du eigentlich vorhin, wie Bernhard, für das ‚Ficken‘ votiert?“

„Ich hab nichts gegen ficken einzuwenden.“

„Nein?“

Der Unterton in meiner Frage musste seltsam geklungen haben, zumindest zaubert er ein Lächeln in ihre Mundwinkel:

„Und du?“

Ich umfasse ihre Hand in meiner warmen Manteltasche fester:

„Jetzt gleich?“

„Nein. Ich habe das auf der Ebene der Wortfindung gemeint.“

Ingrid kichert unvermittelt.

Was hatte sie nun?

Ihr Schal, den sie sich um Kopf und Hals geschlungen hat, verrutscht zusehends, lässt das rote Haar, Mund und Wangen frei werden: „Meine Mutter hat immer gesagt, man tut es, aber man spricht nicht darüber.“

„Und du?“

„Ich spreche darüber, tue es aber nicht.“

„Vielleicht können wir ja Theorie und Praxis in Übereinstimmung miteinander bringen?“

„Ach, herrjeh! Du meinst, ich bin die Theorie und du die Praxis?“

„Durchaus.“

„Ach, Carl, das ist ein weites Feld.“

Damit ist ihre Hand aus meiner Hand und der Manteltasche verschwunden: „Danke, dass du mich nach Hause gebracht hast!“

Ich spüre noch den Hauch ihres flüchtigen Kusses auf meiner Wange. Sie ist trotz hellem Dufflecoat und weißem Schal bereits in der Dunkelheit des Hausflurs untergetaucht.

Ich friere.

Dafür, dass ich beim ‚Karpfen‘ um die Ecke wohne, habe ich einen verdammt weiten Umweg gemacht. Immerhin ist Ingrid so freundlich gewesen, mir nicht noch ‚Gute Nacht‘ zu wünschen.

19.

Fritz Erik Hoevels bot jeden Donnerstag in Raum 104 der Alten Universität einen ‚Offenen Arbeitskreis Psychoanalyse‘ für alle Semester an.

Welcher Maxime sollte ich folgen: ‚Selbsterkenntnis ist der Weg zur Besserung‘ oder: ‚Wenn du in dich gehst, sei nicht überrascht, dort niemanden anzutreffen‘ - ein Aphorismus von Stanislaw Jerzy Lez.

Psychoanalyse scheint eine ziemlich einzigartige Veranstaltung zu sein: Fritz Erik sitzt mit gesenktem Kopf allein im Raum und schreibt in ein Buch auf seinen Knien.

Ich räuspere mich: „Schreibst du wieder deine Träume auf?“

„Augenblick.“ Fritz Erik blickt nur kurz oxsenäugig auf und schreibt weiter.

Es scheint ein langer Traum gewesen zu sein.

„So!“ Er klappt sein Traumerfassungsbuch zu, hat wieder einen nach außen gewandten Blick: „Hast du die ‚Charakteranalyse‘ von Wilhelm Reich bereits lesen können?“

„Ja, schon.“ Ich überlege. „Wie soll ich’s sagen. Bei jedem der anfangs geschilderten, in ihrer Entwicklung stecken gebliebenen Charaktere, dachte ich: das bin ja ich. Erst schien ich ein ödipaler Charakter zu sein, dann ein analer und schließlich ein genialer, nein, entschuldige, ein genitaler. Ich war schließlich verdammt heilfroh, als ich endlich, Seiten später, las, dass jeder Mensch ein Mischcharakter sei.“

„Richtig.“

„Ich hab den Eindruck, die Psychoanalyse hat nur abgeleitete Vorstellungen darüber, was eigentlich ‚gesund‘ bedeutet. Es

sind lauter Krankheitsgeschichten, aus denen man dann anscheinend nur sagen kann: wenn du das nicht bist, dann bist du normal.“

„Normal?“ Fritz Erik streicht sich einige schwarze Haarsträhnen aus der Stirn. „Normal ist die reine Beschreibung der größten Häufigkeit. Wenn die meisten Menschen drei Augen hätten, wäre das normal. In diesem Sinne ist ‚normal‘ ein statistischer, eher soziologischer Begriff ohne jede Wertung.“

„Wenn ich also bei Wörtern mit ‚C‘ stottere, dann ist das nicht normal, weil die meisten Menschen dabei nicht stottern.“

„Du stotterst bei Wörtern mit ‚C‘?“ Fritz Erik beugt sich äußerst interessiert nach vorne.

„Nein, nicht ‚C‘, eher sind es Wörter mit ‚Z‘.“

„Hast du dafür ein Beispiel?“

Ich denke nach. „Zum Beispiel gestern nachmittag. Da war ich in der Konditorei an der Straßenbahnhaltestelle in der Günterstalstraße und wollte mir eine Zuckerschnecke kaufen. Als die hübsche Verkäuferin mich fragte, was ich wollte, habe ich es nicht herausbekommen und konnte nur ‚Kopenhagener‘ sagen.“

„Sehr interessant.“

Ich wäre nicht überrascht gewesen, wenn Fritz Erik jetzt ein riesiges Vergrößerungsglas aus der Tasche hervorgeholt und mich - wie ein Insektenforscher seine Mücken - unter die Lupe genommen hätte.

„Was soll denn daran interessant sein?“

„Du hast, obwohl das Wort Zuckerschnecke mit ‚Z‘ beginnt, vorher gesagt, du würdest bei Wörtern mit ‚C‘ stecken bleiben. Das ist tiefenpsychologisch sehr eindeutig, dir aber offensichtlich nicht bewusst, was du sehr korrekt damit gesagt hast.“

„Wie? Ich?“

„Wir wissen aus der Traumdeutung, dass das Symbol des Zeh, als menschliches Körperteil, stellvertretend für das männliche Genital verwendet wird, um den eigentlichen sexuellen Gehalt zu verschleiern. Und so hast du unbewusst das Richtige gesagt, als du von dem ‚C‘ gesprochen hast. Obwohl du bewusst der

Meinung warst, du hättest nur den Buchstaben damit gemeint.“

Ich bin beeindruckt.

„Und die Tatsache, dass du eben gerade Zuckerschnecke aussprechen konntest, ohne zu stottern, es der, wie sagtest du, ‚hübschen Verkäuferin‘ aber nicht sagen konntest, spricht dafür, dass du gegenüber Frauen, die du sexuell interessant findest, Hemmungen hast.“

Donnerkeule! Ich kratze sich nachdenklich hinter dem Ohr., lasse es dann aber sofort wieder sein: Vielleicht wäre das ja ein weiteres Symbol für meine angebliche sexuelle Verklemmung.

Fritz Erik hat sich in Eifer geredet und holt zum großen Rundumschlag aus: „Deshalb ist es ja so notwendig, dass die Psychoanalyse in alle geisteswissenschaftliche Studiengänge integriert wird. Die Psychoanalyse vermittelt die Erkenntnismöglichkeit der individuellen Besonderheit zum Beispiel eines dichterischen Werkes. Wenn wir uns von einem Text innerlich angesprochen fühlen, ihn spannend finden, dann ist es ausschließlich die Übereinstimmung der dichterischen psychischen Determination mit unserer eigenen Psyche. So wird dann die Analyse der Dichtung zur Selbsterkenntnis des Rezipienten.“

Ich versuche einen Befreiungsschlenker: „Kennst du den Unterschied zwischen Trotz, Charakter und Starrsinn?“

Fritz Erik ist zu verblüfft, als dass er darauf eine Antwort gefunden hätte. Es hatte auch einen Odysseus erfordert - Ich grinse: „Gut, dann erkläre ich es dir: es gibt keinen. Es heißt nur, dass du eine eigene Meinung hast und wie diese Tatsache in verschiedenen Lebensabschnitten bewertet wird. Als Kind bist du trotzig, als Erwachsener hast du Charakter und als alter Mensch bist du dann starrsinnig.“

Fritz Erik hat sich von seiner Verblüffung erholt: „Carl, du bestätigst in deiner Reaktion nur, dass du die Frage deiner sexuellen Hemmung verdrängst, nicht wahrhaben willst.“

Nun hole ich tief Luft: „Ich und sexuell gehemmt? Damit habe ich meines Wissens bisher keine Probleme gehabt!“

Vielleicht hätte ich ihn mit Nina bekannt machen sollen - leider ging das ja nicht mehr. Dabei fiel mir ein, dass ich Fritz Erik bisher noch nie mit einer Frau gesehen habe. Wahrscheinlich schreibt er an einem Buch: ‚Ich und meine Träume‘ und hat keine Zeit, sie zu leben. Ist kulturell bestimmt toll sublimiert.

Fritz Erik hat sich zurückgelehnt: „Allein schon deine lautstarke Reaktion ist geradezu der Beweis, dass es nicht stimmt, was du sagst. Du solltest darüber nachdenken.“

Fritz Erik hatte es so mild und freundlich gesagt, ich hätte ihm eine reinhauen können. Scheiße! Aber das hätte ich vermutlich auch nicht denken sollen. Das Wort war ganz bestimmt der Ausdruck meiner analen Verklemmtheit.

Ich habe mich bald verabschiedet.

Auf dem Nachhauseweg muss ich plötzlich lachen. Ein älteres Ehepaar, das seinen Hund ausführte, blickt mir kopfschüttelnd entgegen.

Sehr präzises Gefühl, dass Fritz Erik mit wissenschaftlich verbrämten Bluff-Tricks argumentiert. Hätte ich seiner Unterstellung zugestimmt, wäre ich sexuell gehemmt gewesen. Weil ich es aber nicht bestätigte, bin ich es auch. Des einen Freud, des anderen Leid: ab heute: ich: sexuelle Macke.

Ist es diesen selbsternannten Psychoanalytikern eigentlich bisher nie aufgefallen, dass in dem Begriff Psycho-analyse bereits ihre eigenen Komplexität vorhanden, benannt ist?

Man sollte mit solchen Leuten kein persönliches Wort mehr reden: sofort wird man durch ihren Analysewolf gedreht und kommt garantiert mit Macken wieder heraus.

Eigentlich reicht es mir schon, wenn ich mein eigenes Brett vor dem Kopf habe! Vielleicht hätte ich jetzt kein Ausrufungszeichen machen sollen? Auch Fragezeichen werde ich in Zukunft vermeiden. Punkt.

20.

Tags darauf hält Politikprofessor Hennis einen Vortrag zur Studienreformdiskussion: „Reform und Bewegung“: „Wenn die heutigen Studenten nicht alles Heil von den Universitäten erwarteten, sondern wie die Generation der Urgroßväter, denen die Universitäten in dieser Hinsicht egal waren, vor den Theatern argumentieren würden, hätten wir heute wenigstens bessere Theater!“

Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Um mich herum gleichzeitig Beifallsklopfen und Buh-Rufe.

Die Kommilitonen haben anscheinend ihren Spaß.

„Die deutschen Hochschulen haben noch niemals eine führungspolitische Elite herangebildet und sind niemals in der deutschen Geschichte gesellschaftspolitische Bildungsstätten gewesen!“

„Dann wird es jetzt Zeit!“

Der Zwischenrufer ist nur ein bedeutungsloser Gedankenstrich, der den professoralen Redefluss nicht unterbrechen kann: „Die Studentenschaft war lange Zeit der stumpfste Teil des Universitätskörpers, und nun, wo sie sich aktiviert, wird es besonders schlimm: die gewählten Studentenvertreter, die vorgeben, die Belange der Studenten zu vertreten, sind immer politisch gebunden! Niemals vertreten sie ihre eigene Meinung und auch nicht die der Studentenschaft, sondern immer nur die Auffassungen kleiner Gruppen!“

Das laute Beifallsklopfen lässt Professor Hennis die Daumen in die Tasche seiner Weste einhaken: er steht dort wie ein Napoleon im grauen Pepitamuster-Anzug, der befriedigt auf seine ihm ergebenen Gefolgsleute herabblickt.

„Herabblicken“ ist zwar sachlich falsch - im Hörsaal 2006 befindet sich das Rednerpult unten und die Zuhörer sitzen in den aufsteigenden Sitzreihen – kann mich trotzdem nicht des Eindrucks erwehren, dass Professor Hennis, indem er aufblickte, auf uns Studenten herabsah.

„Es wäre eine falsche Schlussfolgerung, die Universitäten dem politischen System gleichzuschalten. An der Universität herrschen nicht die Spielregeln wie in der Politik und deshalb ist die Einführung parlamentarischer Prinzipien der Universität nicht nur wesensfremd, sondern bedroht ihre Autonomie. Gerade die hierarchische Struktur ist Garant der akademischen Freiheit!“

Meine Gedanken schweifen ab.

Freiheit wofür, Freiheit wozu und: Freiheit für wen? Wissenschaft und Erkenntnis lassen sich doch nicht wie Militär, Verwaltung oder die Kirche organisieren, in der eine Befehlsstruktur von oben nach unten verläuft....

„... und deshalb möchte ich Ihnen raten: studieren Sie möglichst schnell zu Ende und lassen Sie die Demokratisierung der Hochschulen als Utopie fallen.“

Der Zwischenruf „Es lebe die Utopie!“ geht in dem abschließenden Beifallsklopfen verschollen.

Dieser Vortrag!: rhetorisch alles auf dem Kopf. Es gibt in der Politik die Möglichkeit, unfähige Politiker nicht wiederzuwählen. Keiner der Professoren ist unter studentischer Beteiligung in sein lebenslanges Amt gekommen. Die hierarchische Struktur als Garanten für die akademische Freiheit zu behaupten: das Lernende-Lehrer-Verhältnis zwischen Erwachsenen verdreht sich in die Struktur Führer-Gefolgschaft.

Eindruck: unsere Gymnasiallehrer haben uns und unsere Fragen schon vor Jahren ernster genommen, als jetzt diese Professoren. Darin anscheinend genau der Unterschied: der Gymnasiallehrer gegenüber dem ‚Professor‘, auf deutsch: Bekenner, und dem ‚Dozenten‘, auf deutsch: Vortragenden. Sie sind niemals zu Lehrern ausgebildet worden, sind: ‚Ordinarien‘, auf deutsch: Geweihte: Priester! Keine Hochschul-lehrer!

Die Goethe-Vorlesung schätze ich besonders: Anne ist immer sehr pünktlich und wenn ich in das Audimax hinein komme, ist es mir ein Vergnügen, dass dann mitten in den Sitzreihen eine Frau winkt und mir dieser Spaß gilt.

„Carl, hast du heute Abend Zeit?“ Hansgeorg hat mich am Ärmel festgehalten.

„Wieso?“

Wortlos hält mir Hansgeorg eine aufgeschlagene ‚Frankfurter Rundschau‘ entgegen und deutet auf eine Überschrift: ‚Freispruch im Kurras-Prozess‘. Darunter: ‚Der Berliner Polizist Kurras wurde von der Anklage der fahrlässigen Tötung Benno Ohnesorgs freigesprochen.‘

„Also, wenn du Zeit hast, heute abend um 19 Uhr bei Hermann Josef!“ Damit ist er schon wieder unterwegs. Offensichtlich suchte er die HSUler einzeln zusammen.

Ich folge der Vorlesung nur noch mit halbem Ohr.

Professor König spricht über Goethes Weimarer Gedichte: „... In dem Lied ‚An den Mond‘ findet im Mond eine magische Verschmelzung von Ich und Natur statt. Ebenso wie im Mond Bann und Lösung enthalten sind, die ebenso wie der Mond die Liebe bannt und befreit - es überwiegt allerdings die Bindung - so ist der Fluss als das Symbol des Herzens zu betrachten. Es ist der Umschwung vom Gefühl der Dämmerung, der Gefahr, zur Lösung, zur Seligpreisung, auch wenn im Moment des tiefsten Eintauchens ins Magische dieses seine Kraft verliert.“

Geistesabwesend betrachte ich Annes Hand, die mit dem Stift über das Papier gleitet und die königlichen Interpretationen mitschreibt.

Wenn es in Deutschland möglich ist, dass ein Polizist einen unbeteiligten Demonstranten erschießt ..., ach, das war doch egal, ob das ein unbeteiligter oder beteiligter Demonstrant war, ...wenn also ein Mensch aus, wie hieß das?: ‚putativer‘, soll heißen ‚vorweggenommener‘ Notwehr, erschossen werden konnte und der Täter dafür nicht zur Verantwortung gezogen wurde, dann war das ein Freibrief für die Polizei und ...

„In der Erinnerung Goethes liegt Selbstvergewisserung, Selbstvergessen ist nur Scheinerquickung. Das Schmerzliche liegt innerhalb der Liebe, nicht in äußeren Zuständen. Liebe muss sich als Schmerz erfahren, das Beunruhigende ist zugleich das Stillende.“

Es ist spät geworden. Die Diskussion war zu kontrovers gewesen, als dass eine Einigung schnell möglich gewesen wäre: was sollte man politisch oder intellektuell, oder auch sachlich zu einem solchem Freispruch sagen?

Der Wecker klingelt diesen Morgen bereits um halb sieben. Ich hatte es übernommen, mich von Bernhard in die Technik des Abnuelns der Wachsmatritzen bei der IG-Metall-Geschäftsstelle einweisen zu lassen.

Ich trinke einen Kaffee und betrachtet die lange Wachsmatritze auf dem Küchentisch. Nachts um zwei waren wir mit dem Tippen fertig gewesen.

Herzlichen Glückwunsch Herr Kurras! ist als Überschrift mit einem harten Stift in die wächserne Schicht eingepresst. Darunter: Endlich hat ein mutiger Berliner Richter die Hüter von Recht und Ordnung in Schutz genommen! Was konnte denn dieser arme Polizist auch dafür, wenn er vor einer Horde laut schreiender Revoluzzer so sehr Angst bekommt, dass er vorsorglich schon mal einen der friedlich am Rande stehenden Menschen erschießt!

Jeder, der sich als Zivilist im Umfeld einer Demonstration blicken lässt, ist ein potentieller Hochverräter an Staat und Gesellschaft! Leider haben Sie ja nur einen Menschen erschossen, Herr Kurras. Hätten Sie zwei Menschen getötet, dann wären Sie zweimal freigesprochen worden. Aber diese Bescheidenheit ehrt einen wahren deutschen Beamten. Wir danken Ihnen.

Unterschrieben war der Text mit: HSU – Humoristische Studentenunion – HSU.

Bernhard holt mich pünktlich um sieben ab. Zehn Minuten später sind wir bei der IG-Metall: „Guten Morgen! HSU.“

Die Sekretärin scheint nicht überrascht, wenn frühmorgens, kurz nach Arbeitsbeginn, Studenten in ihrem Büro auftauchen: „Sie können die Maschine bedienen?“

„Ja, kein Problem. Tausend Flugblätter gegen den Freispruch des Polizisten Kurras in West-Berlin.“

Die Sekretärin nickt, Bernhard geht mit mir einen Raum weiter: auf Regalen und in Kartons liegen Papierpakete, auf dem Tisch in der Mitte des Raumes steht eine schwarz glänzende Maschine mit dem Schriftzug ‚Ormig‘ auf dem Gehäuse.

„Also: wir müssen bis acht Uhr spätestens fertig sein, dann brauchen die Metaller ihre Abzugsmaschine selber. Ist aber kein Problem.“ Er legte die zusammengerollte Matritze auf den Tisch: „Du reißt jetzt das blaue Blatt hinter der Folie ab und klemmst die Matritze hier oben fest. Seitenverkehrt.“

Die von dem blauen Blatt eingefärbte Schrift auf der Matritzenrückseite ist gut zu erkennen. Bernhard stapelt auf der anderen Seite Papier in einen offenen Kasten, kurbelt den Stapel hoch und schaltet die Maschine ein. Sofort verschwindet die Matritze, um wie bei einem sich drehenden Karussell immer wieder sichtbar zu werden.

„Nach ein paar Umdrehungen legst du hier den Hebel um, damit das Papier durchläuft.“

Pfft, pfft, pfft ... und im Sekundentakt fliegen die Blätter in die Auslage.

„Siehst du hier ...“, Bernhard hat ein Blatt aus der Auslage genommen, zeigt auf eine nur schwach erkennbare Stelle, „man muss kräftiger auf die Tasten der Schreibmaschine hauen, damit die Trägerschicht präpariert wird. Die Matritze darf nicht ausgetrocknet sein, weil sich sonst die blaue Schicht nicht mehr überträgt!“

Nach zwanzig Minuten sind die Flugblätter ausgedruckt.

Mittags verteile ich einen Teil der Flugblätter vor der Mensa.

Komme mir vor wie ein Verkäufer - der den Vorbeigehenden eine unerwünschte Ware andrehen will.

Es ist das erste Mal, dass ich so öffentlich herumstehe: mich nicht im Strom der Vorbeigehenden unauffällig vorbei schlei-

chen kann. Vielleicht sollte ich irgendetwas ausrufen, wie: „Polizist Kurras freigesprochen!“ Aber: das hatte ich bisher bei anderen Flugblattverteilern nicht gesehen.

Mein Gefühl des Unwohlseins verflüchtigt sich sofort, als ich Anne auf mich zukommen sehe. Sie gibt mir frankophile zwei Küsse auf die Wangen, mustert mich kritisch: „Du siehst blass aus.“

„Na, ja. Das war heute Nacht ziemlich spät, besser ziemlich früh, bis wir fertig waren und dann um kurz nach sieben Uhr bei der IG-Metall ...“

Anne hat mir ein Flugblatt aus der Hand genommen und, als ob es ein Zeichen für die Vorbeigehenden ist, nehmen jetzt auch andere ein Flugblatt, und das scheint wiederum ein Zeichen zu sein, jeder zweite nimmt plötzlich ein Flugblatt an. Ich lache: „Kannst du noch etwas bei mir stehen bleiben?“

Nach zehn Minuten habe ich mein Päckchen verteilt und stelle mich mit Anne in die Warteschlange vor der Essensausgabe in der Mensa. Anne geht immer in die Mensa: es gibt Spaghetti für 1Mark30.

22.

Anne hatte mich zum Abendbrot eingeladen: Ich frohlocke: Das war das erste Mal, dass ich sie in ihrem Zimmer besuchen würde: Sie wohnt unter dem Dach, immerhin mit eigener Klingel an der Haustür.

„Ziehst du dir bitte die Schuhe aus?“

Nichts lieber als das.

Anne verschwindet in der Küche, um die Blumen, die ich noch schnell gekauft habe, in eine Vase zu stellen.

Ich sehe mich um: Unter der Dachschräge steht ein Bett, daneben ein kleiner Tisch und ein mit Stoff bezogener Lehnstuhl. In der Zimmerecke knistert ein eiserner Kohleofen, durch dessen Glasscheibe die züngelnden Flammen zu sehen

sind. Quer zur Wand ein Tisch, der offensichtlich gleichzeitig Ess- und Schreibtisch ist. Im Regal darüber stehen Bücher und Tassen. Die andere Seite des Zimmers wird von einem breiten, dunklen Schrank ausgefüllt.

Anne kommt mit einem Tablett wieder herein: Teller, Tassen, Aufschnitt und eine Kanne Tee. Neben der Blumenvase zwei Apfelsinen.

„Willst du am Tisch sitzen oder dich in den Sessel setzen?“

Ich entscheide mich für den Lehnssessel. Anne stellt das Tablett auf den kleinen Tisch und setzt sich im Schneidersitz auf das Bett.

Während des Essens erzählen wir uns, wie wir aufgewachsen sind, über unsere Familien. Die Zeit verstreicht geruhsam, ich fühle mich behaglich.

Das Knacken im Kohleofen, ein gutes Gespräch, eine interessante Frau, der Abend hatte gerade erst begonnen - was wollte man mehr?

„Möchtest du auch eine Apfelsine?“

„Hat das eine besondere Bedeutung?“

Anne spitzt die Lippen und guckt mir in die Augen: „Es ist die freundschaftliche Einladung, ob du mit mir zusammen ‚Santa Cruz‘ von Max Frisch liest.“

„Wie soll das gehen?“

„Ich lese die Elvira und du den Rittmeister.“

„Hast du denn zwei Texte?“

„Nein, wir setzen uns hier einfach nebeneinander und wechseln uns ab.“

Ich sitze nun auch auf dem Bett, habe mich gegen die Wand gelehnt und Anne beginnt an einer markierten Stelle zu lesen: „... Hier ist es wärmer. Das Wasser gefriert in der Vase.“

Dann reicht sie das Buch zu mir hinüber und ich lese an der Stelle weiter, auf die ihr Zeigefinger deutete: „Santa Cruz ...“

Ich gebe das Buch an Anne zurück.

„... Wie meinst du?“ Sie blickt auf: „Nein, das ist doch blöd. Stopf dir mal das Kissen hinter den Rücken.“

Ich sitze und liege nun halb mit dem Kissen im Rücken auf dem Bett. Anne begutachtet mich: „So ist es gut. Jetzt setze ich mich vor dich und du kannst mir immer über die Schultern gucken und lesen.“ Sie rutscht zu mir hinüber, legt sich in meine Arme. „Nun bist du dran.“

Ihr Finger zeigt wieder auf eine Zeile und ich beginne überrascht zu lesen: „... Santa Cruz ... Erinnerst du dich an Santa Cruz?“

„... Wozu?“

„... Das Wort ist voll fremder Gassen und Bläue, voll Bögen, Palmen und Agaven, Mauern, Maste, Meer ... Ich höre noch heute den Kerl, wie er in der schmutzigen Spelunke stand: Wir fahren nach Hawaii, sagte er. Sehen Sie das Schiff mit dem roten Wimpel? In einer Viertelstunde fahren wir nach Hawaii!“

„... Reut es dich noch immer, dass du damals nicht gefahren bist? Dass du an meiner Seite geblieben bist?“

„... Ich denke oft an den Kerl.“

Meine Gedanken schweifen ab, während ich vordergründig meinen Part weiter lese.

Keule: wie ist eigentlich ihr Verhältnis zu ihrem Verlobten? Sie riecht gut ... So: sie in meinen Armen, brauche die Hände nur etwas enger zusammenzunehmen, sie hält schließlich das Buch, und könnte ihre vollen Brüste, deren runde, feste Wölbung bereits seitlich meine Handballen berühren ...

Ein leichter Stoß von Annes Ellbogen holt mich in den Text zurück: „... Manchmal ... weißt du, was ich manchmal möchte?“

„... Nach Hawaii.“

„... Ich möchte ihn noch einmal kennenlernen, ihn, der mein anderes Leben führt. Nur dies. Ich möchte wissen, wie es ihm ergangen ist. Ich möchte hören, was ich alles nicht erlebt habe. Ich möchte sehen, wie mein Leben hätte aussehen können. Nur dies.“

„... Was für ein Hirnospinst!“

„... Es ist kein Hirngespinnst. Es ist eine leibhaftige Person, die von meinen Kräften lebt und zehrt, von meiner Sehnsucht sich nährt, sonst wäre ich nicht immer so müde, so alt.“

„... Bist du das?“

„... Oft, zu oft.“

Ein Klopfen an der Zimmertür lässt uns beide aufschrecken: Anne richtet sich auf, zupft ihre Bluse zurecht, obwohl es keinerlei Verrutschungen gibt: „Ja?“

Eine ältere Dame mit grauen gewellten Haar blickt in das Zimmer: „Entschuldigen Sie, Fräulein Anne. Ich wollte nur fragen, ob sie noch etwas haben, was ich morgen mit waschen kann?“

„Einen Augenblick, Frau Hamerlin. Ich bringe es Ihnen gleich.“ Die Tür schließt sich wieder.

Anne blickt auf ihren Wecker, schaut dann mich an: „Es ist zehn Uhr vorbei. Du musst jetzt leider gehen.“

Schade: hätte wohl doch eher zugreifen sollen. Warum in die Ferne schweifen, denn die Gute liegt so nah. Was hat sich der Gesetzgeber eigentlich bei dieser 10-Uhr-Anstands-Grenze gedacht? Dass erst danach die Hüllen fallen? ‚Sperrstunde‘: die Hosenlatze werden zugesperrt? Die Vorstellung scheint noch aus einer Zeit zu stammen, in der man das Licht scheute. Daher wohl auch dieser blöde Spruch: „Im Dunkeln ist gut munkeln.“ Ah, bah: im Hellen geht’s doch besser!

23.

Auch nach zwei Monaten habe ich mich noch nicht an die Lesesäle der Bibliotheken gewöhnen können.

Es war nicht nur die trockene Luft, es war auch dieses Herumgeschleiche und Geflüstere, das empörte „Pscht!“, wenn jemand nicht unterdrückt leise sprach: in einer lauten Kneipe konnte ich mich besser konzentrieren.

Alle zwei Stunden muss ich eine Erholungspause einlegen, hole meinen abgeschnittenen Trenchcoat aus der Garderobe und gehe auf einen Kaffee in die neue Cafeteria hinüber.

Auf der Straße kommt mir Hansgeorg entgegen: „Na, wieder Bibliothekspause?“

„Ja, ja. Durchatmen und durchlüften. Es ist auch zu blöde, dass es den Lukács nur in der Präsenzbibliothek gibt und ihn gerade jemand anderes liest. Heute Nachmittag hab ich vielleicht ‘ne Chance, dass er wieder im Regal steht.“

„Warum kaufst du ihn dir nicht?“

„Hast du noch alle? Von ‚Geschichte und Klassenbewusstsein‘ kostet jeder Band 68 Mark!“

Hansgeorg scheint nachzudenken: „Und du brauchst den jetzt?“

„Ja, ich wollte bis morgen das erste Kapitel durcharbeiten.“

„Wenn du zehn Minuten Zeit hast, kann ich dir den, glaube ich, besorgen.“

„Du hast den Band zu Hause?“

„Nein. Aber ich kenne jemanden, der hat den, glaube ich, im Regal stehen.“

„Gut. Ich bin dann in der Cafeteria.“

Es dauert tatsächlich nur zehn Minuten, bis Hansgeorg wieder da ist. Er legt den Wälzer auf den Tisch und grinst: „Na? Gut?“

Ich blicke ihn etwas verlegen an: „Entschuldige, das ist der Band I, ich brauche aber den Band II. Entschuldige, habe ich dir nicht gesagt.“

„Kein Problem.“ Damit hat er das dicke Buch gegriffen und ist wieder verschwunden.

Nach weiteren zehn Minuten taucht er wieder auf und stellt den Band II vor mir auf den Tisch: „Hier.“ Dabei tippt er gegen den Bleistift hinter seinem Ohr, als wollte er zu sich selber sagen: gut gemacht.

„Mensch, Hansgeorg, danke dir. Das ist Klasse, dann kann ich nachher zu Hause weiter arbeiten. Aber sag mal, warum schleppst du immer diesen Bleistift mit dir herum?“

Hansgeorg grinst: „Ist praktisch und spart Lebenszeit. Hast du schon mal zusammengerechnet, wie viele Stunden, nein Tage, du bisher in deinem Leben schon nach einem Stift gesucht hast und wie lange es dauerte, bis du dann endlich einen gefunden hattest? Kann mir nicht passieren.“

Ich lache - Hansgeorg hat ja durchaus recht - nehme den Band in die Hand und blättere begeistert durch die Seiten. Dann stutze ich: der Band sieht vollkommen neu aus.

„Sag mal, der Mensch, von dem du das Buch hast, hat der 'ne große Bibliothek?“

„Wie kommst du darauf?“

„Der hat anscheinend keine Zeit, die Bücher, die er sich kauft, auch zu lesen.“

„Das ist richtig, aber der kauft die sich auch nicht.“

Ich muss ihn so verständnislos angestarrt haben, dass Hansgeorg laut auflacht: „Die Verlage stellen ihm die Bücher kostenlos ins Regal und der hat viele Regale und viele Bücher.“

Mir schwant etwas: „Hansgeorg, hast du den Lukács in einer Buchhandlung geklaut?“

„Meinst du, ich habe das Geld, mir derart teure Bücher zu kaufen? Du doch auch nicht?“

„Aber klauen?“

„Nun komm, brauchst du das Buch oder nicht?“

„Ja.“

„Kannst du es dir kaufen?“

„Nein.“

„Warum?“

„Weil es so teuer ist.“

„Siehst du, das ist nun reine Notwehr oder Mundraub. Warum machen die Verlage die Bücher so teuer, die wir fürs Studium brauchen, dass wir sie uns nicht kaufen können? Die Bibliotheken können sie auch nicht in ausreichender Anzahl kaufen, eben, weil sie so teuer sind. Wir können nicht fundiert studieren, weil die Bücher andauernd ausgeliehen sind oder in der Bibliothek verstellt werden, damit die anderen sie nicht finden ... und diesen Kreis können wir nur durchbrechen, wenn wir

uns die Bücher selber besorgen. Unter den Begriffen der bürgerlichen Justiz ist das Diebstahl, aber das ist genau das System, das verhindern will, dass Leute sich bilden und studieren.“

„Hast du keine Angst, erwischt zu werden?“

Hansgeorg denkt nach: „Im Wintersemester ist das kein Problem. Im Mantel ist genügend Platz für solche Schwarten. Im Sommersemester ist das schon schwieriger. Aber die Buchhändler sind auch so blöde, dass es eine Beleidigung wäre, wenn man die Bücher bezahlen würde.“

„Verstehe ich nicht.“

„Die Buchhandlung am Kollegiengebäude II hat quer durch die Buchhandlung ein Regal stehen. Da kannst du hinter dem Regal eine ganze Tasche vollpacken, ohne dass der Buchhändler das sieht. Allerdings muss man das auch alleine machen. Das ist wie im Guerillakrieg.“ Hansgeorg hat sich gestikulierend in Schwung geredet. Mein fragendes Gesicht ist so deutlich, dass er lachend weiter erzählt: „In Frankfurt hatten ein paar SDSler die Schnauze voll von dieser Einzelkämpferstrategie und sind zu zwölf in eine Buchhandlung marschiert. Samstag früh, als der Laden noch leer war. Vier von ihnen haben die Verkäufer in Schach gehalten, die anderen haben die mitgebrachten Taschen voller Bücher gepackt, und dann sind sie alle verschwunden.“

„Und?“

„Am nächsten Tag saßen sie alle bei der Kripo. Die war mit Fotografien in der Buchhandlung erschienen und die Buchhändler haben fröhlich auf die Fotos von denen gezeigt!“

„Woher hatte die Kripo die Fotos?“

„Vermutlich vom Rektorat der Universität. Wäre doch naheliegend. Welcher stinknormale Kriminelle klaut schon Bücher! Was meinst du, warum wir zwei Fotos für den Studentenausweis abgeben müssen?“

„Das eine kommt in den Studentenausweis, das andere ist das potentielle Fahndungsphoto?“

Hansgeorg grinst: „Siehst du. So funktioniert das System.“

24.

Der Kauf des neuen Ofenrohres, die Abdeckplatte für das angesengte Linoleum und dickere Wintervorhänge für die Fenster haben mehr gekostet, als ich vermutet hatte: das zurückgelegte Geld für die Bahnfahrt nach Hause reichte nicht mehr: 118 Mark kostete der D-Zug Freiburg-Hamburg-Freiburg, einschließlich der zweimal 6 Mark Zuschlag.

Trampen? Bei dieser Witterung zu ungewiss: wenn es regnete oder schneite, dann wollten die Autofahrer so einen durchnässten Anhalter nicht auf ihren Polstern sitzen haben.

Die Großhandelsfirma, bei der ich mir die beiden vergangenen Tage als Lagerhelfer das fehlende Geld verdient habe, hat überraschend schon zur Mittagspause die Arbeit beendet: Weihnachten. Ich blicke auf meinen Lohnzettel, zögere: es reichte nicht ganz.

Die Sekretärin, die hinter dem Tresen die Arbeitszettel ausgefüllt hatte, blickt auf, als ich immer noch unschlüssig herumstehe: „Stimmt irgend etwas nicht mit der Abrechnung?“

„Doch, doch. Alles in Ordnung“, beeile ich mich ihr zu versichern. „Ich wollte nur fragen, ob Sie vielleicht wissen, wo ich heute noch zwei, drei Stunden arbeiten kann?“

„Reicht's nicht?“

„Mir fehlen noch neun Mark für die Bahnfahrkarte nach Hause, und ...“

Die Sekretärin steht auf, nimmt mir meinen Arbeitszettel aus der Hand und blickt mir in die Augen: „Da habe ich doch ganz vergessen, dass Sie gestern noch zwei Überstunden hatten ...“, und sie zieht unter der Summenzehn einen Strich, schreibt plus zwei darunter, zieht einen neuen Summenstrich, eine zwölf darunter, daneben ihr Namenskürzel.

Ich hätte ihr augenblicklich um den Hals fallen und sie knutschen können: „Danke, ich ...“

Die Sekretärin blinzelt mich an: „Nun machen Sie schon, dass Sie zur Kasse kommen ... und gute Fahrt!“

„Danke, und ... Fröhliche Weihnachten!“

Feiertage: ein seltsamer Anachronismus: Als sie eingerichtet wurden, hat es ja vielleicht noch Sinn gemacht, dass alle Menschen am gleichen Tag Weihnachten feierten – heute, in der Mobilitätsgesellschaft, lösen diese zweieinhalb Tage eine unkoordinierte Völkerwanderung aus. Züge: überfüllt - erinnern mich an die Bilder der Hamsterfahrten nach dem Krieg: als die Hälfte der Bevölkerung mit Koffern und Taschen bepackt unterwegs war und der große Tauschhandel stattfand. Aber zum Glück ist Weihnachten kein Dauerzustand.

Das zugeschnürte Wäschepaket an der einen Hand, die Geschenke für Eltern und Brüder in der Tasche an der anderen Hand, treffe ich, müde von der Bahnfahrt, zu Hause ein. Mutters kritischer Blick findet die gesuchte Bestätigung. Sie streicht mir über die Wangen: „Du bist schmal geworden, mein Junge.“

Damit hat sie recht: Der Bundeswehrspeck ist weg und regelmäßiges Essen war in den vergangenen Monaten nicht mein Hauptaugenmerk gewesen.

Der geschmückte Tannenbaum steht wie immer im Wohnzimmer: Ich lege meine Geschenke zu den anderen Päckchen in Weihnachtspapier.

Vater ist noch unterwegs, Hausbesuche bei Patienten; die beiden ältesten Brüder waren kurz vor mir eingetrudelt; der dritte Bruder dirigierte als Substitut in der Drogerieabteilung bei Karstadt in Kassel das Weihnachtsgeschäft und würde erst am zweiten Feiertag nach Hause kommen.

„Na, der Herr Studiosus auch bereits angekommen!“ ist die Begrüßung meines Vaters.

Mit allgemeinen Plaudereien vergeht die Zeit – Vater hat sich ein neues Auto gekauft, einen Volvo, der Mercedes hat schlechtere Sicherheitswerte – bis Mutter aus der Küche kommt, Zeichen dafür, dass der Karpfen und die Kartoffeln auf dem Herd stehen und die Bescherung losgehen konnte. Sie hatte zu Ende zu sein, wenn der Fisch gar war.

Vater spielt „Oh, Tannenbaum“ und „Stille Nacht“ auf dem Klavier, dazu singen wir Brüder seit ein paar Jahren nicht mehr, und mit einem „Fröhliche Weihnachten“ ist dann das Auspacken der Geschenke eröffnet.

Mutter wickelt ihre Geschenke immer erst nach dem Essen aus, wenn „ihre Männer“ vor dem Kamin saßen.

Ich bekomme drei Paar Socken, zwei Oberhemden und ein paar Winterschuhe. Dazu noch einen Briefumschlag mit einhundert Mark.

Für Mutter habe ich eine Flasche Spätburgunder eingepackt. Vater und die Brüder blättern durch die Bücher, die ich ihnen geschenkt habe. Ich habe aus der Geldknappheit eine Tugend gemacht, und ihnen die Bücher mitgebracht, mit denen ich mich selber auch gerade beschäftige. Außerdem bekamen wir die Bücher aus dem Szcesny Verlag für den Büchertisch der HSU zum Verlagsabgabepreis: ‚Der aufgeklärte Eros. Plädoyer für eine menschenfreundliche Sexualmoral‘ von Alex Comfort, ‚Warum ich kein Christ bin‘ von Bertrand Russel und ‚Demokratie ohne Dogma. Die Gesellschaft zwischen Pathos und Nüchternheit‘ von Theodor Geiger.

„Meinst du, wir haben das nötig?“

„Nanu, nichts von Karl Marx dabei?“

„Lebst du eigentlich auch, oder liest du nur?“ sind ihre freundlichen Kommentare, bevor der Gong ertönt und uns ins Esszimmer beordert: Spargelcremesuppe, Karpfen blau mit Meerrettich-Sahnesoße und Petersilienkartoffeln, als Nachtisch Majala Zitronenspeise ist die obligatorische Weihnachtssessenfolge, die auch in diesem Jahr eingehalten wird. Dazu Weißwein, „Fisch muss schwimmen“, und als Abschluss Cognac.

Nach dem Essen verabschieden sich die Brüder: sie sind noch mit ihren Freundinnen verabredet.

Vater und ich sitzen am Kamin. Mein Vater hat sich eine Zigarre angezündet, während Mutter endlich ihre Geschenke auspackt.

Das brennende Kaminholz knackt, Vater erzählt Schnurren aus seiner Studentenzeit, die mich alle nicht interessieren. Ich

kenne sie doch bereits alle, die Geschichten der fröhlichen Burschenherrlichkeit: „AGB, die Katze läuft im Schnee“... bedeutete die Herausforderung zur Mensur mit Säbeln, weil damit die Korporierten des AGB veräppelt wurden...

„Habt ihr euch damals nicht mit Politik beschäftigt?“

„Es gab keine nationalsozialistische Medizin.“

„Und außerhalb des Fachstudiums?“

„Wir waren genauso organisiert, wie alle anderen Berufsstände auch. Die Beamten, die Lehrer, ... warum sollten die Studenten eine Ausnahme sein.“

„Und die Burschenschaften?“

„Die schlagenden Verbindungen waren verboten worden, da die Mensuren mit ihren Verletzungen als Wehrkraft zersetzend galten.“

Wie oft, auch wenn es selten war, habe ich schon diese kurz-sätzigen Gespräche mit Vater versucht? Immer stehen die Antworten auf der Kippe zu Anekdoten, wie lustig es doch damals gewesen sei.

Während ich auf dem Klo sitze, musste mein Vater in der Schallplattensammlung gekramt haben.

„Gaudeamus igitur / iuvenis ...“ schallt es durch das ganze Haus. Auf der Diele begegnet mir meine Mutter, die anscheinend nachsehen wollte, wo ich abgeblieben war.

Ich nehme meinen Mantel von der Garderobe und mit einem „Ich muss mal frische Luft schnappen“ bin ich draußen in der kalten, klaren Dezembarnacht.

Der Männerchor hat sein fröhliches Burschenschaftlerlied beendet und ich warte, was jetzt kommen wird. Beethoven ist klar. Die Fünfte oder die Eroica?

Das ‚bam, bam, bam, bah / bam, bam, bam bah / ba, da, da, da‘ ist ohrenbetäubend deutlich: die Fünfte, die ‚Schicksalsymphonie‘.

Vater!

In der Brusttasche des Mantels spüre ich das kräftige Papier der Rückfahrkarte.

Ich hatte doch so weit wie möglich fort von zu Hause sein wollen, was mache ich jetzt hier? Ist es Mutter zuliebe, für die Weihnachten immer das Fest der Familie ist?

Mit dem Spaziergehen konnte ich mir Zeit lassen. Wenn ich zurückkam, egal wie lange es dauerte, würde Vater schon so betrunken sein, dass sowieso nichts Vernünftiges mehr zu erwarten war: Beethoven war immer das sicherste Zeichen, dass er sich mit Kamerad Alkohol auf sich selbst zurückgezogen hatte. Wenn ich Glück hatte, schlief Vater bereits.

„Wer als junger Mensch kein Sozialist war, kann kein guter Konservativer werden! Deshalb steht ihr doch in guter Tradition der jugendlichen Aufmüpfigkeit, wenn ihr meint, ihr wüsstet es besser als wir Älteren.“

Vater ist jetzt, nach dem Frühstück, gut gelaunt, bereit, den abgerissenen Faden vom Vortag aufzunehmen.

Ich schüttelte den Kopf: „Nein, es stimmt nicht mehr. Auch Theodor Fontane hat schon gesagt: ‚Wer als Achtzehnjähriger kein Revolutionär ist, hat kein Herz. Wer als Vierzigjähriger immer noch Revolutionär ist, hat keinen Verstand‘. Du hast es zu Recht als ‚Aufmüpfigkeit‘ bezeichnet, eben - weil du es in dieser Individualität belässt. Aber diese Gesellschaft ist erstarrt zu einem ‚CDU-Staat‘. Das ist doch keine Demokratie! Es ist doch nicht nur die studentische Jugend, die aufbegehrt, die Widersprüche zeigen sich doch an allen Ecken und Enden: Die Septemberstreiks der Arbeiter, der Kampf um die Mitbestimmung der Gewerkschaften, die Professoren und die Liberalen, die gegen die Notstandsgesetze opponieren ...“

Vater lächelt mich freundlich an.

Ich muss Luft holen: „Und wenn du vorhin gesagt hast, dass man als Jugendlicher Sozialist sein muss, auch bei dem ‚Revolutionär‘ Fontanes hast du zustimmend genickt, was hast du eigentlich gemacht, als du so alt warst wie ich? Wo waren denn deine Ideale?“

Vater ist wieder ernst geworden, dreht die Zigarre in der Hand und sucht offensichtlich nach Worten. Dann räuspert er sich:

„Wir waren damals angetreten, um eine kranke Gesellschaft zu heilen. Was hatten denn die Politiker der Weimarer Republik erreicht? Nationale Erniedrigung, Inflation, Arbeitslosigkeit, Sittenverfall ... Wo waren denn die Ideale von Anständigkeit und Ehrlichkeit, dass jeder Essen und Arbeit hatte, die Achtung vor einer Frau? Wo war die Elite, die bereit war, zu führen und Opfer zu bringen für die Gemeinschaft?“

„Wo?“

„1935, als ich so alt war, wie du heute, war es die Allgemeine SS, die diese Ideale verkörperte.“

Ich meinte, nicht richtig gehört zu haben: „Und wo haben euch diese Ideale hingeführt? Zu Krieg und Zerstörung. Zu dreißig Millionen Toten und Völkermord!“

Vater ist blass geworden. „Vielleicht solltest du dafür dankbar sein! Wenn Deutschland den Krieg nicht verloren hätte, wärest du auf einer Ordensburg der SS erzogen worden und könntest heute nicht von CDU-Staat und Demokratie reden.“ Er ist zornig aufgestanden, seine Hände zittern: „Man sollte nicht die Hand beißen, die einen ernährt!“

Er geht hinaus, ich bleibe alleine sitzen.

Mutter räumt den Frühstückstisch ab und streicht mir über die Haare: „Müsst Ihr euch denn immer über Politik streiten?“

„Ja! Verdammt noch mal! Ja!“

Weihnachten: das Christkind ist endgültig aus der Krippe gestoßen worden. Es war schon immer ein seltsamer, allerdings gewohnter, deshalb nie hinterfragter Widerspruch in dieser Familie, Weihnachten mit allem Klimbimborium zu feiern: Vater war 1939 nach ‚Maßgabe des Führerwillens‘ aus der Kirche ausgetreten, Mutter 1940 – sie sind auch nie wieder eingetreten. Er war evangelisch, sie katholisch gewesen. Auch wenn sie uns freigestellt hatten, wie wir uns entscheiden wollten: mir ist plötzlich bewusst geworden, dass ich nur noch Gast in dieser Familie bin.

Silvester mit Freunden aus der Schulzeit in Volksdorf gefeiert. Wir Jüngeren saßen im Partykeller des Hauses zusammen, die Älteren oben im Wohnzimmer. In einer Tanzpause habe ich

mich in eine Kellerecke zurückgezogen und mir ging die Rede bei der Immatrikulationsfeier durch den Kopf, allerdings auf diese Situation übertragen: ‚Die viel gepriesene Gemeinschaft der Jüngeren und Älteren ist heute nicht mehr intakt ... Die Kommunikation zwischen den Eltern und den Kindern ist völlig ungenügend ... Auf beiden Seiten entsteht dadurch, keinesfalls zum Nutzen der Familie, ein starkes Gruppenbewusstsein ...‘. Die anderen wunderten sich, warum ich plötzlich so laut auflachte.

25.

Ich schreibe nichts mehr mit. Goethe bei Professor König ist wie ein Besuch in der Kirche. Ich lehne mich zurück und schließe die Augen, die Interpretation zu ‚Wanderers Sturmlied‘ zu verinnerlichen: „... Der emphatische Ausruf, der sich in der ersten Fassung allein auf die Lerche bezieht, bekommt durch seine Isolierung Bedeutungsfülle und Gewicht. Er meint nun die Lerche, zugleich aber das Göttliche da droben, zu dem sich der Gesang emporschwingt. Präziser wird der Ausdruck in einer Änderung der zehnten Strophe, wo dem strömenden Lied des von Jupiter Begeisterten ursprünglich ein quellender, später ein rinnender Nebenbach zum Gegensatz dient. Offensichtlich entspricht das Rinnen dem hier erstrebten Eindruck der Dürftigkeit viel besser ...“

Ich bin eingeschlafen, oder? *So: an Annes Seite, intellektuell kaum verständliches Wortgeklingel im Gehörgang: es ist wie das Schweben auf einer nebulösen Wolke: ein zartes Wesen streichelt meine Hand* - ich öffne die Augen, es ist Anne: „Hallo, du Schlafmütze.“

Im Anschluss an die Vorlesung fordert ein Fachschaftssprecher die Studenten im vollbesetzten Audimax zum Bleiben auf, wartet bis Professor König das Audimax verlassen hat, und teilt den Anwesenden dann das Vorhaben der Fachschaft mit: die Studenten der Germanistik wollen sich bei Professor

König mit einem Fackelzug bedanken, dass er den Ruf der Universität Basel abgelehnt hat und in Freiburg bleibt. Alle werden aufgefordert sich an dem abendlichen Zug zu beteiligen. Die Fackeln werde die Fachschaft besorgen.

Mehrere hundert Studenten sind abends zusammengekommen.

Eine gute Gelegenheit, mich mit Anne zu verabreden. Sie hat mich abgeholt und zusammen sind wir weitergegangen. Straßenbahnhaltestelle Wonnhalde war der angesagte Treffpunkt.

Obwohl es tagsüber schon wärmer wurde, hat es nachts geschneit: zwanzig Zentimeter Neuschnee. Anne hat sich bei mir untergehakt. Unsere Schritte knirschen im flach getretenen Schnee.

Ein unwissender Betrachter hätte uns beide für ein Paar halten können. Eher symbolisch, dass wir uns nur mit einem Arm berührten und bisher noch niemals mit beiden Armen umfasst hatten.

So verbunden sind wir schon schweigend eine spürbare Strecke gegangen, als Anne sich plötzlich, trotz ihres warmen Mantels, frierend schüttelt: „Meinst du, Professor König wird es zu schätzen wissen, dass wir hier in der Kälte herumlaufen, statt hinter dem warmen Ofen zu sitzen?“

„Ich hoffe schon. Vielleicht wird es ihn ja auch etwas beeinflussen, wenn wir uns schon zu ihm bekennen, dass er sich auch mit den studentischen Vorstellungen zur Studienreform ernsthafter auseinandersetzt.“

Schon aus der Entfernung sehen wir die Ansammlung der Germanistikstudenten an der Straßenbahnhaltestelle.

Zwei Fackeln brennen bereits, wohl als Lichtzeichen für die Ankommenden.

„Na, da kommt ja auch noch ein einsames Liebespaar!“ Hansgeorg hat sich aus dem Pulk gelöst und ist uns ein paar Schritte entgegengekommen.

„Ja, ja: Wer labert so spät durch Nacht und Wind, es ist Hansgeorg, offensichtlich blind!“ protestiere ich: „Du weißt doch, dass Anne verlobt ist.“

Wie suchend blickt Hansgeorg auf dem Boden umher, und geht schließlich um Anne und mich herum: „Ja, wo isser denn? Tuck-tuck-tuck. Ja, wo isser denn, der Verlobte?“

Anne meint nun, sich erklären zu müssen: „Mein Verlobter studiert in Düsseldorf.“

Hansgeorg grinst breit: „Den gibt es also tatsächlich? Wie unpraktisch.“

„Wie meinst du das?“

„Wenn man verlobt ist, dann darf man doch schon über Nacht bleiben ... und wenn der so weit weg ist, dann ist das so, als ob man ... Appetit hat, eine leckere Dose Eingemachtes besitzt und ... keinen Öffner hat!“

Anne scheint darüber nachzudenken. Hansgeorg blinzelt sie an: „Aber zwischen Wollen und Tun steht eben halt immer Mutter. Und wenn die's nicht erlaubt, dann ist eben Sense mit dem Tun.“

Ich schüttele den Kopf: „Übst du dich neuerdings in salomonischen Sprüchen oder willst du etwas Bestimmtes sagen.“

Hansgeorg hebt ernsthaft einen Finger: „Die Jungdemokraten wollten während des Parteitages der FDP nächste Woche hier in Freiburg, dem Dreikönigstreffen, eine Podiumsdiskussion mit Rudi Dutschke veranstalten und Mama FDP hat's ihnen schlichtweg verboten!“

„Und die haben das einfach so hingenommen?“

„Na, du kennst doch das Eltern-Prinzip: Solange du deine Beine unter meinem Tisch ausstreckst, hast du zu tun, was wir dir sagen! Und da die in der Partei noch was werden wollen, haben sie gekuscht. Nennt man wohl auch Parteidisziplin.“

„Und warum?“

„Die Parteiführung hat Schiss, dass es zu Störungen des Parteitages kommen könnte“ Und mit erhobenen Zeigefinger verkündete er: „Ruhe ist auch des liberalen deutschen Bürgers erste Pflicht!“

Inzwischen waren die Fackeln verteilt und angezündet worden. Die Kolonne setzt sich Bewegung. Die ansteigende Straße bringt den Kreislauf wieder in Schwung, so wird es einem

wenigstens durch die Bewegung etwas wärmer. In der Dunkelheit sind nur die Schritte auf dem Asphalt zu hören. Das brennende Teer knackt in den Fackeln. Niemand spricht.

Nach fünf Minuten hält die Kolonne an. Wahrscheinlich, weil die ersten stehen geblieben sind. Ein Student geht die Stufen zu einem Wohnhaus hinauf und klingelt. In der Tür spricht er mit Professor König, der bereits einen Mantel übergezogen hat und nun an das Geländer tritt: „Liebe Kommilitonen! Ich danke Ihnen für diesen Fackelzug. Es freut mich, dass ich die richtige Entscheidung getroffen habe, als akademischer Lehrer hier bei Ihnen zu bleiben. Auch wenn es verlockend war, in das ruhige Basel zu gehen - ich verstehe durchaus die Unruhe unter den Studenten. War ich doch selber, als ich in Ihrem Alter und Ihrer Situation war, auch mit manchen Bedingungen an der Universität nicht zufrieden. Ich danke Ihnen und möchte mir erlauben, Sie alle für morgen Abend zu einem Umrunk in die Mensa einzuladen.“

Einige haben sogar geklatscht, der wortführende Student kommt wieder die Stufen herab und kehrt marsch geht alles wieder die Steigung hinunter.

An der Straßenbahnhaltestelle breitet sich eine gewisse Ratlosigkeit aus, was man nun mit den immer noch brennenden Fackeln tun solle. Scherze über Feuerschlucker machen die Runde, bis sich einige entschließen, mit ihren Fackeln Richtung Stadt zu marschieren. Die meisten der Kolonne hinterher.

Anne und ich trotten untergehakt mit Abstand hinter den Fackelzüglern hinterher. Die wenigen Autos, deren Scheinwerfer die Kolonne kurz grell beleuchten, lassen den Mumenschanzcharakter noch deutlicher werden.

Wenn wenigstens irgend etwas gesungen worden wäre – so eher ein Leichenzug: in dunkle Mäntel gekleidet, beinahe wie Mönchskutten, mit den flackernden Fackeln über den Häuptern, wurde in den stillen, menschenleeren Straßen etwas Unbekanntes zu Grabe getragen?

Anne will nicht noch mit auf einen Tee zu mir ins Gartenhaus kommen, sie sei müde, also begleite ich sie noch zu ihrer Haustür.

Warum ist Anne eigentlich noch niemals bei mir zu Gast gewesen? Braucht sie ihre Zimmerwirtin als moralische Stütze und Kontrolle? Worin besteht der Unterschied, ob ich im Zimmer einer Frau mit ihr alleine bin oder die Frau im meinem Zimmer mit mir alleine ist? Sehe keinen – aber es gibt anscheinend einen. Anne sagt, es sei bei ihr gemütlicher. Finde ich nicht. Es muss mit einer weiblichen Sichtweise zusammenhängen, dass sich ein Mann auf ihr Bett setzen darf und sie die Definitionsgewalt behält, während umgekehrt, wenn sie sich auf das Bett des Mannes setzt, sie damit anscheinend, aus ihrer Sicht, ihr Einverständnis bekundet, mit ihm ins Bett zu gehen?

26.

Es ging wie in Lauffeuer durch die Kollegiengebäude und wurde weiter gesagt: Heute Nachmittag spricht Dutschke vor der Stadthalle, 15Uhr30. LSD und SDS sollen es gemeinsam organisiert haben.

Die Vorlesung war schon auffallend gering besucht gewesen, doch ich habe nicht damit gerechnet, wie viele Studenten und Schüler das gleiche Ziel haben. Die Straßenbahnen Richtung Littenweiler sind überfüllt, viele sind zu Fuß unterwegs.

Ich ziehe den wärmenden Schal enger um den Hals. Nachdem ich mir bei dem unterkühlten Fackelzug einen leichten Schnupfen geholt hat, und auch auf den Weg zum Umtrunk mit Professor König verzichtet hatte, will ich jetzt kurz vor Semesterende nicht ganz auf der Nase liegen: eine Hausarbeit muss noch fertig geschrieben werden.

Auf dem weiten Platz vor der Stadthalle haben sich bereits an die zweitausend Schüler und Studenten versammelt.

Es kommen immer noch mehr. Von Dutschke ist noch nichts zu sehen. Fröstelnd stehe ich herum.

Ich hätte mich lieber mit anderen verabreden sollen.

Keiner der Umstehenden weiß, warum nichts passiert.

Die Zeit vergeht. Ich hüpfte, so gut es geht, auf der Stelle, mich warm zu halten, als um 16.00 Uhr Bewegung in die Menge kommt: von der Straße her wird eine Gasse durch die Menge gebahnt. Alle recken die Hälse, um irgendetwas zu erkennen. Schließlich taucht in einiger Entfernung ein dunkler Haarschopf über der Menge auf, wird sichtbarer: Dutschke.

Obwohl aus den Körperbewegungen zu schließen ist, dass er zu den Umstehenden spricht, ist nichts zu verstehen. Schließlich wird ein Mikrofon hoch gereicht.

Ich recke mich und kann ein paar Sätze verstehen: „...Wir sollten begreifen, dass der außerparlamentarische Kampf eine entscheidende Voraussetzung dafür ist, dass wieder ein Dialog entsteht. Ein Dialog zwischen denen, die Ämter und politische Führungsfunktionen haben, und denen, die vertreten sein wollen. Wer macht denn heute noch in diesem Volke einen Dialog mit denen, die von dem Parlament und von der Regierung betroffen sind! ...“ Das Recken wird zu anstrengend.

Ich kann in der Menge nichts mehr verstehen oder sehen und bahne mir einen Weg zur Seite, vorbei an den mühsam Gaffenden, die auch nichts sehen können. An der Straße findet sich ein freier Platz auf einem der Absperrgitter und ich kann zumindest gut sehen.

Inzwischen sitzt Professor Dahrendorf zusammen mit Dutschke auf einem weißen Etwas und sie diskutieren jetzt per Megaphon - wenn man das so nennen wollte.

Einzelne Wortfetzen werden herüber geweht: „... wo sind die anderen, wo sind sie geblieben ...?“ klingt Dutschkes rauchige Stimme herüber. Dahrendorf erklärt anscheinend etwas Ausführliches über „... Fachidioten des Protestes ...“.

Zu verstehen ist weiter nichts. So blicke ich mich etwas um. Es werden wohl so etwa dreitausend Studenten und Schüler

sein. Im Park hinter der Stadthalle will jemand bereitstehende Polizei gesehen haben.

Plötzlich sind die beiden Diskutanten über den Köpfen der Menge nicht mehr zu sehen. Die Diskussion ist anscheinend zu Ende. Wieder kommt Bewegung in die Menge: es bildet sich eine Gasse, die Rudi Dutschke mit seiner Begleitung entlang kommt. Alle tragen schwarze Lederjacken und lächeln zu den Umstehenden.

Hatte mir Dutschke größer vorgestellt. Er hat ausdrucksvolle Augen und allein die vereinigten so viele Facetten in sich, dass man wohl nur für ihn oder gegen ihn sein konnte. Zwar ist er Marxist, aber gleichzeitig Christ; seine bunten Pullover und die schwarzen, strähnigen Haare vermitteln Ungeköstetes, die Lederjacke aber die Assoziation eines Funktionärs; in einer Kleinstadt aufgewachsen, DDR-Flüchtling, repräsentiert er jetzt die Revolte in West-Berlin: so eine Mischung aus Pirat, Räuber und Priester?

Die Lederbejackten steigen in zwei Mercedes-Limousinen älteren Jahrgangs und sind fort.

„Dutschke muss sofort nach Berlin zurück fliegen. Er hat da heute Abend noch einen Termin“, erklärt ein nebenstehender Student, der anscheinend mehr wusste und die Irritation über den schnellen Abgang des SDSlers spürte.

Auf dem Nachhauseweg hole ich bei der Post noch das Wäschepaket von zu Hause ab, da ich gestern den ganzen Tag in der Uni gewesen war und der Paketbote mich nicht angetroffen hatte.

Im Gartenhaus stelle ich den Ölofen zwei Stufen wärmer und packe die Wäsche aus. Meine Oberhemden und die Wollsaachen wusch ich selber im Handwaschbecken im Bad und trocknete sie auf Leinen oberhalb der Dusche. Nur die Kochwäsche schicke ich nach Hause. Es war der ausdrückliche Wunsch meiner Mutter gewesen, die so zumindest alle vierzehn Tage oder drei Wochen Post von mir bekam.

Sie versteckt immer Überraschungen zwischen der Wäsche. Heute ist es eine Tafel Schokolade und eine Rolle Erbswurst. Die kam mir gerade recht, ich will noch etwas Warmes essen. Während das Wasser für die Suppe auf dem Elektroherd heiß wird, geht mir noch einmal das Schauspiel vor der Stadthalle durch den Kopf.

Bin ich namenloser Statist: stummes Fußvolk? Ich und die vielen anderen Namenlosen neben mir sind die Basis, auf der sich die Stars wie Dutschke und Dahrendorf emporhoben. Im Schwarzwald, ganz alleine, wenn keiner zuschaute, würden sie wahrscheinlich nicht miteinander reden oder gar nicht erst hingehen. Und war das ein Dialog, wenn zwei Leute mit Megaphon ihre Standpunkte verlauten lassen, abgesehen davon, dass nichts zu verstehen war?

Die Erbswurstrolle! Das Wasser kocht. Heute würde ich zwei der in Staniolpapier eingewickelten dehydrierten Scheiben im Wasser auflösen.

Zu meiner Überraschung wiegt die Rolle schwerer, als ich es erwartet habe. Neugierig puhle ich das feste Umwicklungspapier auf und finde die Erklärung: meine Mutter hatte in die eine Hälfte der Rolle Fünf-Mark-Stücke eingewickelt. Sie sind genauso groß im Durchmesser und ergänzen die halbe Erbswurst. Ich freue mich, drehe die Herdplatte ab, nehme zwei der Fünf-Mark-Stücke, laufe noch schnell zum Schlachter, ein Paar Wiener Würstchen für die Suppe, und zum Kaufmann an der Straßenbahnhaltestelle, eine kleine Flasche Rum gegen die Erkältung, die ich in den Gliedern spüre. Rum ist ein altes Hausmittel.

Die Groggs haben nichts geholfen. Abgesehen davon, dass ich mich betrunken und tief geschlafen habe, bin ich den dicken Kopf der Erkältung nicht losgeworden.

Ich reduziere den Besuch der Lehrveranstaltungen auf das Notwendigste, sitze nur in der Bibliothek - halte meinen dumpfen Kopf und übertrage pflichtgemäß die Literaturangaben zu ‚Alexander Pope‘ aus den verschiedenen englischen und amerikanischen Bibliographie-Wälzern einzeln auf Karteikarten - sitze am Schreibtisch und gehe früh zu Bett.

Diese Hausarbeit für die ‚Hilfsmittelkunde des anglistischen Literaturstudiums‘: von Anfang an ohne Sinn. Wahrscheinlich habe ich die Arbeit auch deshalb bis an das Semesterende vor mir her geschoben. Leiste ich als Student vielleicht Kuli-Dienste für den Dozenten, indem ich diese komplette Bibliographie aller Sekundärliteratur zu Alexander Pope zusammentrage, sauber nach einzelnen Werken und Jahren sortiert? Ich bin doch nicht blöd, und wie man korrekt zitierte, dass konnte man auch in einer Stunde lernen. Auf die Frage, wozu das gut sein solle, hatte der Dozent gemeint, ‚es muss Ihnen in Fleisch und Blut übergehen‘, wie formal korrekt bibliographiert werde. Wenn dieses Punkt, Komma, Doppelpunkt, Anführungszeichen, das ‚Fleisch und Blut‘ der Anglistik sei, dann bin ich nicht lebendig. Aber: ich habe damit angefangen, also werde ich es auch zu Ende bringen.

Am Wochenende sortiere ich meine dreihundert Karteikarten, vertreibe die Reste der Erkältung mit Schwitzen, montags noch die letzten Feinheiten überprüft und dienstags den ganzen Kram auf zwanzig Seiten sauber abgetippt. Mittwochs Vormittag kann ich endlich die Hausarbeit abgeben. Es wird ein „sehr gut“ dafür geben.

OB IN CHINA EIN SACK REIS UMFÄLLT,
ODER OB ICH STUDIERE ...

28.

Hansgeorg steht im Deutschen Seminar überraschend neben mir: „Hey, Carl! Wo hast du die letzten Tage gesteckt!“

„Ich war erkältet und habe mich für eine Hausarbeit durch Bibliographien gearbeitet.“

„Dann hast du also entweder zu Hause oder in der Bibliothek gehockt?“

„Ja, sicher!“

„Du hast also nichts mitbekommen?“

„Ist denn das Ergebnis der Studentenratswahlen schon bekannt?“

„Studentenratswahlen?“ Hansgeorg blickt mich so irritiert an, als hätte er das Wort noch nie gehört. Hatte er die Diskussionen vergessen? Zum erstenmal hatte sich die HSU an einer Studentenratswahl beteiligt, um den theoretischen Zirkel zu durchbrechen, und mit SHB und LSD die ‚Aktionsgemeinschaft Demokratische Universität – ADU‘ gebildet.

„Nein, ich meine die Demonstrationen gegen die Fahrpreiserhöhungen! Vorigen Donnerstag, Freitag und gestern Abend haben über tausend Schüler und Studenten die Kreuzung am Bertoldsbrunnen blockiert! Die Fahrpreise für die Straßenbahnen und Omnibusse sollen am 1. Februar um zwanzig Pfennig erhöht werden: von fünfzig auf siebzig Pfennig pro Fahrt! Das sind vierzig Prozent!“

Hatte tatsächlich nichts davon mitbekommen. Zwar im Vorübergehen ein paar Flugblätter gesehen, fahre aber selten mit der Straßenbahn und nicht so ernst genommen.

„Wozu die Demonstrationen?“

„Die Schüler vom AUSS hatten ...“

„AUSS ...?“

„Aktionszentrum unabhängiger und sozialistischer Schüler. Also, die haben eine Delegation zu den Verkehrsbetrieben geschickt, um eine Begründung für die Erhöhung zu erfahren und über Ermäßigungen zu reden. Dort sind sie abgeblitzt. Man

Carsten Frerk: Blaue Blume Rot



Am Bertoldsbrunnen (Badische Zeitung vom 2.2.1968)

hat sie zum Magistrat geschickt. Dort hat man sie mit dem Hinweis auf die Einführung der Mehrwertsteuer abgespeist und auf den Magistratsbeschluss verwiesen.

Wir Studenten werden mit den Schülern zusammen erzwingen, dass die Politiker mit uns reden und den Beschluss zur Diskussion stellen. Der Stadtrat hat bisher jeden Dialog abgelehnt und nur die Erhöhung auf März verschoben: in die Semesterferien! Also gehen wir weiter auf die Straße. Nachher, 13.00 Uhr, ist die nächste Runde angesagt!“

29.

Die Stimme von Manuel klingt megaphonisch verstärkt über die ganze Kreuzung: „... Bis nicht tatsächlich sichergestellt ist, dass die Fahrpreise auf dem alten Stand bleiben, werden die Schüler und Studenten zusammen mit den Bürgern Freiburgs weiter demonstrieren!“

Die Menschenmenge ist unübersehbar. Es mussten weit mehr als die bisher eintausend Demonstranten sein.

Über den Lautsprecher des Einsatzwagens der Polizei ertönt eine andere Stimme: „Hier spricht Bürgermeister Kiefer. Wir wollen in Freiburg kein zweites Bremen und keinen Scherbenhaufen. Wir bitten Sie, mit Einverständnis des Rektors der Universität und des AStA in den Räumen der Universität zu diskutieren! ...“

Ein gellendes Pfeifkonzert ist die augenblickliche Antwort.

„Was war denn in Bremen?“

„Die Polizei hat dort die Demonstranten gegen die Fahrpreiserhöhungen zusammengeknüppelt.“

„Äh! Lass mal den Autofahrer durch!“ Bereitwillig öffnet sich eine Gasse, um die Durchfahrt zu ermöglichen. Keiner hört auf die Stimme des Bürgermeisters. Verschiedene Demonstranten unterhalten sich mit den Polizisten, einige Studentinnen verteilen Blumen an die Polizisten und bieten ihnen Pralinen an.

In Pulks stehen die Schüler und Studenten auf dem Bürgersteig, warten auf die Ampelphasen. Nach einem „Gleich wird's grün!“ versammeln sie sich dann auf der Kreuzung, woraufhin sie von einer Polizistenkette wieder auf den Bürgersteig zurückgeschoben werden.

Andere stehen einfach nur herum und warten.

„Hiermit erkläre ich die nicht angemeldete Versammlung für verboten und fordere die Polizei auf, die Straße zu räumen!“

Ein vielstimmiges Lachen und ein schrillendes Pfeifkonzert sind die untertänige Antwort.

„Carl, dreh' dich mal um!“ In der Kaiser-Joseph-Straße sind zwei stählerne Ungetüme aufgefahren.

Diese Kolosse sahen bedrohlich aus.

„Das müssen die beiden neuen Wasserwerfer sein! Soll die Bereitschaftspolizei aus Göppingen mitgebracht haben!“

„Hier spricht die Polizei! Wir fordern Sie auf, die Straße frei zu halten!“ Hansgeorg lacht: „Das muss er jetzt noch zweimal sagen, bevor die etwas machen dürfen!“

Auch die zweite und dritte Aufforderung wird mit Gelächter quittiert, dann rückt die Polizeikette vor: mit ihren Körpern schieben die Polizisten die Schüler und Studenten langsam vor sich her. Dann öffnet sich die Kette in der Mitte der Straße und die beiden Wasserwerfer fahren vor.

Es ist das erste Mal, dass in Baden-Württemberg Wasserwerfer eingesetzt werden: Eine kalte Wasserladung ergießt sich über die ersten Reihen: „Verdammt, die haben aber einen ganz guten Druck!“

„Der spritzt ja, wie'n Bulle pisst!“

Alle versuchen, sich vor den Wasserwerfern in Sicherheit zu bringen: es ist kalt, und wenn der Wintermantel erst einmal durchnässt war, so schnell würde der nicht mehr trocknen.

Überall in den Fenstern der Häuser blicken Bürger interessiert auf das Geschehen in der Straße, Bauarbeiter lehnen sich an die Geländer der Baugerüste umliegender Neubauten und schauen herunter.

Carsten Frerk: Blaue Blume Rot

Ich bin eben hinter den Arkaden in Deckung gegangen, als ich Manuel auf der anderen Straßenseite sehe. Gerade will ich zu ihm hinüber gehen, die Wasserwerfer sind weit genug entfernt, als drei Männer auf Manuel zukommen und ehe der reagieren kann, an beiden Armen gepackt haben. Ein paar Meter weiter verfrachten sie ihn in einen privaten Mercedes.

Carsten Frerk: Blaue Blume Rot



Am Bertoldsbrunnen (Badische Zeitung vom 9.2.1968)

Ich habe so erstarrt hinübergeblickt, dass der Strahl des Wasserwerfers mich unvorbereitet streift: ich spüre, wie das Wasser mir den Hals hinunter in den Kragen läuft.

„Vorsicht! Hier sind zivile Greifertrupps der Kripo unterwegs! Bleibt zusammen! Lasst euch nicht vereinzeln! Passt auf einander ...“ Abrupt verstummt die jugendliche Megaphonstimme.

Ich will mich durch die Menge schieben, um zum AStA zu kommen. Irgendetwas muss doch gegen die Verhaftung von Manuel und vermutlich noch anderen unternommen werden. Die zurückweichenden Demonstranten lassen keinen Zwischenraum.

Die Kreuzung ist geräumt. Mehrere Mannschaftswagen der Bereitschaftspolizei sperren den Zugang ab. Dann fängt es auch noch an zu regnen.

Die anschließende Versammlung auf dem Holzmarkt am Amtsgericht wird ebenfalls von den Wasserwerfern aufgelöst.

Im übrigen seien die Verhafteten schon ins Untersuchungsgefängnis gebracht worden.

Der Studentenrat tagt die halbe Nacht und debattiert darüber, wie die Gefangenen befreit werden könnten. Man findet keine Lösung.

Das Flugblatt ist morgens früh schon verteilt: „Aktionsgemeinschaft gegen die Fahrpreiserhöhung – Wie sich gestern gezeigt hat, beantwortet die Stadtverwaltung unsere gerechten Forderungen nach Rücknahme der Preiserhöhungen mit Polizeimaßnahmen. Sie setzt Wasserwerfer ein. Sie verhaftet gezielt angebliche Rädelsführer. Gestern schaffte es die Polizei mit Mühe und Not, den Bertoldsbrunnen bis 16 Uhr zu räumen. Heute wird sie dasselbe schneller erreichen wollen. Um das zu verhindern, müssen wir folgende Taktik entwickeln:

1. Keine Provokation der Polizei! Damit setzen wir uns unnötigerweise ins Unrecht!
2. Beweglich bleiben! = Nicht hinter den Absperrgittern stehenbleiben, sondern sich zerstreuen und sich dann neu

sammeln an folgenden Punkten: a) Friedrichsbau; b) Her-
tiebaustelle; c) Kreuzung Rotteckring-Bertoldstraße.

3. Nicht auf die Bürgersteige zurückgehen, sondern lang-
sam auf den Straßen nach rückwärts gehen.“

Ich bin morgens beim AStA.

Der Rektor hatte angedroht, er werde dem AStA die Abzugs-
maschinen entziehen, wenn der nicht die Vervielfältigung der
illegalen Flugblätter der Aktionsgemeinschaft einstellen wür-
de.

Ich habe Manuel getroffen, der übernächtigt aussieht. Man
hatte ihn und die anderen die ganze Nacht im Untersuchungs-
gefängnis festgesetzt, die Fingerabdrücke abgenommen und
fotografiert.

*Manuel bis unter die Haut blass und zutiefst in sich gekehrt:
er hatte es nicht für möglich gehalten, dass man in Deutsch-
land aus einer Demonstration heraus verhaftet und, als an-
geblicher Rädelsführer, eingesperrt, erkennungsdienstlich
behandelt werden konnte. Das freundliche ‚gentleman-
agreement‘ zwischen den führenden Genossen und dem Ver-
fassungsschutz gehört nun der Vergangenheit an.*

*Gerade für ihn, als Jura-Studenten, ist die persönlich erlebte
Kriminalisierung eines politischen Protestes, ein existentielles
Problem. Die Doppelmoral der offiziellen Leugnung einer
politischen Justiz und die gleichzeitige Umwandlung politi-
schen Protestes in vorgebliche Straftaten stellt für ihn die
Frage, ob er sein Jura-Studium beenden oder gerade deshalb
weiter studieren sollte.*

Die Polizei ist an diesem Tag tatsächlich schneller: um 13.00
Uhr sind alle Zufahrten zum Verkehrsknotenpunkt Ber-
toldsbrunnen bereits abgesperrt.

Ein Streifenwagen, ein Lautsprecherwagen und die beiden
Wasserwerfer sind zu sehen: dreihundert Polizisten sperren
die Kreuzung und drängen die Demonstranten von der Straße.
Auf Transparenten wird höflich um warmes Wasser für die

Wasserwerfer gebeten. Die Taktik des passiven Widerstandes scheint erfolgreich zu sein: die Polizisten haben alle Hände voll zu tun und es ist deutlich, dass der Widerstand weitergehen würde.

30.

Nächster Tag, Vormittags, Vorlesungsstreik: Noch einmal nehmen die Studentenvertreter auf einem teach-in im Audimax gegen die geplante Verabschiedung des Hochschulgesetzes Stellung. Detailliert wird der gemeinsame Entwurf von Studenten und Assistenten vorgelegt und erläutert.

Zufällig ist ein Landtagsabgeordneter anwesend, der völlig konsterniert zur Kenntnis nehmen muss, dass sich auch Professoren an der allgemeinen Diskussion beteiligen. Als der Politikwissenschaftler Professor Hennis betont, dass der Gesetzentwurf in der jetzigen Form nicht verabschiedet werden dürfe, äußert der Politiker nur noch sein Erstaunen, dass „nun plötzlich Einigkeit zwischen der Professorenschaft und den Studenten bestehe, die beide nicht wünschen, dass dieses Hochschulgesetz verabschiedet wird“.

Was machen die eigentlich im Landtag, wenn die als Abgeordnete ein Gesetz beschließen? Ist Politik nur noch ein Sperrwerk, dass drängende Probleme bremste, staute, aufstaute? Bis zum Überlaufen?

Ganz in diesem Sinne nimmt die Vollversammlung einen Entschluss an: „... Der vom Ausschuss vorgelegte Entwurf ist Flickwerk und bringt die Universität in der Reform keinen Schritt weiter. Der Entwurf wird auch nicht dadurch zu einem Reformwerk, indem einzelne Paragraphen verbessert werden. Die Verabschiedung wird sogar mit Sicherheit weitere Unruhen an der Universität hervorrufen und die nötige Versachlichung der Gespräche erschweren.“

13.00 Uhr: Lag es an dem Vorlesungsstreik oder am Wetter? Das Zahlenverhältnis zwischen Demonstranten und Zuschau-

ern: geradezu ins circensische verändert: auf die anfänglich 100 Demonstranten auf der Salzstraße kommen etwa 1.000 Zuschauer auf den Bürgersteigen.

Ich habe mir eine Plastikpellerine besorgt, der Mantel ist noch immer nass, und: habe Anne überredet, mitzukommen. Einige ältere Zivilisten verteilen Handzettel:

„Aufruf an die Freiburger Bevölkerung

Die Polizei hat sich in den vergangenen Tagen bemüht, den wilden Demonstrationen mit aller nur denkbaren Zurückhaltung zu begegnen. Die Demonstranten haben diese Rücksicht der Polizei mit Schwäche verwechselt. Infolgedessen ist die Innenstadt von Freiburg schon seit Tagen ein Schauplatz unwürdigen Treibens. Die Polizei muss ihren Auftrag, die Ordnung wiederherzustellen, nunmehr mit allem Nachdruck durchsetzen. Es werden deshalb noch einmal alle für die ungesetzlichen Demonstrationen Verantwortlichen dringend aufgefordert, weitere Ordnungsstörungen zu unterlassen.

Ich bitte die Bürgerschaft, insbesondere die Schüler und Jugendlichen den Umtrieben fernzubleiben. Eltern, denkt an Eure Kinder!

Dr. Eugen Keidel
Oberbürgermeister

Das bekannte Ritual der dreifachen Aufforderung heute allerdings anders: die Demonstration sei verboten und die Teilnahme strafbar. Die Straßen und die Bürgersteige seien zu räumen. Also: ‚tabula rasa‘.

Jedermann, der dem nicht Folge leiste, habe mit polizeilichen Mitteln zu rechnen.

Anne und ich haben uns an den Händen gefasst, als die Wasserwerfer vorwärts rollen. Schon allein die Direktheit des Anfahrens signalisiert eine neue Situation. Haben die Wasserwerfer vorgestern noch eher wie Blumengießkannen in die Gegend gespritzt, halten sie heute geradeaus mit vollem Druck in die Menge. Anne wäre unter dem plötzlichen Wasseraufprall beinahe gestürzt. Wir klammern uns aneinander.

Zwei Polizeiketten drängen auf der Straße und einschließlich der Bürgersteige alle vom Bertoldsbrunnen weg. Egal, ob es Demonstranten, Zuschauer oder zufällige Passanten sind. Es wird kein Unterschied gemacht.

Am meisten überrascht sind die Kunden des Kaufhauses, die nichtsahnend durch die Schwingtüren kommen und durch den Aufprall des gezielten Wasserstrahles zurück in das Kaufhaus getrieben werden.

Die Seitenstraßen der Kaiser-Joseph-Straße werden durch Sperrgitter abgeriegelt, die Polizeiketten drängen alle Demonstranten und Passanten bis zum Siegesdenkmal zurück.

„Los, alle über den Rathausplatz zurück zum Bertoldsbrunnen!“

Während die Polizei die Hauptstraße bewacht, strömen die Menschen durch die Seitenstraßen zurück. Am Bertoldsbrunnen stehen Anne und ich mit vielen anderen dann direkt der Absperrkette der Polizei gegenüber.

Ich spreche einen der Polizisten an: „Was ist denn los? Warum hat sich die Atmosphäre so verändert?“

Der Polizist lächelt verlegen und zuckt mit den Schultern: „Es gibt heute einen neuen Einsatzleiter aus Konstanz. Dessen Devise ist ‚Schluss mit lustig!‘ Ich würde Ihnen empfehlen, jetzt lieber nach Hause zu gehen.“

„Dann sind Sie also für die Fahrpreiserhöhungen?“

„Nein, bin ich nicht. Ich bin aber für die Einhaltung der öffentlichen Ordnung.“

„Und wenn der Gemeinderat den Leuten hier eine übermäßige Fahrpreiserhöhung aufzwingen will?“

„Dann ist das eine politische Entscheidung, gegen die man auch nur politisch etwas tun kann.“

„Und wenn wir niemanden haben, der unsere Meinung politisch vertritt?“

Ich habe nur mit halbem Ohr mitbekommen, dass die Diskussionen durch ein „Schlagstöcke frei!“ übertönt wurde.

Spüre nur, wie Anne sich bei mir anklammert und sehe den Polizisten plötzlich mit gezogenem Gummiknüppel vor mir stehen.

Der Versuch, nach hinten zurückzuweichen, ist erfolglos: Hunderte von Demonstranten versperren die Straße hinter uns. Ehe die weiter entfernt Stehenden mitbekommen, was passierte, prasseln schon die ersten Schläge auf die vorderen Reihen. Der erste Schlag trifft mich nur halb auf der Schulter, ich habe meine Arme schützend über Annes Kopf gelegt und mich abgeduckt. Der zweite Schlag ist gezielter und kurz nach dem Schmerz spüre ich etwas Warmes, das mir über die Wange rinnt.

„Carl, du blutest ja!“ Anne zerrt mich zur Seite, durch Lücken, die sich zwischen den knüppelnden Polizisten und den sich mit Händen und Füßen wehrenden Demonstranten öffnen. Von Hieben und Püffen nach vorne und zur Seite gestoßen, straucheln wir schließlich in ein Treppenhaus, dessen Tür eine ältere Frau von innen geöffnet hat: „Hier sind Sie sicher!“ Anne setzt sich schwer atmend auf die Stufen und zieht mich zu sich herunter: „Lass mal sehen!“

Benommen setze ich mich widerstrebend zu ihr: ich habe das verdammt mehr als ungute Gefühl, mich gleich übergeben zu müssen.

Die ältere Frau steht mit einer Schüssel Wasser und einem Tuch neben uns: „Wenn Sie Ihrem Freund das Blut abwaschen wollen ...“

Mein Kopf in Annes Armbeuge gelehnt: wusste nicht, was mich gerade mehr beeindruckte: der Schmerz oder Annes behutsames, zärtliches Tupfen mit dem warmen, feuchten Tuch.

Ich habe großes Glück gehabt. Mehrere Kommilitonen sind in der Alten Universität von Polizisten niedergeknüppelt worden; einer ist bewusstlos zusammengebrochen - es besteht die Gefahr, dass er sein Auge verlieren wird. Mit dem Unfallwagen war er sofort in die Augenklinik gebracht worden, wo man sich seitdem in Schweigen hüllt.

Kurz danach wird der größte Teil der Polizisten zurückgezogen, um eine Gegenüberstellung von Zeugen und Polizisten zu verhindern.

Die Polizei veröffentlicht eine Erklärung: „Bei dem Einsatz der Polizei in der Bertoldstraße war es notwendig, eine Hofeinfahrt zur Alten Universität abzuriegeln. In diesem Hof hatten sich Hunderte von Demonstranten versammelt, um die Räumung der Bertoldstraße zu umgehen. Bei dem Versuch der Polizei, den Torzugang zu schließen, wurde Widerstand geleistet. Die Polizei sah sich gezwungen, dem Widerstand mit der Hiebwaaffe zu begegnen.“

Das war putativ gelogen.

31.

Anne besteht darauf, dass ich noch zu einem Arzt gehe. Wozu? Die Platzwunde blutet nicht mehr und wer wusste, ob es nicht zusätzliche Scherereien bedeuten könnte. Außerdem fühle ich mich insgesamt in Ordnung.

Sie begleitet mich noch zum Gartenhaus, kontrolliert, ob ich mich tatsächlich, wie versprochen, ins Bett lege und lässt sich versprechen, dass ich zum Arzt gehen oder in die Notfallambulanz fahren würde, wenn es irgendwie schlimm werden würde.

Bin wieder im Traum aufgeschreckt: Sehe immer wieder das Gesicht dieses Polizisten vor mir, mit dem ich eben noch freundlich gesprochen habe - der plötzlich mit gleichgültigem Gesicht den Gummiknüppel zieht und auf mich einschlägt.

Versuche, die Benommenheit aus dem Kopf zu schütteln, stöhne leise auf: die Wunde beginnt wieder zu schmerzen. Es ist bereits dunkel: ich stehe auf, ziehe mir meine Sachen an: etwas frische Luft, vielleicht ein Bier.

Gehe ich eigentlich in den ‚Karpfen‘, weil man dort immer Leute trifft oder weil das Bier immer noch eine Mark kostet?

Der Wirt war klug genug gewesen, den Bierpreis bei der einen Mark zu belassen.

Am Studenten-Stammtisch sitzen neun Kommilitonen und diskutieren. Sieben Männer, zwei Frauen: zwei HSUler sind auch dabei. Ich setzte mich auf den freien Stuhl neben Hermann Josef.

„N’abend.“

Allgemeines Willkommennicken.

„Ich verstehe nicht, wie der de Witt als AStA-Vorsitzender dem Oberbürgermeister versprechen kann, dass es bis nächsten Donnerstag keine Demonstrationen mehr gibt, wenn der eine außerordentliche Sitzung des Gemeinderates einberuft.“

„Die Gemeinderatssitzung vom vergangenen Mittwoch hatte doch schon gezeigt, dass die absolute Mehrheit im Gemeinderat der Stadt nicht bereit ist, darüber zu reden.“

„Jetzt, wo wir dem Oberbürgermeister dieses Zugeständnis abgerungen haben, stellt sich der AStA demonstrativ an die Spitze der Schüler und Studenten, um abzuwiegeln.“

Der Wirt hat automatisch vor mich ein Bier auf den Tisch gestellt, und ich mische mich nun ein: „Was willst du denn anderes machen? Nach der heutigen Erfahrung mit der Polizei ist aus dem fröhlichen Spiel und Happening blutiger Ernst geworden!“

„Halt die Schnauze und hör zu, bevor du dich hier produzierst!“

Von der gegenüberliegenden Seite des Tisches schnauzt mich ein strusseliger Zottelkopf an.

Hermann Josef schaltet sich ein: „Carl ist Mitglied in der HSU und du brauchst hier nicht herum zu schreien, Klaas.“

„Entschuldigung, ich kenne ihn nicht – er hätte ja auch’n Polizeispitzel sein können.“

Ich ziehe die Jacke aus und stopfe die Mütze in die Jackentasche. Daraufhin starrt mich dieser Klaas an: „Was hast du denn mit den Haaren gemacht?“

Fasse mir ins Haar. Die verschorfte Platzwunde musste sich wieder geöffnet haben. „Heut Nachmittag hat mich ein

Schlagstock gestreift. So wild ist es auch wieder nicht. Sieht schlimmer aus, als es ist.“

Der Klaas kratzt sich verlegen in seinem Zottelkopf: „Tschuldige, dass ich dich so angeschnauzt habe.“

Die Frau, die neben mir sitzt, steht auf und verschwindet Richtung Toiletten.

Ich nicke: „Ist schon gut. Du scheinst vor irgendetwas Angst zu haben, wenn du mich für einen möglichen Polizeispitzel gehalten hast.“

„Was du sagtest, klang genauso nach Abwiegeln. Wir haben endlich eine neue Qualität der Auseinandersetzung erreicht, indem viele aus der Bevölkerung von dem Polizeieinsatz direkt betroffen wurden. Da kann man doch nicht einfach aufhören.“

„Wie willst du denn weitermachen? Willst du dir auch Polizeiknüppel besorgen?“

„Weiß ich auch noch nicht.“

Die Frau, die neben mir gesessen hatte, rutscht auf der anderen Seite des Tisches neben den, den sie Klaas nannten, ist blass und sieht mich an: „Könntest du bitte wieder die Mütze aufsetzen. Ich kann nämlich kein Blut sehen.“

„Na, sicher.“

Der schweigsame Hermann Josef neben mir spöttelt: „Carl, daran siehst du die Zerrissenheit des SDS. Die eine Fraktion will die Straßenschlacht, die andere Fraktion kann aber leider kein Blut sehen.“

Der Strusselkopf gähnt: „Hermann Josef, man weiß bei dir nie, ob du ein Spötter oder ein Zyniker bist. Vielleicht liegt das auch an deiner hohen Semesterzahl. Lasst es für heute gut sein. Ich bin müde.“ Er steht auf und reicht mir die Hand über den Tisch: „Wenn du magst, besuch uns doch mal in Herdern. Tschau allerseits.“

Die Frau geht mit ihm. Auch die anderen verabschieden sich. Hermann Josef und ich bleiben noch.

TRAUE KEINEM ÜBER DREISSIG.

„Der etwas laute Kommilitone Klaas ist der theoretische Kopf des SDS. Sehr emotional und derb geradeaus, aber intellektuell ehrlich und brillant, manchmal etwas chaotisch. Fahr mal ruhig nach Herdern raus und rede mit ihm.“ Hermann Josef mustert meinen Kopf: „Ist deine Verletzung eigentlich medizinisch versorgt?“

„Nein. Ich wüsste nicht, wie es einem Arzt erklären sollte. Außerdem kenne ich hier in Freiburg keinen.“

„Warte mal, ich bin mit einem praktischen Arzt befreundet. Ich rufe mal an, ob er zu Hause ist.“

Ich lehne mich zurück und schließe die Augen. Es ist seltsam, ich weiß nur sehr wenig über Hermann Josef, noch nicht einmal, in welchem Semester er ist.

„Komm, er ist noch wach und will sich das mal anschauen. Es dauert allerdings etwas. Wir müssen nach Kappel hinaus.“

Den ersten Teil der Fahrtstrecke hängen wir beide unseren Gedanken nach, bis Hermann Josef zu sprechen beginnt: „Ich wollte sowieso einmal mit dir in Ruhe reden, Carl. Ich muss mich jetzt intensiv um meine Doktorarbeit kümmern, und wollte schon im letzten Semester die Leitung der HSU abgeben, aber bisher habe ich keinen geeigneten Nachfolger gefunden.“

„Und Fritz Erik?“

„Nein, er ist zu sehr auf seine Psychoanalyse fixiert. Die HSU sehe ich aber in einer philosophischen Tradition, nicht in einer psychiatrischen. Außerdem denke ich, dass er demnächst beim SDS mitarbeiten wird: die HSU ist ihm zu wenig marxistisch.“

„Bernhard?“

„Habe ich auch schon daran gedacht. Aber er ist meinem Eindruck nach zu polarisierend. Die HSU ist per definitionem eine Ansammlung von Individualisten. Da muss jemand eine natürliche Autorität besitzen, die er aber integrativ einsetzt. Er muss von den anderen respektiert werden.“

Ich blicke Hermann Josef prüfend an: „Du meinst doch nicht etwa mich damit?“

„Doch, ich meine dich. Dir fehlt zwar noch einiges an theoretischem Wissen - das lässt sich ausgleichen. Du hast aber die Eigenschaften, die man braucht, um so einen widerstrebenden Verein zusammenzuhalten.“

„Das mag sein. Aber du weißt doch, dass ich mit deiner Politik nicht immer einverstanden war. Zum Beispiel das Zusammengehen mit SHB und LSD ...“

„Ich weiß. Außerdem war es erfolglos. Die ganze ADU hat bei den Studentenratswahlen gerade einen Sitz bekommen und den bekommt natürlich der SHB.“

Er schien seinen Gedanken nachzuhängen: „Es ist jetzt sicherlich auch ein Generationswechsel bei den studentischen Gruppen angebracht. Schau, ich bin jetzt schon seit zehn Semestern dabei und der Weg aus der theoretischen Diskussion und Analyse heraus in eine eher praktische Arbeit ... es fällt mir schwer. Ich stimme dir ja auch zu, dass uns der SDS theoretisch näher steht, auch wenn mir die blauen Augen der Genossen häufig auf die Nerven fallen.“

„Blaue Augen?“

„Ach so. Damit meine ich ihr ständiges und exklusives Lesen der blauen Bände von Marx und Engels - als ob es keine kritischen Ansätze außerhalb des Marxismus gäbe.“

Er lächelt melancholisch. „Vermutlich hat der SDS-Genosse doch recht, wenn er meint, dass ich spöttisch oder zynisch sei. Ich kann es manchmal auch nicht mehr unterscheiden.“

Wir schweigen wieder eine Weile, bis mir etwas auffällt: „Warum lässt du nicht einfach einen Nachfolger für dich wählen?“

Hermann Josef lächelt. „Ich bin vor sieben Semestern zum HSU-Vorsitzenden gewählt worden. Es gibt sogar noch irgendwo eine Satzung, nach der spätestens jedes zweite Semester der Vorsitzende bestätigt werden muss. Doch die Zeiten haben sich geändert. Hast du jemals eine Beitrittserklärung für die HSU unterschrieben?“

„Nein.“ Das war mir bisher weder aufgefallen, noch hatte mir etwas gefehlt.

„Und dennoch hast du dem nicht widersprochen, als ich dich vorhin als HSU-Mitglied vorstellte.“

„Bin ich es denn nicht?“

„Doch, natürlich ...“

Allmählich dämmert es mir, worauf Hermann Josef hinaus will. „Aber wir sind doch als Gruppe keine verfasste Körperschaft des öffentlichen Rechts. Mitglied ist derjenige, der aktiv mitarbeitet und halbwegs regelmäßig erscheint. Wer nichts tut, ist auch kein Mitglied!“ Ich hatte lauter gesprochen, als es in dem engen Raum des Autos notwendig war.

Hermann Josef scheint zu lächeln. „Das, was du eben gesagt hast, das genau ist der Generationswechsel, den ich vorhin angesprochen habe. Würdest du ab dem Sommersemester, das heißt, zum kommenden Wintersemester meine Verantwortung für unsere Gruppe übernehmen?“

„Wenn die anderen das respektieren ...? Ja. Lass es uns sehen.“

„Gut, wir sind auch da.“

Die ärztliche Begutachtung und Versorgung der Verletzung dauert nur eine Viertelstunde. Nach Reinigung, Desinfektion und einer vorsorglichen Tetanusspritze ist der medizinische Teil abgeschlossen. Die Flasche Wein zu leeren, zu erzählen und zu diskutieren, dafür lassen wir uns mehr Zeit.

Während des Zusammensitzens und Erzählens mit Hermann Josef und dem Arzt merkte ich, wie sich meine Einstellung gegenüber Polizisten, nein, das wäre zu eng, gegenüber Menschen seit gestern generell verändert hat. Ich bin misstrauisch geworden: der freundliche Mensch, mit dem ich reden konnte, und der anscheinend gleichgültige Schläger, der gezielt auf mich einschlug – es ist der gleiche Mensch. War es die Uniform, war es der Befehl, dem sie sich nicht widersetzen? Konnten sie sich dem Befehl widersetzen oder legte er eine Facette in der Persönlichkeit frei, die normalerweise verdeckt schlummerte? Ich habe das Gedicht von Paul Celan über den

KZ-Schergen bisher nur intellektuell verstanden. Jetzt habe ich eine Ahnung, wie diese Mentalität real ausgesehen haben könnte. Habe ich diese Elemente genauso in mir? Habe ich bisher nur das Glück gehabt, dass niemand darauf zurückgegriffen hat?

32.

Das Geklapper der beiden Schreibmaschinen wird von dem Geräusch des Vervielfältigungsapparates übertönt. Die Wohngemeinschaft in Herdern: Klaas steht an der Ormig-Nudel und ruft hinüber: „Ich komme gleich!“

Ich trete an den großen Tisch, um den drei Männer und eine Frau herumgehen und A4-Blätter zusammenlegen. „Kann ich helfen?“

„Gern, da vorne ist der Anfang.“

Die Frau zeigt auf die andere Tischseite hinüber, wo sich ein Stapel zusammengelegter Blattlagen auftürmte.

„Wilhelm Reich. Der Einbruch der Sexualmoral. Zur Geschichte der sexuellen Ökonomie“, steht auf dem zuoberst liegendem Blatt jeder Papierlage.

„Wenn du lesen willst, setz dich da drüben hin,“ klingt es freundlich neben mir. Ich lasse die Frau vorbei, schaue, wie sie die Blätter aufnimmt und reihe mich ein.

Merke, wie sich meine Geschwindigkeit der Umdrehung des Umdruckers anpasst. Bei jeder zweiten Umdrehung nehme ich ein Blatt auf. Als das Geräusch verstummt, wäre ich beinahe auch stehen geblieben.

Klaas ruft in den Raum: „Ich mach mal Pause!“, winkt zu mir hinüber. Ich trage noch meine Runde zu Ende zusammen und folge ihm dann. Am Ende des langen Flures befindet sich die Küche, an die sich ein Wintergarten anschließt. Klaas sitzt in einem Korbstuhl, über ihm ein Bild von Jimmi Hendrix an der Wand.

„Köstliche Stille, was?“ Er hat Tee eingegossen, dreht sich eine Zigarette.

„Warum vervielfältigt ihr Schriften von Wilhelm Reich?“

„Hast du schon mal versucht, ein Buch von Reich in einer Buchhandlung zu kaufen?“

„Nein.“

„Könntest du auch gar nicht. Das Copyright für die Bücher von Reich liegt bei seiner Witwe und die hat sich bisher geweigert, einem deutschen Verlag die Neuauflage der Schriften ihres Mannes zu erlauben: wir wären alle noch Nazis. Also haben wir uns aus der Schweiz von Pinkus eine antiquarische Ausgabe von 1935 besorgt, tippen sie ab und vervielfältigen sie.“

Ich habe mir bisher keine Gedanken darüber gemacht, wie die hektographierten Exemplare, die Fritz Erik mir gegeben hatte, zustande gekommen waren.

„Nennt man das nicht ...?“ Ich suche nach dem richtigen Begriff: „Raubdruck?“

Klaas hat sein Zigarettdrehen beendet: „Nein. Wenn die Reich-Erben nicht so störrisch wären, könnte man das als Buch kaufen und wir wären nicht gezwungen, uns die Arbeit zu machen. Da es das Copyright für Deutschland nicht gibt, ist das, was wir tun, auch keine Copyright-Verletzung, also auch kein Raubdruck.“

„Worin liegt eigentlich das Besondere an Reich?“

„Sexualität als eines des wesentlichen Triebelemente menschlicher Existenz ist in seiner gesellschaftlichen Ausformung zwar auch von anderen Leuten recht gut beschrieben worden, nimm zum Beispiel den Band ‚Soziologie der Sexualität‘ von Schelsky bei Rowohlt, aber Reich ist der erste, der eine ökonomische Begründung von Sexualnormen formuliert hat und sie in einen politischen Zusammenhang von Herrschaft integriert. Gerade die Tatsache, dass er 1934 sowohl aus der KPD und aus der Psychoanalytischen Vereinigung rausgeschmissen wurde, zeigt deren damaligen Dogmatismus, den Reich überwunden hat und von dem wir lernen können.“

Die Frau, die um den Tisch herum gelaufen war, läßt sich in einen der Korbstühle fallen: „Manchmal ist die Einheit von Kopf- und Handarbeit ganz schön ermüdend!“

Sie dreht ihre langen blonden Haare zu einem Knoten auf und ich bemerke erst jetzt, wie zierlich sie ist.

„Beate, das ist Carl.“

Beate mustert mich kritisch, als wolle sie sagen, dass arbeitsfaule Teetrinker hier unerwünscht seien: „Tag. Kommst du, um mitzuarbeiten?“

„Wenn es euch helfen würde?“

„Wir haben durch die Demonstrationen der vergangenen Tage Zeit verloren. Es würde uns helfen.“

Klaas interveniert: „Was macht dein Kopf?“

„Ist soweit in Ordnung.“

Beate lächelt. „Zur Zeit arbeiten wir in zwei Schichten. Eberhard, Ulf und Ulli werden gleich kommen. Bei denen könntest du mitmachen. Mehr als vier treten sich bei dem Herumgelaufe zu schnell auf die Füße.“

33.

Hansgeorg hat mich abends zum Essen eingeladen. Er studiert neben Anglistik noch Politikwissenschaft und will mich darüber informieren.

Hansgeorgs ‚Bude‘: Zwei Zimmer über einer Garage, die früher einmal die Kutscherwohnung über dem darunterliegenden Pferdestall gewesen war.

Er steht mit einer karierten Kochschürze in seiner Küchenecke und hat eine Kochmütze auf, unter der sein obligatorischer Bleistift hervor schaut: „Hoffentlich magst du Reis?“

„Das kommt auf die Gewürze an.“

„Kein Problem. Kenn ich: Hier.“

Damit stellt er ein Tablett, voll mit Gewürzen, auf den Tisch. Daneben den dampfenden Kochtopf und eine Schüssel mit

Erbsen: „Heute gibt es Risi-Bisi: Reis mit Erbsen und Gewürzen nach Gusto.“

Skeptisch betrachte ich den großen Kochtopf, der bis kurz unter den Rand mit Reis gefüllt ist: „Kommen noch mehr?“

„Keine Angst! Du kannst dich satt essen.“

„Aber das ist doch viel mehr, als wir beide schaffen werden.“

„Das stimmt. Es ist ja schließlich auch noch mein Frühstück für morgen und mein Mittagessen. Ich koche nur einmal am Tag.“

„Und immer Reis?“

„Ja. Brauchst du nicht zu schälen, ist einfach zu kochen, macht satt, ist preiswert und kann man in Säcken kaufen.“ Er bindet sich die Schürze ab und deponiert die Kochmütze auf einem Brett über den Kochplatten.

Mein fragendes Gesicht lässt ihn auflachen: „Das ist nicht so eintönig, wie es klingt. Morgens zum Beispiel warm mit etwas Zucker und Marmelade, mittags als Kaltschale, abends heiß mit Gemüse oder etwas Fleisch, je nachdem was es günstig auf dem Markt gibt: Erbsen gab es heute für 68 Pfennige. Und schon allein mit den Gewürzen kannst du mehr Variationen zaubern, als immer nur Knödel oder ständig Salzkartoffeln.“

Da ich noch zögere, füllt er mir zwei Löffel von dem dampfenden Reis auf den Teller, schüttet reichlich Erbsen um den Reishügel herum und ermuntert mich: „Probier mal etwas Curry, mit einer kleinen Prise Zucker angesüßt. Passt gut zu den frischen Erbsen. Ist auf jeden Fall gesünder, als die Ernährung mit flüssig Brot, die ich letztes Semester ausprobiert habe.“

„Magst du davon erzählen?“

„Na klar. Ich versuche, mit möglichst wenig Geld und Aufwand die notwendigen Grundbedürfnisse zu befriedigen. Ich habe keine Lust, meine Zeit damit zu verplempern, Geld zu erarbeiten, das ich dann für etwas ausbebe, was ich eigentlich nicht brauche, aber ausbebe, weil es eben da ist. ‚Flüssig Brot‘ ist Bier, das heißt: es ist durchaus nahrhaft. Die Frage, wie

man nun preiswert Bier bekommt, ist in süddeutschen Universitätsstädten einfach zu beantworten.“

Zwischen zwei Bissen murmele ich: „Mmh?“

„Bei den Burschenschaften!“ Eifrig gestikuliert Hansgeorg mit dem Löffel in der Luft: „Du ahnst ja gar nicht, wie viele Burschenschaften es immer noch gibt. In diesen Pauk-Arsch-Fächern wie Medizin oder Jura sind die immer noch nützlich: Jeder Burschenschaftler schreibt nach den Prüfungen die Fragen auf, die ihm in der Prüfung gestellt wurden, und dann kannst du, wenn du weißt, welcher Proff dich prüft, nachsehen, was der für Fragen stellt und welche thematische Vorlieben der hat. Sehr praktisch, aber für mich egal. Wichtig war, dass die regelmäßig Saufabende veranstalten, bei denen auch Gäste gern gesehen sind, denn du könntest da ja Mitglied werden wollen.“

Er schuppt sich mit seinem Bleistift hinter dem Ohr: „Erste Regel: Informationen ziehen ‚welche, wann, wo‘ und Terminplan festlegen. Zweite Regel: Niemals etwas unterschreiben, es könnte nämlich ein Aufnahmeantrag sein. Dritte Regel: Wenn du bis zur Besinnungslosigkeit saufen willst, einen Freund mitnehmen, der aufpasst, dass du nichts im Suff unterschreibst.“

„Und warum hast du damit aufgehört?“

„Es ist mir schlicht auf den Magen geschlagen und zweimal die Woche besoffen, das war einfach zuviel. Wenn du das aushalten willst, musst du einen ständigen Alkoholpegel aufrechterhalten, das heißt, du fängst an, auf eigene Kosten zu saufen. Mit anderen Worten, das ganze verkehrt sich in das Gegenteil von dem, wozu es gedacht war.“

Er füllt sich seinen Teller noch einmal mit Reis und grinst: „Das war ein perfekter Kurs in philosophischer Erkenntnistheorie und einprägsamer als in der Uni im philosophischen Seminar. Du hast das Ziel, sprich These, kostenlos zu saufen und stellst dann beim Erreichen desselben fest, dass du, jetzt kommt die Antithese, um das Kostenlose zu erhalten, mehr Geld aufwenden musst, als wenn du es überhaupt nicht

machst. Daraus folgt die Synthese: Man erhält nichts kostenlos, und wenn die Kosten höher sind, als die Ersparnis, sollte man damit aufhören. So bin ich auf den Reis gekommen.“

„Konntest du das Trinken nicht reduzieren?“

„Nein, ging nicht. Entweder die Jungs waren schwer in Ordnung, das gibt es auch, dann kam man nicht zum Saufen, weil es spannend war, mit denen zu reden, und hinterher musste ich dann privat einen trinken, aber meistens war es so blöd, dass man sich beeilte, möglichst viel zu trinken, um das ertragen zu können.“

Tiefsinnig stochern wir beide im Reis herum.

„Du wolltest mir noch etwas über die Politischen Wissenschaften erzählen?“

„Ah, ja. Das ist einfach. Nennt sich korrekt Politikwissenschaft und ist in der Philosophischen Fakultät. Die politischen Wissenschaften schreiben das Politische klein, denn es handelt sich um die Wissenschaften, die mit Auswirkungen von Politik zu tun haben, also Jura, Volkswirtschaft, etc. War früher alles mal ein Verein, als ‚Policeywissenschaft‘, der sich dann in der Ausdifferenzierung des bürgerlichen Staates selber aufspaltete und Einzeldisziplinen bildete. Die Amerikaner haben dann nach dem Krieg für die demokratische Umerziehung des deutschen Volkes ‚Political Science‘ an den Universitäten eingeführt. Mehr als konservative Institutionenkunde ist dabei bisher nicht rausgekommen.“

„Und Marburg und Berlin?“

Hansgeorg lachte: „Beides Sondersituationen. In Marburg ist Abendroth der große linke Einzelkämpfer. West-Berlin mit dem Otto-Suhr-Institut ist in der Nachfolge der Deutschen Hochschule für Politik die wissenschaftliche Speerspitze der Amis gegen die Humboldt-Universität in Ost-Berlin. Das OSI gehört auch nicht zur Freien Universität, sondern ist als inter-fakultatives Institut assoziiert. Mit eigenem Institutsrat, in dem auch Studenten sitzen.“

„Wouh!“

„Nicht, wie du vielleicht denkst. Die politisch aktiven Fachrichtungen sind in Berlin die Soziologen, die Germanisten, die Romanisten und die Architekten.“

PHANTASIE AN DIE MACHT!

„Hier in Freiburg ist die Politikwissenschaft ein kleiner Laden. Privatbesitz von zwei Ordinarien, mit getrennten Herrschaftsbereichen. Hennis sitzt mit seinem Seminar im Kollegiengebäude II und Oberndörfer mit seiner Internationalen Politik in einer Villa in Günterstal. Das müsste bei dir gleich um die Ecke sein.“

„Von Oberndörfer habe ich noch nichts gehört.“

„Erstens hast du da nichts versäumt und zweitens ist der ja auch andauernd in den USA. Hennis ist dagegen einer der Wortführer der Konservativen.“ Hansgeorg hatte den Teller zurückgeschoben. „Es hat den Hennis mal jemand ‚professoraler Wanderprediger‘ genannt - du hast ihn doch wahrscheinlich auch schon erlebt?“

Ich nicke.

„Es ist auch die Frage, ob die Zuordnung ins konservative Lager zutrifft. Hennis ist immer er selber, eine Mischung aus Gestern und Übermorgen: Auf der einen Seite ist er entschieden gegen die Drittelparität und überhaupt gegen irgendeine studentische Mitbestimmung, andererseits ist er ein Befürworter der Kritischen Universität ... Allerdings vertritt er immer seine eigene Meinung: vor einiger Zeit hat er ein Sit-in als ‚Sit-herum‘ bezeichnet!“ Hansgeorg grinst. „Man kann sich immerhin mit ihm streiten. Das macht zumindest Sinn.“

DAS GEBURTSDATUM
IST KEIN ARGUMENT.

Die Vorlesungszeit des Wintersemesters ist zu Ende.

Wie vorgesehen werden am 1. März die Fahrpreise für Bahnen und Busse in Freiburg erhöht.

Viele der Kommilitonen sind schon nach Hause oder zum Skifahren. Krame in meinem Gartenhaus herum: bin mit dem ‚Semester-kehr-aus‘ beschäftigt, wie ich das Aufräumen und Putzen für mich selbst genannt habe: Zeit, Skripte durchzusehen, Verlagsprospekte in Ruhe durchzublättern, Erfahrungen und Gedanken zu sortieren, was das Semester gebracht hatte und wie es weitergehen soll. Eins ist mir schon klar: die Anglistik werde ich schmeißen, dafür Politische Wissenschaft belegen.

Für den Kehraus habe ich mir drei Tage Zeit genommen.

Abends packe ich mich schon früh ins Bett, in den Skripten zu schmökern und bin gerade dabei, müde zu werden, als ich aufschrecke: es hat jemand an die Haustür geklopft.

Verwundert blicke ich auf den Wecker: elf Uhr vorbei, schwinge mich aus dem Bett und werfe mir den Bademantel über.

Vor der Tür steht die Beate.

Ich hatte ihr meine Adresse gegeben, falls sie mal wieder jemanden zum Zusammentragen ihrer Broschüren brauchten.

Der Mond wirft einen silbernen Glanz auf ihr blondes Haar und lässt die weiche Falte über ihrer Nasenwurzel schärfer hervortreten, als es mir bisher aufgefallen war.

„Hallo, Carl. Bist du alleine?“

„Ja, sicher. Ich war noch gerade am Lesen ...“

Wo war Eberhard, mit dem sie zusammenwohnte? Ob es Krach zwischen den beiden gegeben hatte?

„Stör ich dich?“

„Wie kommst du denn darauf?“

Der Wind fächert kalte Luft unter meinen Bademantel. Beate sieht auch aus, als ob ihr kalt sei.

„Entschuldige, komm doch bitte rein.“

Beate schält sich aus ihrer Jacke, wirft sie über den Stuhl und wärmt sich über dem Öfen die Hände.

„Soll ich mehr Licht anmachen?“ Das kleine Leselicht an der Bett-Liege verbreitet nur Schummerigkeit im Raum.

„Nein, nein. Es ist gut so.“

„Möchtest du einen heißen Tee?“

Sie dreht sich um, schüttelt verneinend den Kopf, reibt sich die wärmer werdenden Hände und blickt mich fragend an: „Kann ich heute Nacht hier bleiben?“

Überrascht schaue ich sie an und räuspere mich: „Ich habe nur eine Decke und auf dem Fußboden ist es jetzt zu kalt. Wenn es dir also nicht zu eng wird ...?“

Sie schüttelt nur leicht den Kopf: „Ist gut so. Und bitte, Carl ..., nicht soviel reden.“

Während ich die Kissen zurecht klopfe, eins rechts, eins links lege, hat Beate sich schon Pullover und Hose ausgezogen. Die eng anliegende Unterwäsche lässt sie noch graziler aussehen, als sie es sowieso schon ist.

Unterdrücke den Impuls, sie in den Arm zu nehmen und zu streicheln. Sie hätte es falsch verstehen können.

„Möchtest du dich in ein eigenes Laken einwickeln?“

„Nh, nh!“

Damit ist sie schon unter der Bettdecke verschwunden. Sie hat sich zur Wandseite gelegt, so, dass mir die vordere Hälfte des Bettes bleibt. Nur: was ist die Hälfte einer Fläche, die insgesamt nur für einen Menschen gedacht ist?

Verdammt, ist der Stoff meines Schlafanzuges dünn! Spüre ihren Körper auf meiner Haut - wie sich ihr Brustkorb beim Atmen bewegt. Versuche mich auf: Einschlafen! zu konzentrieren, die atmende Beate neben mir, die Nähe ihres Körpers, die unmittelbare körperliche Wärme einer sympathischen Frau, merke, wie ich eine Erektion bekomme - aber: sei für einen Menschen da, wenn er deine Hilfe braucht: ohne Absicht und ohne Erwartung! Oh, Schit! Nun gut, dann mach ich mal das Licht aus, versuche zu schlafen.

„Bitte ..., Carl..., lass das Licht an ... Ich möchte dich noch anschauen.“

Ich drehe mich zu ihr: „Beate ...?“

Still legt sie mir einen Finger auf den Mund, schaut mich an - prüfend, wie mir scheint: „Ich möchte mit dir schlafen.“

Wortlos streiche ich ihr eine Haarsträhne aus der Stirn und blicke sie an: ihre Augen sagen, dass es ihr ernst ist mit dem, was sie gesagt hat. Dann spüre ich ihre Hand auf meinem Schwanz. Als Antwort beginne ich meine Schlafanzugjacke aufzuknöpfen, sie richtet sich auf und streift sich ihr Hemd über den Kopf.

Alle Gedanken, die mir durch den Kopf schießen, schiebe ich beiseite, als ich ihre nackten Brüste so nah über mir sehe, sie mich anlächelt und mir mit einem Zug die Schlafanzughose herunter streift. Dann entledigt sie sich ihrer restlichen Unterwäsche, dreht sich und sitzt mit gespreizten Schenkeln auf mir, bevor ich einen klaren Gedanken fassen kann.

Bestimmt drückt sie mich an den Schultern auf die Matratze: „Bleib so liegen.“

Schließlich werden unsere Atemzüge wieder gleichmäßig ruhiger. Beate hat ihren Kopf auf meine Schulter gelegt und pustet mir zärtlich in den Nacken.

Ich fühle mich wunderbar. *Herrgott! Sie hat wunderbare, feste Arschbacken und ihre weichen, langen Haare breiten sich als wärmendes Tuch über meine Brust ...*

Ich stutze und streiche ihr das Haar zurück.

„Du weinst?“ Wortlos nickt sie.

Dammich, was habe ich falsch gemacht?

Es vergehen stille Minuten.

„Es war so schön ... aber ich liebe dich nicht!“

Achherrjeh, aber Liebe ist ein großes Wort.

Vorsichtig drehe ich sie auf die Seite: „Hey, Beate, mach's doch nicht komplizierter, als es schon ist.“

Sie hat die Augen geschlossen.

„Wenn's gut war, dann lass es doch einfach so.“

Ich anlege meine Schlafanzugjacke vom Boden auf und trocknet behutsam den Schweiß von ihrem Hals, ihren Brüsten - dabei öffnet sie wieder die Augen: „Meinst du ..., du könntest

vielleicht ...?“ Zugleich spüre ich ihre Hand zwischen meinen Oberschenkeln.

Merkte, wie mein Blutkreislauf, der sich gerade wieder auf die Durchblutung der Gehirnhälften orientiert hatte, stoppte und wieder in tiefere Regionen absackte.

Als ich aufwache, liegt Beate immer noch dicht eingekuschelt: Haut an Haut.

Spüre die Auflösung des Ich: Empfinden, das mensch alleine nicht erlangen kann. ‚Ich denke, also bin ich.‘ Den Zusatz ‚allein‘ hatte der Philosoph Descartes – leider oder absichtlich - vergessen. Das Zeitalter der Vernunft duldet keine Emotionen? Mit Nina war es eine unbeschwerte Zeit gewesen. Unsere Absicht, verantwortungslos und ohne Zukunft zu sein, hatte eine tiefere Gefühlsbindung als unsinnig erscheinen lassen. Wir waren wie wurzelloses Gestrüpp in den Böen unserer Lust herum gekugelt. Beate werde ich wiedersehen.

Vorsichtig ziehe ich meinen Arm unter ihrer Halsbeuge heraus, drehe mich langsam aus der Decke, um sie nicht aufzuwecken. Ich gähne und lächele gleichzeitig.

Oh, Mann, dass war noch einmal richtig gut gewesen: im Morgengrauen war ich wach geworden und merkte, dass ich nicht träumte: Sie streichelte mich sehr empfindsam und wollte es noch einmal wissen. Gibt es etwas Schöneres, als sich mit der Wärme der Nacht im Halbschlaf der Lust zu öffnen?

Unter der heißen Dusche muss ich mich beherrschen, nicht wohligh laut zu singen: Beate soll von alleine wach werden.

Als ich aus der Küche mit dem Frühstückstablett zurückkomme, sitzt sie in die Bettdecke eingewickelt, aufrecht, lehnt sich mit dem Rücken an die Wand.

„Guten Morgen. Ich habe Tee und Kaffee gemacht. Ich wusste nicht ...“

Wortlos nimmt sie eine Tasse mit Kaffee. Behaglich schlürft sie ein paar Züge. Nachdenklich hält sie die Tasse zwischen den Händen: „Entschuldige, dass ich dich ausgebeutet habe.“

Beinahe hätte ich mich verschluckt. „Beate! Du hast mich nicht missbraucht, wenn du das meinst. Es hat mir Spaß gemacht und es war gut so. Oder nicht?“

„Doch, ja!“

„Ach so, du meinst, wegen Eberhard?“

„Nein, wegen dir.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Eberhard ist mit den Genossen in Berlin, ... zum Vietnam-Kongress. Gestern Abend rief eine Freundin an und erzählte, dass er und Manuel gerade mit zwei Frauen verschwunden seien ..., den Rest kannst du dir denken.“

„Ja, schon. Oder, vielleicht ...“. *Scheiss Telefon.*

„Ach, ich kenne die beiden doch. Und so kamen Ruth und ich auf die Idee, uns zu rächen. Was die beiden können, das können wir schon lange, haben wir uns gesagt. Ruth ist zu Ulf gegangen.“

„Tja, die Rache ist süß! Und so bist du zu mir gekommen?“

„Ja.“

„Danke, dass ich es war. Und du liebst Eberhard?“

„Ja.“

„Und? Wo ist das Problem? Mich liebst du doch nicht und ich dich auch nicht.“

„Aber das ist doch genau das Problem!“

„Warum das denn?“

„Wenn es wenigstens blöd und frustrierend gewesen wäre, dann ... wäre es irgendwie auch in Ordnung gewesen. Aber, es war ... lustvoll ... und jetzt hab ich ein schlechtes Gewissen.“

Die Falte zwischen ihren Augen ist wieder eine tiefe Furche. Ganz im Gegensatz zu seinem Wohlbefinden haben Beates Gesichtszüge einen zornigen Ausdruck.

Ich schnaube und weiß nicht mehr weiter: „... dann hole ich mal Brötchen vom Bäcker nebenan.“

Ach, du grüne Neune: Ist doch die Wahrheit, dass Lust im Körper und Liebe, Begehren im Kopf entsteht. Natürlich: die Verschmelzung beider Empfindungen: das schönste aller Gefühle: eine vollständige Einheit - aber ist Sympathie für einen

Menschen und das Erleben reiner Lust nicht auch etwas Schönes? Verstehe anscheinend etwas nicht: wenn es nicht gut gewesen wäre, dann hätte ich ihr schlechtes Gewissen verstanden: dann wäre es überflüssig gewesen, Eckhard zu verletzen. Doch so, wenn sie es als gut für sich, als lustvoll empfunden hatte, was verursachte ihr dann ein schlechtes Gewissen? Weil es ursprünglich nur als Rache gemeint und dann mehr geworden war? Hat sie es geradezu erschreckt, dass sie einen schönen Körper hat, der plötzlich ‚unkultiviert‘ agierte? Ich werde sie fragen. Was sollten die ganzen Diskussionen, die Literatur, der Anspruch, ehrlicher zu sein, als unsere Eltern, wenn wir es nicht leben können? Haben sich Adam und Eva eventuell selber aus dem Paradies vertrieben: Ich denke, also bin ich ... unglücklich?

GOD IS WATCHING YOU!
SO GIVE HIM A GOOD SHOW!
A GOOD LIFE!
AND HAPPY COITUS TO YOU!²

35.

Im ‚Karpfen‘ ist es laut geworden. Ein Genosse, aus Berlin zurück, hat die Berliner SDS-Zentrale und die Kommune I besucht und auf die Frage: „Wie war’s?“ nur geantwortet: „Eine Ansammlung spießiger und schmarotzender Medien-Spekulateure.“

Lautstark rufen mehrere ihre empörten Fragen in die konsternierte Runde: „Willst du den SDS verunglimpfen?“ „Haben sie dich nicht rangelassen, dass du so eine frustierte Scheiße daher sagst?“ „Die Kommune ist spießig? Das ich nicht lache!“

² Gott beobachtet dich! So gib ihm eine gute Vorstellung! Ein gutes Leben! Und dir einen fröhlichen Geschlechtsverkehr!

„Das musst du mal erläutern. So kann das nicht stehen bleiben!“

Der Genosse blickt sich erstaunt um: er hat nicht geahnt, in ein Wespennest zu stechen. Abwehrend hebt er die Hände: „Nun mal langsam. Ich habe das auf die Kommune bezogen. Allerdings ist erstaunlich, dass sie vor einem Jahr aus dem SDS ausgeschlossen wurden und immer noch in der SDS-Zentrale wohnen. Doch das nur nebenbei. Zur Zeit wohnen vier Männer und eine Frau in der Kommune und die Frau ist fest mit einem Mann liiert - nichts mit der großen Gemeinschaftsmatte.

Nach dem Frühstück lesen sie alle Tageszeitungen und schneiden alles mögliche aus für ihr Archiv. Besonders wichtig ist, wenn über sie selbst berichtet wird. Mittags geht einer in die Mensa und schnorrt Essen für die Gruppe oder verkauft für zwei Mark ihre Heftchen, die alle mit dem bekannten Nacktphoto verziert sind. Das war übrigens das einzige Mal, dass sich alle nackt gesehen haben – und sie waren froh, als sie sich wieder anziehen durften. Arbeiten tut keiner. Zwei bekommen noch Geld von zu Hause, das andere sind Honorare von Journalisten und Geld von Gönnern. Das ist die Realität der Kommune!“

„Nein!“ Ein Aufschrei der Verweigerung.

„Weißt du es besser, weil du schon selber dort gewesen bist?“

„Nein.“

Es gibt kein Argument gegen die Authentizität des Dabeigewesenen.

„Sind wir den Medienberichten aufgesessen?“

„Es ist noch schlimmer: Die Kommunarden sind völlig unpolitisch. Es sind Künstler, die sich selbst an subversiven Aktionen befriedigen und für die allein die Medienreaktion wichtig ist.“

„Kein Wunder, dass der Kunzelmann Orgasmusschwierigkeiten hat, wenn er sich ständig einen runter holt.“

„Es bedeutet, diesen Verein aufzuwerten, wenn man sie zur außerparlamentarischen Opposition hinzurechnet. Wenn sol-

che Arschlöcher wie der Teufel und der Kunzelmann als typische Vertreter der APO dargestellt werden, dann kann das nur Unwissenheit sein oder es steht eine bestimmte Absicht dahinter.“

„Na, sicher: die bedienen die Medien, die an der Normalität nicht interessiert sind - die Ängste und Sehnsüchte der Leser oder Zuschauer. Der Kunzelmann lässt sich doch vor jedem Erscheinen in der Öffentlichkeit seine krausen Haare waschen, aufföhnen und toupieren – das sind Schauspieler. Nichts anderes!“

„Tja, wenn die Uschi Obermaier nicht ihre geilen festen kleinen Titten im ‚TWEN‘, im ‚stern‘ und überall gezeigt hätte ...“

„Mehr hat sie aber auch nie gezeigt. Die Hose blieb immer an!“

„Kannst ihr ja mal einen Beschwerdebrief schicken!“

Die Blödeleien sollen ihre Betroffenheit überdecken: gerade war eine mediale metropolitane Vision an der Realität gescheitert.

Wenn wir selbst bisher noch nicht einmal erkannt haben, dass sich Schauspieler unter uns befinden, denen der Inhalt vollkommen egal ist, die nur das Stück und ihre Rolle ‚geil‘ fanden – wie sollten das Leute erkennen, die sich ausschließlich über die Medien informieren konnten? Verwechselten die Freiburger Bürger uns mit dem, wofür sie die Studenten generell hielten: für Teufelchen und Kunzelmännlein? Aber: was bewegen wir selber, wenn wir niemand erreichen, wenn niemand davon wusste? Wenn nichts darüber in der Zeitung stand, war es anscheinend nicht passiert. Müssen Aktionen tatsächlich ‚spektakulär‘ sein, damit sie sichtbar werden?

Zehn Tage lang war ich im Frühling durch Italien getrampt: am ersten Tag war ich bis Mailand gekommen, am zweiten bereits in Rom.

Ich bin noch voller Eindrücke des klassischen Roms und des lebendigen Alltags auf den italienischen Straßen: ein Bad des Eintauchens in eine andere Kultur.

In Italien hatte ich keine Zeitungen gelesen, dafür reichte mein Italienisch nicht. Bevor die Osterreisewelle beginnt, bin ich wieder in meiner Gartenecke. Jetzt bin ich umso bestürzter, was in diesen wenigen Tagen alles passiert war.

Ich blättere abends durch die Ausgaben der ‚Frankfurter Rundschau‘, die sich in den vergangenen Tagen angesammelt haben:

„Mehrere Stunden lang wird auf einer außerordentlichen Delegiertenkonferenz des SDS in Frankfurt darüber diskutiert, Rudi Dutschke wegen Voluntarismus aus dem SDS auszuschließen. SDS steht vor einer Zerreißprobe zwischen den ‚Anti-Autoritären‘ - Berlin, Frankfurt - und dem ‚KP-Flügel‘ - Bonn, Köln, Marburg.“

„Studentenunruhen in Madrid: Polizei schlägt unerbittlich zu.“

„Negerführer Luther King ermordet. Schwere Unruhen in den USA.“

„Sozialistische Partei der CSSR mit neuem Programm. Für Stalinisten kein Platz in der Partei.“

„Mexiko-City: 300 Studenten bei Demonstration von der Polizei erschossen.“

„Kaufhausbrandstifter gefasst: angebliche SDS-Mitglieder.“
Der SDS hat Schwierigkeiten, sich gegen Trittbrettfahrer abzugrenzen: „Der SDS ist zutiefst bestürzt, dass es in der Bundesrepublik Menschen gibt, die glauben, an den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen in unserem Lande durch unbegründete Terroraktionen ihrer Opposition Ausdruck verleihen zu können.“

16. Deutscher Soziologentag. „Auf einer Pressekonferenz am Donnerstag sagte Dahrendorf auf die Frage, ob er künftig noch

mit dem SDS diskutieren wolle, er begrüße nach wie vor Diskussionen mit den Studenten. Es werde jedoch lästig, wenn Diskussionen als neue Form des Showgeschäftes betrachtet würden.“

„Die Wetteraussichten für Ostern: 20-23°C, heiter und trocken. Aussichten: Zunehmende Erwärmung.“

Auf dem Schauinsland: ein Ausklingen der römischen Eindrücke. Die weiten Blicke über die geschwungenen Berghänge: ein so starker Kontrast zu den steinernen Kolossen in Rom, dass ich mich nicht entscheiden könnte, wo ich hätte leben wollen. Die Seilbahn hat mich hinaufgetragen, abwärts werde ich zu Fuß laufen.

Die Nachrichten der vergangenen Woche? Ob der Bäcker in der Nebenstraße der Bastille in Paris sich am 14. Juli 1789 wohl gewundert hatte, dass an diesem Tag keine Kunden kamen, weil gerade die französische Revolution begann? Was sprach eigentlich dagegen, auf einem abgelegenen Hof zu leben: die ganze Aufgeregtheit der Welt an sich vorüber gleiten zu lassen? Änderte es etwas, wenn man davon wusste?

Während der Rückfahrt mit der Straßenbahn schließe ich die Augen und lege die Stirn an die kühle Scheibe.

Verwundert blicke ich auf den Zettel an der Tür zum Gartenhaus: „Carl!“ steht auf der Außenseite.

Ich ziehe ihn aus dem Spalt zwischen Tür und Rahmen, falte ihn auf: „Komme sofort in die Insel 8! HG.“

Das ist alles.

HG ist Hansgeorg. Doch warum diese Kürze ohne Erklärung, Uhrzeit, Grund?

Ich beeile mich, laufe die Günterstalstraße entlang, über die Dreisambrücke. Insel 8 ist die Adresse von Beate und Eberhard.... Karfreitag, die Stadt scheint bereits um 18 Uhr schlafen gegangen zu sein. Kaum jemand begegnet mir. Vor dem Schwabentor biege ich nach rechts ab und komme völlig außer Atem auf der Insel an und klinge Sturm. Nichts geschieht.

Ich halte den Finger auf der Klingel. Das Läuten schallt durch das ganze Haus. Über mir öffnet sich ein Fenster.

„Jehmineh! Brenntsche oder sind Sie närrisch?“
„Entschuldigen Sie, ich muss dringend zu Beate oder Eberhard im zweiten Stock!“
„Die sind vor zwei Stunden fort. Mit anderen!“
„Ist denn irgendetwas passiert?“
„Ja, wissen’s Sie’s denn nicht?“
„Was denn?“
„Den Dutschke haben’s gestern erschossen!“
Das Fenster schließt sich.
Ich suche einen Halt, setze mich auf die Bank am Bach.
Wenn alles in Frage gestellt wurde, welche Frage bleibt dann noch?
Ich weine.

Schließlich raffe ich mich wieder auf: die vorwurfsvollen, sorgenden, prüfenden Blicke der vereinzelter Fußgänger zu dem Elend auf der Bank werden mir lästig.
Ziellos bewege ich mechanisch meine Füße.
Manuel ist in Ulm, Anne nach Düsseldorf gefahren. Soll ich nach Herdern fahren, schauen, ob jemand aus der Wohngemeinschaft zu Hause ist? Mechanisch bleibe ich in der Löwenstraße am Martinstor vor den Schaukästen des ‚Astoria‘ stehen und betrachte die Filmplakate: ‚Der verrückte Professor‘ mit Jerry Lewis, ‚Zur Sache Schätzchen‘ mit Uschi Glas und Werner Enke. In der Vorankündigung: ‚Ich bin neugierig‘ mit einem Aufkleber: ‚Der freieste aller Schweden - Filme‘.
Vielleicht ist Hansgeorg zu Hause? Und falls nicht, hatte er seinen Wohnungsschlüssel in der alten Laterne neben der Tür deponiert, damit Freunde nicht vor der Tür warten mussten. Im Gartenhaus wäre ich mir allein vorgekommen.
Hansgeorg hat ein Radio: „Nach Aussage der Ärzte hat der Ideologe des Berliner Sozialistischen Deutschen Studentebundes, Rudi Dutschke, der gestern auf dem Kurfürstendamm mit drei Kugeln niedergeschossen wurde, trotz der schweren Verletzungen eine Überlebenschance. Der Attentäter wurde von der Polizei festgenommen ...“

Die Schreibtischtäter in den BILD-Redaktionen des Springer-Konzerns hatten die Studenten bisher nur mit Worten vernichtet - nun war aus dem Papier eine Pistole geworden, aus den Worten Kugeln.

BILD SCHOSS MIT!
SPRINGER PFEIFT – DIE REGIERUNG TANZT!

Hansgeorg kommt nachts mit den anderen aus Esslingen zurück. Sie haben versucht, die Auslieferung der BILD-Zeitung zu verhindern. Keine Zeitungswagen brennen, wie in Berlin. Es war weniger gewalttätig als in München, wo ein Student und ein Fotograf tödlich verletzt worden sind.

Samstags Nachmittag zieht ein kleiner Trupp mit roten und erstmals schwarzen Fahnen durch die Innenstadt.

Ein Transparent: ENTEIGNET SPRINGER

Sprechchöre: KOMMT HERUNTER, REIHT EUCH EIN, IHR KÖNNT SCHON DIE NÄCHSTEN SEIN!

ICH UND DU, MÜLLERS KUH, HEUTE DUTSCHKE, MORGEN DU!

Ein grauhaariger Passant ruft herüber: „Geht doch erst mal zum Barras!“

Ich zucke nur gleichgültig mit den Schultern über solche Idioten, von denen es reichlich viele gab.

Vielleicht sollte ich meine gestanzte ‚Hundemarke‘, wie wir unsere Erkennungsmarke bei der Bundeswehr genannt haben, offen um den Hals tragen? Wenn wir für das ‚Vaterland‘ sterben werden, wird sie auseinander gebrochen und ein Kamerad nimmt sie mit. Oder meine Uniformjacke tragen, die mich als Reserveoffiziersanwärter ausweist?

„HINEIN IN DEN FRÜHLING MIT HERTIE:
ALLE MACHEN MIT IM HIPPIE-STIL.“

Das Sommersemester 1968 hat begonnen. Fragend blicke ich auf mein Studienbuch und die Lehrveranstaltungen, deren Themen mich in den nächsten Monate beschäftigen werden: Rilke / Bert Brecht / Empirische Landschaftsdarstellungen seit dem 18. Jahrhundert / Althochdeutsch / Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsche Grammatik / Ideologische Grundlagen der amerikanischen Außenpolitik seit dem 2. Weltkrieg / Die Verbände im modernen Staat / Einführung in die politische Wissenschaft / Einführung in die Sprechkunde / Einführung in das kunstgeschichtliche Arbeiten für Anfänger / Deutsche Baukunst des Barock.

Vorlesungen, Übungen, Proseminare ... Was haben diese Themen mit dem zu tun, was in den vergangenen Tagen und Monaten passiert war?

Beschäftigten sich die Universitätslehrer mit der sie umgebenden Gesellschaft? Sind sie Autisten, die diese Welt zwar wahrnehmen, sich aber weigern, darin zu leben?

Was kann ich als zukünftiger Lehrer eigentlich meinen Schülern über diese Welt beibringen, in der wir leben?

Habe ich die falschen Fächer belegt? Nein: auch bei den Soziologen, den Philosophen oder den Psychologen sieht es nicht anders aus.

Allmählich dämmert mir, was es bedeutet, dass die Geisteswissenschaften in einem „Elfenbeinturm“ sitzen würden. Sie fühlen sich offensichtlich über alles erhaben, hochstehend, wertvoll und schweben so hoch über allem, hatten sich abgewandt von der Gesellschaft in der sie selber lebten und von der sie existierten, dass sie im Kern überflüssig zu sein scheinen.

Wenn alle Institute und Seminare der Geisteswissenschaften plötzlich nicht mehr vorhanden wären – wann und wem würde das eigentlich außerhalb der Universität auffallen?

Gibt es ein Leben außerhalb der Uni?

Ich habe mich schon manchmal gefragt, worin der Unterschied zwischen den meisten Hochschullehrern und der Mehr-

zahl der Kommilitonen gegenüber den politisch aktiven Studenten besteht.

Wenn ich meinen Alltag Revue passieren lasse, gibt es kein Leben außerhalb der Universität. Die Lehrveranstaltungen und das Studium der Bücher sind etwa ein Drittel des Tages, das zweite Drittel ist alles das, was mit den Hochschulgruppen, der Universität selber und mit politischen Themen zusammenhängt, die wir nicht selber terminierten. Das letzte Drittel des Tages sind die Notwendigkeiten des Alltags: Einkaufen, Kochen, Waschen und Schlafen.

38.

Die Abende mit Anne, gemeinsam Max Frisch zu lesen, in Sehnsucht vor unüberwindlichen moralischen Schranken zu stehen - sie sind mit dem Frühling vergangen.

Anne ist zum Studium nach Frankreich gewechselt, hat sich von ihrem Verlobten getrennt und schreibt mir sehnsuchtsvolle Briefe, dass sie sexuelle Träume habe, in denen sie mit mir zusammen sei - ohne Max Frisch.

Traue dem nicht. Wenn sie sich zwischen mir und Max Frisch hätte entscheiden müssen: sie hätte Max Frisch vorgezogen. Wenn sie mich tatsächlich eingeladen hätte oder zu mir gekommen wäre - an mir wäre es nicht gescheitert. Zukunft: Spiralen der Vergangenheit?

Mir war der ‚Karpfen‘ zur zweiten Heimat geworden.

39.

Einige Genossen des SDS sind unter der Führung Manuels in Ulm gewesen. Sie hatten vorgehabt, im Ulmer Bahnhof die Arbeiter aus dem Donautal, die dort mit dem Vorortzug von der Arbeit ankamen, gegen die Verabschiedung der Notstandsgesetze zu mobilisieren.

Klaas sitzt im Wandeck des großen Tisches im ‚Karpfen‘. Seine Haare stehen wie elektrisiert aufrecht und er verdreht

die Augen, während er gestikuliert: „Wir können doch diese reformistische Scheiße und Staatsorientierung, die denen von der SPD und den Gewerkschaften jahrelang eingetrichtert worden ist, nicht innerhalb von zwanzig Sekunden aus den Köpfen raus argumentieren!“

Manuel dreht sein Bierglas auf dem Tisch nachdenklich hin und her, nimmt die Brille ab und putzt die Gläser: „Ich glaube eher, wir sind zu sehr bei uns geblieben und haben sie deshalb nicht erreicht. Der einzige, der tatsächlich erfolgreich in der Agitation war, ist dieser Handelsvertreter gewesen ...“

„Handelsvertreter ...?“ Alle, die rund um den Tisch sitzen, beugen sich neugierig nach vorne.

Klaas rollt wieder mit den Augen und rupft sich ärgerlich am schütterten Bart: „Ach, was! Während wir am Bahnhof auf die Züge warteten, hat sich so eine völlig unpolitische Type zu uns gestellt, Reisender in Damenunterwäsche. Meinte, er würde uns helfen und einen der Ausgänge übernehmen.“

Damit ist für ihn anscheinend die Frage beantwortet. In das irritierte Schweigen hinein übersetzt Manuel die Beantwortung der Frage: „Dieser Handelsvertreter hat sich zwanzig Broschüren unter den Arm geklemmt und sich den Arbeitern in den Weg gestellt. Den ersten hat er dann gleich gefragt: ‚Du hast doch ‘nen Auto‘ und als der ‚Ja‘ sagte, ‚Das wird dir bald weggenommen!‘“ geantwortet. „Wer ...!“, „Die Bundesregierung“ und mit einem „Hier die geplanten Notstandsgesetze“ eine der Broschüren in die Hand gedrückt. Er hatte in fünf Minuten seine Broschüren verteilt und stand mitten in einer Gruppe diskutierender M.A.N.- Arbeiter.“

„Na klar, der hätte denen auch Reizunterwäsche für ihre Frauen angedreht! Wir verkaufen doch unsere politischen Forderungen nicht wie ein Handelsvertreter seine Ware!“

Hatte Klaas etwas gegen Spitzenwäsche?

„Der Genosse Lenin hat vor Industriearbeitern auch anders gesprochen als mit Intellektuellen.“

„Der Genosse Lenin war aber eben kein Vertreter für Damenunterwäsche!“

„Woher weißt du das denn?“

„Lenin war Vorsitzender der Bolschewiki und politischer Intellektueller!“

„Vielleicht ist es genau das, dem die Arbeiter heute misstrauen?“

„Was?“

„Die fehlende Reizwäsche?“

„Ach was! Das wäre doch so, als ob die politischen Parteien nicht mehr sachlich argumentieren, sondern ihre Programme von Werbeagenturen ausarbeiten lassen.“

„Das tun sie bereits!“

„Hast du nicht ‘65 Willy Brandt gesehen, wie er als Kenndy-Verschnitt mit Homburger und weißem Mercedes durch die Lande kutschiert wurde?“

Die Diskussion ufert wieder aus: die Ernsthaftigkeit der Opposition gegen die anstehende zweite und dritte Lesung der Notstandsgesetze hat eine kurze Pause.

WIR SIND EINE KLEINE RADIKALE MINDERHEIT

40.

Die Vollversammlung der Germanisten schafft wieder ein Spagat: Das eine Bein ist die ‚Resolution in Form eines offenen Briefes an den Kultusminister‘, mit der Bitte dem Alt-Ordinarius Professor Mauser zu ermöglichen, einem Ruf aus den USA nicht zu folgen, sondern in Freiburg bleiben zu können.

Das andere Bein ist der Aufruf für den ‚Arbeitskreis Studienreform‘ und die anstehende Studienreformkommission, die genau die besonderen Vorrechte, um die man für Professor Mauser gebeten hat, wieder aufheben soll.

Unbehagliches Gefühl, in verschiedenen Welten zu leben und nicht entscheiden zu können, welches davon die Realität ist. Alles ist real – aber: ist es wichtig, dass ich durch meine Teil-

nahme in ‚Mittelhochdeutsch‘ endlich weiß, wie das Vaterunser vor siebenhundert Jahren gesprochen wurde: ‚Ata untha, thu in himinam, wichnam namo thins‘?

Wie viele Flugblätter und Artikel sind schon gegen die Notstandsgesetze geschrieben worden? Tausende? Was haben sie bewirkt? Ist es wichtig, dass 50.000 Studenten, Schüler und Arbeiter am 11. Mai in Bonn gewesen sind? Mit dem Sternmarsch, der auf der grünen Hofgartenwiese endete? Was sollte es: „Benda wir kommen!“ zu skandieren - und dann auf der Wiese stehen zu bleiben?

Der Feuerschein der brennenden Zeitungswagen in Berlin und der Barrikaden in Paris leuchtete herüber – 800.000 Franzosen demonstrierten gegen Präsident de Gaulle: 60 Barrikaden.

In Prag zeichnet sich ein ‚dritter Weg‘ zwischen Kapitalismus und Staatssozialismus ab – überall beginnen sich die Gesellschaften zu verändern.

Und in Deutschland?

Vorgestern die voraussichtlich letzte Immatrikulationsfeier in Freiburg:

Ende des Mummenschanzes?

Gestern weigerte sich Herbert Marcuse im überfüllten Audimax der Freien Universität Berlin, praktische Ratschläge für die weitere politische Arbeit zu äußern: die Theorie hat sich endgültig der Praxis verweigert!

**ALLE PROFESSOREN SIND PAPIERTIGER!
DER SOZIALISMUS SIEGT! (GEWISSLICH)**

Zweitausend Schüler und Studenten demonstrieren am 16. Mai in Freiburg gegen die zweite Lesung der Notstandsgesetze. Der Deutsche Gewerkschaftsbund erklärt sich solidarisch. 12.000 Unterschriften gegen die Verabschiedung der Notstandsgesetze sind innerhalb weniger Tage in Freiburg zusammen gekommen.

Die Mehrheit der Bundeswehrreservisten verurteilt schärfstens den nach der Verabschiedung der Notstandsgesetze legitimierten möglichen Einsatz der Bundeswehr ‚im Innern‘: gegen die eigene Bevölkerung.

41.

Die Restaurants und Weinstuben haben in den warmen Frühlingstagen ihre Tische im Freien auf den Pflastersteinen aufgestellt. Ich blicke über den Münsterplatz, als wäre ich zu Besuch in einer anderen Welt: Wo kommen bloß die vielen Burschenschaftler her, die unübersehbar bunt und laut an den Tischen sitzen? Dazwischen nett gekleidete, nichtssagende junge Damen. Nicht nur ihre Kleider, auch sie selber scheinen einem Versandhauskatalog entsprungen zu sein.

War das die ‚schweigende Mehrheit‘, die sich hier lautstark amüsierte?

Zu den Tellermützen und den bunten Brustbändern der Männer fehlte eigentlich nur noch der Schulranzen und die Umhängetasche für die Butterbrote.

Warum sind sie in der Universität so unsichtbar? Repräsentieren sie die bisherige akademische Tradition der Infantilität der Studenten, denen man allerdings schon erlaubte, lange Hosen zu tragen und Bier zu trinken?

Auch anderen ist die Stadt offensichtlich zu eng geworden. Ohne besondere Verabredung haben sich einige der Aktivisten in der ‚Linde‘ im Glottertal zusammen gefunden.

HG blickt schwermütig gegen die Berge: „Man müsste in West-Berlin studieren. Da ist wenigstens was los!“

„Ja, ja! ‚Heute nacht, Straßenschlacht‘!“

„Wer war von euch schon in Berlin?“

Mehrere heben kurz die Hand.

„Und?“

„Frustrierte Kneipensitzer.“

„Keine Bevölkerung liebt ihre Besatzungssoldaten so sehr, wie die Berliner ihre Amerikaner. Für jedes Wort gegen die Amis kriegst du gleich eins auf's Maul.“

„Die haben 'ne klare Frontstellung. Auf der einen Seite die Ureinwohner, die Rechten und die Springer-Zeitungen, auf der anderen Seite die linken Studenten. Die Aggression dort wird von der BILD und der BZ schlagzeilig hoch gekocht. Wenn du das mit Freiburg vergleichst, wo die Badische Zeitung sich tunlichst aus allem heraus hält, dann können die Berliner Studenten dem Springer nur dankbar sein, dass er ihnen die Öffentlichkeit verschafft, die wir hier eben nicht haben.“

„Nun mal langsam. An der Freien Universität gibt es die größte Massenbasis für linke Politik in Deutschland, auch ohne die Springerpresse. Die USA haben als Besatzungsmacht ganz bewusst das politische Mandat der Studenten eingeführt. Hier in Freiburg sind es doch vorrangig bürgerliche Traditionen.“

„Die haben eben kein Glottertal, keinen Rotwein und keinen Schwarzwald in Berlin.“

„Macht den Schwarzwald rot!“

„Und warum fahren die in Berlin nicht in den Grunewald?“

„Erstens, weil's Stadtindianer sind und zweitens gibt's im Grunewald keine Journalisten.“

„Meinst du, dass ein amerikanischer Präsident oder Vizepräsident nach Freiburg kommen würde?“

„Das ist doch da alles nur Scheinblüte. Die ganze Stadt wird jedes Jahr mit mehreren Milliarden künstlich am Leben erhalten und die studentischen Organisationen werden vom Senat bezahlt. Warum haben die Genossen des Berliner SDS soviel Schiss davor, dass sie die staatliche Finanzierung verlieren?“

„Das ist doch alles egal. Solange Berlin in der Öffentlichkeit die ‚Hauptstadt der Revolte‘ ist, bleibt es auch so. Ob du das nun wahrhaben willst oder nicht. Legenden brauchen keine Realität.“

„Blödsinn. In der Provinz entscheidet es sich, ob sich das Bewusstsein einer Gesellschaft verändert. Und Provinz meine

ich nicht nur als geographische Kategorie, sondern als Geisteshaltung.“

„Bist du Maoist geworden? Die russische Revolution belegt das genaue Gegenteil.“

„Westdeutschland ist nicht vergleichbar mit dem zaristischen Zentralstaat russischer Prägung. In solchen Zentralstaaten funktionierte die Bedeutung der Metropole. Ganz Westdeutschland ist aber Provinz ohne Metropole!“

„Deshalb werden wir auch weiter gegen die Verabschiedung der Notstandsgesetze demonstrieren und aufklären!“

42.

Im Büro des Allgemeinen Studentenausschusses sind die Vertreter der verschiedenen politischen Gruppen zusammengekommen, um die geplante Demonstration am nächsten Tag, gegen die dritte Lesung und Verabschiedung der Notstandsgesetze noch einmal kurz durchzusprechen.

Moritz Wolf, der neue AStA-Vorsitzende, Wormit und Guggenberger vom RCDS, Glenewinkel und Raydt vom KUS, Schlutius und Opitz vom SHB, Hermann Josef und ich von der HSU, Manuel und Beate vom SDS. Die Vertreter der Burschenschaften und Convente glänzen wie immer durch Abwesenheit.

Mein Empfinden, Beate vertrauter zu sein, eine ruhige Selbstverständlichkeit der Sympathie, prallen auch heute wieder auf eine Mauer ihrer Gleichgültigkeit. Habe den Eindruck, wenn ich sie fragen würde, ob es keine gute Erinnerung sei, würde sie mich fragen: „Bitte? Wovon redest du eigentlich?“

„Ist die Demo eigentlich angemeldet und genehmigt worden?“

Manuel achtet als Jurastudent und ehemaliger AStA-Vorsitzender auch immer auf die formelle Korrektheit.

Moritz Wolf zieht ein Papier von seinem Vorsitzendentisch und reicht es zu ihm hinüber: „Genehmigt? Davon steht kein

Wort drin. Aber aus den reichlichen Auflagen kann man das wohl erschließen. Warum sonst die Auflagen?“

Manuel überfliegt kurz die drei Seiten, während von allen Seiten schon neugierig gefragt wird: „Was denn für Auflagen?“ Schließlich blättert er zurück und blickt in die Runde: „Ich lese den Sermon mal vor“.

Zustimmendes Nicken.

„Also: ‚Betrifft Durchführung eines Demonstrationzuges und einer Kundgebung ‘bla-bla-bla’ ...“

„Steht da tatsächlich ‘bla-bla-bla’?“

„Quatsch, ich überspringe nur das, was sowieso bekannt ist. Also weiter: ‚... ergehen gemäß § 15 des Versammlungsgesetzes folgende‘, gesperrt geschrieben, unterstrichen, ‚Auflagen: Erstens. Die Aufstellung der Demonstrationsteilnehmer erfolgt um 16.30 Uhr auf dem Gelände der Universität beim Kollegiengebäude II. Der Umzug führt durch folgende Straßen: Bertoldstraße - Kaiser-Joseph-Straße - Wallstraße - Schwabentorstraße - Salzstraße - Kaiser-Joseph-Straße bis Auf den Zinnen - Kaiser-Joseph-Straße zurück - Eisenbahnstraße - Rathausplatz. Nach der Kundgebung erfolgt dort die Auflösung der Demonstranten. Die Auflösung muss bis spätestens 18.30 beendet sein.“

Beate fasst Manuel an der Schulter: „Hast du dich eben verlesen oder war das ne Freudsche Fehlleistung, dass der Mensch dort geschrieben hat, die Demonstranten sollen sich auflösen?“

Manuel, irritiert, ließt noch einmal still die Passage: „Ich hab’s richtig gelesen, das steht hier: ‚die Auflösung der Demonstranten‘.“

Allgemeines Gelächter: „Das hätten die wohl gerne!“ „Als ob wir Geister sind, die sich nach dem Spuk um 18Uhr30 auf Nimmerwiedersehen auflösen würden!“

„Was heißt denn eigentlich ‚Aufstellung‘? Sollen wir da etwa wie beim Bund in Reih und Glied antreten?“

„Anscheinend verwechselt der die Demo mit einem Karnevalsaufmarsch! Der hat doch auch geschrieben ‚Umzug‘!“

Manuel hebt abwehrend die Hände: „Kommt alles noch! Also ich lese mal weiter. Punkt 2: ‚Zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit des Zuges ist für je 40 Marschteilnehmer ein Ordner zu bestellen. Bei der vom Veranstalter angenommenen Teilnehmerzahl von etwa 1000 Personen sind demnach 25 Ordner erforderlich...‘“

Glenewinkel kichert: „Dürfen das normale Leitz-Ordner sein?“

„Wo soll man die denn bestellen? Kann man die nicht in jedem Schreibwarenladen kaufen?“

„Was sollen denn 40 Leute mit einem Ordner. Ich fordere für jeden einen Ordner!“

Unbeirrt liest Manuel weiter: Er ist offensichtlich das Juristendeutsch aus seinem Studium gewohnt und hat keinen Zugang zu den philologischen Albernheiten der Germanisten. „... Die Ordner müssen volljährig und mit weißen Armbinden gekennzeichnet sein, die nur die Aufschrift ‘Ordner’ tragen dürfen. Die endgültige Zahl der Ordner ist den anwesenden Polizeibeamten mitzuteilen. Punkt 3: Der Lautsprecher, der bei der Kundgebung verwendet wird, darf höchstens eine Lautstärke von 60 Phon aufweisen. Während des Umzuges darf der Lautsprecher nur für Ordnungszwecke verwendet werden.“

Er beeilt sich, ohne Unterbrechung weiter zu lesen: „Viertens. Druckschriften dürfen während des Umzuges nicht verteilt werden...‘“

„Sind handgeschriebene Flugblätter erlaubt?“

„Punkt 5: Beim Umzug muss in Sechser-Reihen und in Marschblöcken von etwa je 100 Mann gegangen werden. Zwischen den einzelnen Marschblöcken ist ein Abstand von 30 m einzuhalten. Der Reihenabstand darf höchstens 1 m betragen. Ein Stehenbleiben des Aufmarsches muss unterbleiben. Der Aufmarsch muss die äußerste rechte Straßenseite einhalten.“

„Augenblick mal. Wenn sechs Reihen einen Block ergeben und ein Block soll etwa hundert Mann ...“

Beate meldet sich: „Wo dürfen denn eigentlich die Frauen mit marschieren?“

„Die sind aus polizeilicher Sicht nicht vorgesehen!“

„KüKiKi! Küche, Kirche, Kinder. Frauen gehören in die Küche. Auf der Straße haben sie nichts zu suchen!“

„... dann sollen also, hundert durch sechs, jeweils etwa sechzehn in einer Reihe gehen?“

„Sechzehndreiviertel Mann!“

Wormit protestiert: „Blödsinn! Es sollen jeweils sechs nebeneinander in einer Reihe gehen und das ergibt siebzehn Reihen pro Block!“

„Lernt man das auf den CDU-Parteitag?“

„Muss im Gleichschritt gegangen werden, oder ist vielleicht sogar Stehschritt geboten?“

„Braucht man dafür eine militärische Ausbildung oder kann man das auch als Zivilist?“

„Was?“

„Innerhalb des Marschblocks mit einem Abstand von höchstens einem Meter zwischen den Reihen zu gehen!“

„Punkt 6: Teilnehmer, die die Ordnung stören, müssen vom Leiter ausgeschlossen werden. Die Teilnehmer haben sich während der Dauer der Veranstaltung so zu verhalten, dass niemand geschädigt, behindert oder belästigt wird.“

„Also, wenn du mich wieder wegen Zigaretten anschnorrst, im Amtsdeutsch: belästigst, dann melde ich dich dem Leiter und der schließt dich dann weg!“

„Ruhe, verdammt, also entweder ich lese jetzt ohne Unterbrechung weiter ...“

„Ist ja gut! Los, weiter.“

„Siebtens: Waffen dürfen weder von den Teilnehmern im Aufmarsch noch von den Ordnern mitgeführt werden. Achtens. Den Anordnungen der mit der Überwachung des Aufzuges betrauten Polizeiorgane haben die Teilnehmer, einschließlich Ordner und Veranstalter, nachzukommen. Neuntens. Die Durchführung des Aufzuges erfolgt auf eigenes Risiko und eigene Gefahr der Teilnehmer und des Veranstalters. Aus

dieser Veranstaltung können daher keinerlei Ansprüche gegen die Stadt Freiburg abgeleitet werden. Rechtsmittelbelehrung: Gegen diese Verfügung ist der Widerspruch zulässig. Der Widerspruch ist innerhalb eines Monats nach Bekanntgabe dieser Verfügung schriftlich oder zur Niederschrift bei der Polizeibehörde - Amt für öffentliche Ordnung - Freiburg i.Br., Baseler Straße 2, Zimmer 317, einzulegen. Im Auftrag, Dr. Ruf, Stadtrechtsrat.“

Lähmende Stille.

Dieser ganze bürokratische Schwachsinn kann doch wohl nicht wahr sein!

„Von wann ist das Schreiben?“

Manuel blättert zurück: „Von heute.“

„Und die Demo ist morgen. Wozu kann man denn innerhalb eines Monats noch Widerspruch ...“.

„Carl, halt mal die Klappe!“

„Es ist völlig daneben, dass wir uns über so einen Amtsarsch mit seinen Worthülsen amüsieren. Wozu demonstrieren wir eigentlich gegen die Notstandsgesetze, wenn sie schon praktiziert werden. Wenn das Recht auf öffentliche demokratische Meinungsäußerung nur in der Form einer Schafherde oder in der Formation eines militärischen Bataillons zulässig ist, dann haben wir doch bereits die formierte Gesellschaft und den Notstand der Demokratie!“

„Die Anordnungen der mit der Überwachung des Aufzuges betrauten Polizeiorgane ... Das ist doch reinstes Obrigkeitsdeutsch wie in der DDR oder im NS-Jargon.“

„Ade, du schöne Burschenherrlichkeit! Die Zukunft hat schon lange begonnen. Wir haben es bisher nur nicht bemerkt!“

Hermann Josef, der bisher geschwiegen hat, meldet sich in seiner nachdenklichen, präzisen Art: „Ich habe 1965 für die HSU einen Fackelzug gegen die geplanten Notstandsgesetze angemeldet, und, wenn ich es recht erinnere, war das damals der identische Wortlaut. Ich kann das, wenn ihr wollt, aus meinem Archiv heraussuchen.“

„Das hat doch nichts zu bedeuten. So ist eben das Amtsdeutsch eines Stadtjuristen.“

Guggenberger unterstützt seinen Kommilitonen vom RCDS: „Wie will man denn sonst die öffentliche Ordnung aufrechterhalten, wenn nicht bestimmte Spielregeln vereinbart werden? Schließlich leben wir hier nicht alleine ...“

„Wer hat hier mit wem welche Spielregeln vereinbart?“ Der ruhige Hermann Josef hat einen scharfen Unterton in der Stimme: „Herrschaftlich werden hier einseitig Auflagen oktroyiert. Eigentlich fehlen nur noch die Strafandrohungen bei Nichtbeachtung dieser Auflagen.“

„Die kennen doch jeden von uns! Sie selbst aber verstecken sich hinter ihren Gesetzen und Uniformen. Unsere Forderung nach Individualität und Verantwortlichkeit der Polizisten, durch offenes Tragen ihrer Namen oder ihrer Dienstnummern ... darüber lachen die doch nur und verschanzen sich hinter der Anonymität ihrer staatlichen Aufgabe und ihres gesetzlichen Auftrages: der Staat sei eben überindividuell und sie persönlich seien nicht verantwortlich zu machen.“

Wormit und Raydt wollten dagegen protestieren, werden aber von Beate gestoppt: „Auch wenn Carl eben unnötig laut geworden ist, in der Sache stimmt es. Der faschistoide Charakter des bürgerlichen Staates zeigt sich auch in diesen beamteten Äußerungen zum Demonstrationsrecht. Auch wenn ihr vom RCDS recht habt, dass es Spielregeln geben muss, dann hat Hermann Josef noch mehr recht, dass das hier keine Spielregeln sind, sondern Verkündigungen in faschistoider Herrschaftssprache!“

Glenewinkel nimmt einen anderen Faden auf: „Ich weiß nicht mehr, wer vorhin NS-Jargon gesagt hat, aber es wäre doch passend, die Notstandsgesetze als NS-Gesetze zu bezeichnen. NS für Not-Stand.“

Irritiert blicken sich alle an.

„Blödsinn!“ Manuel findet als erster die Worte wieder. „Erstens geht das politisch weit über das Ziel hinaus und das kannst du niemanden verständlich machen, zum Glück leben

wir nicht im faschistischen Deutschland ...“ „Wenn der Faschismus wiederkommt, dann nicht in der gleichen Gestalt! Er wird sein Inneres behalten - aber die Erscheinungsform wird sich ändern!“ Manuel lässt sich nicht beirren: „... und zweitens hätte das juristische Konsequenzen, die unnötig sind.“

„Hört! Hört! Die wahren Worte des SDS!“ Wormit meint, sich amüsieren zu können.

„Wormit, du lachst schon wieder an der falschen Stelle! Wir waren immer noch bei der beamteten Charaktermaske dieses Stadtrechtsrates. Doch so, wie es unmöglich sein wird, dem normalen Bürger die Unterschiedlichkeit des Bewusstseins ansich und für sich klar zu machen, so wenig erfolgreich ist ...“

Carsten Frerk: Blaue Blume Rot



Vor dem Regierungspräsidium in der Kaiser-Joseph-Straße
(Badische Zeitung vom 30. Mai 1968)

Manuel wird vom AStA-Vorsitzenden unterbrochen: „Ich habe noch etwas anderes zu tun, als über Bewusstseinszustände zu diskutieren. Hat noch jemand Fragen zur Demo morgen?“

Keiner hat mehr Fragen.

Demo entsprechend der Auflagen.

Fahnen? Nirgends erwähnt: im zweiten Marschblock leuchten vier große rote Fahnen in der strahlenden Nachmittagssonne.

Die Freiburger Bürger betrachten uns Studenten, wie Besucher im Zoo exotische Tiere begaffen.

Das war's dann.

Im Heimatsaal der ‚Harmonie‘ brodelt es abends. Das Schlüsselwort der Diskussionen ist „repressive Toleranz“.

Herbert Marcuse hat damit den Zustand der westlichen Demokratien charakterisiert, dass Oppositionellen tolerant ein reglementierter Rahmen zur Meinungsäußerung zugebilligt werde, aber niemand diese Opposition ernst nimmt und wenn sie die Reglementierungen nicht beachtet, repressiv unterdrückt wurde.

Im Audimax der Universität kommen am nächsten Tag eintausend Studenten zusammen. Nach zwei Stunden Diskussion ist man sich einig: „Wir lassen uns unser demokratisches Demonstrationsrecht nicht reglementieren!“

Unangemeldet gehen sie auf die Straße, den gerade beschlossenen Protestmarsch zum Regierungspräsidium durchzuführen: eintausend Studenten auf der Straße, plus Passanten: der öffentliche Verkehr kommt nicht mehr durch.

Regierungspräsident Dr. Person empfängt eine zehnköpfige Delegation. Dem Wunsch, vor dem Regierungspräsidium zu den Notstandsgesetzen Stellung zu nehmen und öffentlich zu diskutieren, kann er aus „technischen Gründen“ nicht entsprechen. Als man ihm anbietet, ein Megaphon zu besorgen, verweist er darauf, dass das Regierungspräsidium als Mittelinstanz keinerlei Einfluss auf die Bundesgesetzgebung habe.

Warum verschweigt er, dass er als Mittelinstanz die verabschiedeten Gesetze dann umsetzen, anwenden muss?

Allerdings lädt er dreißig Studenten in seinen großen Sitzungssaal ein, dort mit ihm zu diskutieren. Die auf der Straße Versammelten lehnen das ihnen übermittelte Angebot ab. Sie wollten öffentlich mit dem Regierungspräsidenten reden.

Unschlüssig bleiben alle noch eine Weile stehen, bis irgendjemand auf die Idee kommt, zur Oberpostdirektion weiterzuziehen. Dort ist aber schon Feierabend.

Die Passanten auf der Straße beschimpfen uns, weil die Straßenbahnen nicht fahren können, sie wollen nach Hause. In der Sache würden sie uns ja durchaus Recht geben, aber nicht in dieser Form, dass die Straßenbahnen nicht mehr fahren konnten und die Straße blockiert sei.

Versuche, die Logik zu verstehen: Solange die Straßenbahn fährt, sind die Passanten also gegen die Notstandsgesetze?

MEISTER PROPPER HAT EIN BLAUES AUGE.
ER HAT ZUM WEISSEN RIESEN „Du Gilb“ GESAGT.

Eine Vollversammlung im Audimax beschließt: Streik gegen die Verabschiedung der Notstandsgesetze.

Dieser Rückzug auf das Gelände der Universität ist die resignative Konsequenz der vergangenen vierzehn Tage.

43.

HG und ich haben früh bei der IG-Metall das aktuelle Flugblatt der HSU abgezogen und stehen wie die anderen Streikposten früh vor den mit Tischen zugestellten Türen der Kollegengebäude: allein auf weiter Flur. Ingrid und etwas später Hermann Josef kommen noch dazu.

Von den achthundert Kommilitonen, die den Streik beschlossen haben und daran aktiv teilnehmen wollen, sind knapp fünfzig tatsächlich erschienen.

Vereinzelte Studierwillige, die von nichts wissen, bekommen ein Flugblatt in die Hand gedrückt und gehen nach kurzer Diskussion wieder ihrer Wege.

„Meinst du, wir können noch frühstücken gehen?“

„Lieber nicht. Irgendwie traue ich dem RCDS nicht über den Weg. Die warten möglicherweise nur darauf, dass wir nicht auf dem Posten sind.“

Um unsere Müdigkeit zu vertreiben, spielen wir Fußball mit einem Tennisball, der auf der Rasenfläche herumgelegen hatten. Nach einer halben Stunde außer Atem, setzen wir uns in die Türwinkel.

„Lenin hat gespottet, dass in Deutschland keine Revolution auf einem Bahnhof stattfinden wird ...“

„Warum?“

„Weil die Revolutionäre sich alle erst einmal eine Bahnsteigkarte kaufen würden.“

„Falls Studenten dabei wären, würde sie auch nicht vor zehn Uhr morgens stattfinden.“

„Stimmt nicht. Wir sind doch da.“

„Du würdest aber auch keine Bahnsteigkarte kaufen.“

Allmählich kommen immer mehr Studenten, auch Streikunterstützer, so dass schließlich doch eine ansehnliche Anzahl vor den Türen sitzt.

Je mehr Studierwillige ankommen: umso weniger gehen wieder. Die Ansammlung gibt ihnen offensichtlich die nötige äußere Unterstützung, die sie als Einzelne innerlich nicht besitzen.

Erste Pöbeleien beginnen: „Wir lassen uns unser demokratisches Recht zu studieren, nicht verbieten!“

„Wenn die Notstandsgesetze in Kraft gesetzt werden, dann hast du überhaupt kein Recht mehr zu studieren, was du willst!“

Ich kann gerade noch den Fuß eines Streikbrechers festhalten, der über mich hinweg steigen will. Wie unabsichtlich tritt der Festgehaltene aus und sein Stiefel trifft HG gegen die Schulter.

Das zornige Gebrüll der Sitzenden lässt die Streikbrecher mehrere Schritte zurückweichen: „Harcott! Du kriegst von mir eine Anzeige wegen Landfriedensbruch verpasst!“

Erkannte einen Vertreter der ‚Demokratischen Mitte‘, der mir droht. Hochroter Kopf, Krawatte und Jurist!

„Arnold, du müsstest aus deinem Jurastudium wissen, dass hier zwei demokratische Grundrechte kollidieren. Deins auf Freiheit des Studiums und meins auf Demonstrationsfreiheit. Landfriedensbruch ist was anderes.“

„Habt ihr den Streik angemeldet und ist der vom Rektor genehmigt worden?“

Die Sitzenden albern: „Nein, wir haben seine Magnifizienz, den Pappi Rektor, nicht um Erlaubnis gefragt!“ „Wahrscheinlich hätte er es nur erlaubt, wenn wir auf Stühlen sitzen würden!“ „Auf dem Boden zu sitzen hat kein akademisches Niveau!“ „Es sei denn, es ist in überfüllten Lehrveranstaltungen!“

Das ist für Arnold offensichtlich zu viel: „Wir werden mal sehen, welches Grundrecht stärker ist! Meins oder eures!“

Mit seiner Aktenmappe um sich schlagend, bahnt er sich einen Weg durch die sich duckenden Sitzenden. Wie zufällig treffen seine Hiebe mit der Ledertasche die wenigen Frauen auf der Schneise. Schließlich reißt er einen der Tische beiseite und verschwindet durch die Tür im Inneren des Kollegiengebäudes. Sofort ist der Sitzstreik beendet: alle Streikposten sind wie automatisch aufgestanden und haben sich untergehakt.

Die Diskussionen werden krakeeliger als üblich, da man ohne Arme, die waren immer noch untergehakt, unwillkürlich lauter spricht: um das fehlende Gestikulieren auszugleichen?

Es dauert nicht lange, bis die Streikbrecher den neuen Schwachpunkt entdeckt haben: den ersten Schlag in die Magengrube bekommt Peter vom SDS, den zweiten Ingrid, die neben mir steht. Beide krümmen sich vor Schmerz, lassen sich los und durch die Lücke drängeln sich boxend vier Kommilitonen, denen die weiter hinten Stehenden unwillkürlich Platz machen. Ich habe mich neben die zusammen gekrümmte Ing-

rid gehockt, ein SDSler kümmert sich um seinen Genossen Peter.

Ingrid hält die Arme gegen den Bauch gepresst: unter ihren lustigen Sommersprossen ist sie käsebleich: „Danke, Carl, lass mich ... ich geh etwas nach hinten ... Ich muss mich etwas hinlegen ...“

Im Schutz der davor stehenden Reihen kommt sie, flach liegend, eine zusammengerollte Jacke unter dem Kopf, langsam wieder zu Atem.

„Soll ich dir ein nasses Tuch besorgen?“

„Nein, bleib einfach hier neben mir. Es geht schon allmählich.“ Langsam kehrt ihre normale Gesichtsfarbe zurück:

„Hast du es auch gehört?“

„Was“

„Als der Kerl mich boxte, hat er mir noch zugezischt ‚SDS-Hure‘. Dabei bin ich weder im SDS noch ne Hure.“

„Wenn ich das Schwein treffe, werde ich es ihm heimzahlen!“

„Carl! Nein! Keine Gewalt. Das sind nun mal die Folgen der Gleichberechtigung.“

„Was? Das man die Schwächeren schlägt? Du und der Peter seid die schmalsten Hemden in der ersten Reihe gewesen!“

„Guck mal, was für eine Faust ich machen kann!“

Sie grinst und steht wieder auf den Beinen: „Wie gut, dass ich mir die Haare hab schneiden lassen. Wenn der Typ mich an den Zöpfen umgerissen hätte, wär ich, glaub ich, durchgedreht.“

Find ich auch, dass ihr Haar so kurz besser aussieht.

Die Streikbrecheraktionen der ‚Demokratischen Mitte‘ werden mit zunehmendem Gejohle der schweigenden Mehrheit brutaler und der passive Widerstand hat eine Grenze erreicht, die in Zurückschlagen umzukippen droht: Ende des Streiks.

Habe immer häufiger das Gefühl, gleichzeitig auf zwei Gleisen zu stehen – diese Gleise laufen auseinander – das Gefühl, auseinander gerissen zu werden.

Ich dachte, welcher Teufel hat Hansgeorg geritten, als er mir heute Vormittag eine Bibel in die Hand drückte und wie nebenbei murmelte: „Johannes, 8, 32“. Was sollte ich mit einer Bibel? So ungetauft, nicht konfirmiert, wie ich bin. Musste mich erst einmal orientieren, bis ich das Evangelium nach Johannes fand. Achstes Kapitel: „28 Da sprach Jesus zu ihnen: Wenn ihr des Menschen Sohn erhören werdet, dann werdet ihr erkennen, dass ich es bin und nichts von mir selber tue, sondern wie mich der Vater gelehrt hat, so rede ich. 29 Und der mich gesandt hat, ist mit mir. Der Vater lässt mich nicht allein; denn ich tue allzeit, was ihm gefällt. 30 Da er solches redete, glaubten viele an ihn. 31 Da sprach nun Jesus zu den Juden, die an ihn glaubten: Wenn ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr in Wahrheit meine Jünger 32 und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“

Der gleiche Satz, der oben am Hauptgebäude der Universität eingemeißelt und vergoldet steht! DIE WAHRHEIT WIRD EUCH FREI MACHEN: Professor Doktor Jesus von Nazareth?! War Jesus vielleicht Ordinarius für Theologie?!

Passen tät's – zumindest, wenn man heute den Oberpriester im Petersdom in Rom betrachtet.

Ist diese Universität insgesamt eine katholisch-theologische Fakultät?

Es gibt nur eine Wahrheit! Meine!

Die Wahrheit wird euch Brei machen?

Fühle mich schlicht verarscht: Aristoteles und Homer mit Namenszug am Sockel vor den Eingang zu setzen und ein Bibelzitat in riesigen goldenen Lettern hoch an der Gebäudewand, ohne Quellenangabe.

Das goldig glänzende Versprechen einer Wahrheit: nichts anderes als das ideologische Verlangen der Unterwerfung zur Gefolgschaft!

45.

Der normale Vorlesungsbetrieb wird wieder aufgenommen: der Druck war weg, die Luft war raus, der heiße Sommer ist da: schon vormittags sitzen viele Studenten lieber auf den Steinstufen im träge dahin plätschernden Flußbett der Dreisam als in den stickig überfüllten Hörsälen.

Die Wahlbeteiligung bei den Studentenratswahlen ist auf 39 Prozent zusammengeschrumpft.

Die nur wenige Tage zurückliegenden Protestaktionen in Frankfurt, München, Berlin, Hamburg, Münster, Bonn, Stuttgart, Köln, Gießen, Heidelberg scheinen ebenso wie die in Freiburg bereits vergessen zu sein.

Unmerklich: das Zentrum der Opposition hat sich noch weiter in die Universität zurück verlagert. Die Reaktionen der Rektoren und der ‚demokratischen‘ Studenten - nur allzu deutlich: die Zustände an der Universität sind ein exaktes Spiegelbild der gesamten gesellschaftlichen Machtverteilung.

In Heidelberg hat der Studentenrat dem von der Rektorin suspendierten AStA sein Vertrauen ausgesprochen. Das Verwaltungsgericht Münster hat einen Antrag des Rektors, den studentischen Gremien politische Aktivitäten zu verbieten, schlicht abgelehnt.

In Frankfurt ist die besetzte Universität auf Antrag des Rektors von der Polizei geräumt worden, ebenso wie an der Freien Universität Berlin das besetzte Japanologische Institut. Als eine Vollversammlung das Erscheinen des Rektors fordert und er sich dem verweigerte, wird das Rektorat der Freien Universität besetzt: tags drauf fährt einigen Professoren zu Hause der Schreck in die Glieder, als sie auf Rektoratsbriefpapier, mit Dienstsiegel des Rektors, ihre fristlose Kündigung erhalten.

46.

Ich liege in der Sonne auf der Wiese neben der Mensa und lese kopfschüttelnd einen Sonderdruck der Frankfurter Rundschau: „Die Scheinrevolution und ihre Kinder. Sechs Thesen über Taktik, Ziele und Situationsanalysen der oppositionellen Jugend. Von Prof. Jürgen Habermas“.

Manuel hat vor ein paar Tagen kurz davon berichtet, dass Habermas auf dem Studenten- und Schülerkongress des VDS in Frankfurt gesprochen habe. Er hatte dann so etwas wie „professorales Arschloch“ gemurmelt, es aber nicht genauer erklären wollen, da das zu lange gedauert hätte.

Gebe Manuel recht - aber sicherlich mit einer anderen Begründung als der Genosse.

„Ausgehend vom Verhalten des SDS ...“, „Unter den Parolen, die das Handeln der aktivsten Teile der Studentenschaft bestimmen, finden sich nach meiner Kenntnis drei Behauptungen, die sehr schwierige und unabgeschlossene Diskussionen aus dem Bereich der Marxschen Gesellschaftstheorie auf das handliche Format von Binsenwahrheiten bringen.“ Es folgten Ausführungen zur Krisentheorie des Kapitalismus, der Annahme, dass der sozioökonomische Klassengegensatz sich zu einem politischen Konflikt entfachen lasse, und, dass ein kausaler Zusammenhang zwischen der Stabilität der entwickelten kapitalistischen Länder und der katastrophalen wirtschaftlichen Situation der Länder in der Dritten Welt bestehe. „Diese drei Grundüberzeugungen bilden, soweit ich sehen kann, das im SDS zur Zeit herrschende Bezugssystem, innerhalb dessen die Rolle des Studenten- und Schülerprotestes begriffen wird. Das muss zu Missverständnissen führen.“

Träge stöhne ich.

Schon erstaunlich, wie sehr Habermas, kluger Kopf, sich offensichtlich von der Frankfurter Randal und seinen Oberseminar-Diskussionen so sehr beeindrucken läßt, dass er den Gesamtzusammenhang der Außerparlamentarischen Opposition nicht mehr wahrnahm.

Ob Habermas seit einiger Zeit nur noch BILD-Zeitung las oder den SPIEGEL, die ‚BILD am MONTAG‘?

Beide, Springer und Augstein, hatten sich unter den Bedingungen des Verkaufsjournalismus auf den SDS als Rädelsführer geeinigt.

WARTE NUR, DU RABEN-AAS,
BALD HOLT DICH DER HABERMAS!

Erinnere noch sehr genau das Referat von Hermann Josef auf dem HSU-Treff im Oktober des vergangenen Jahres: die siebenfache Reduktion der Außerparlamentarischen Opposition.

Manuel hatte mir vor ein paar Wochen erklärt, wie diese Rädelsführertheorie zustande gekommen war.

Es sei richtig, dass der SDS am Anfang am lautesten war: daher kannten die Professoren, Rektoren, Journalisten und Polizisten die führenden Genossen des SDS. Wenn bei Aktionen Verantwortliche gesucht wurden, griff man die heraus, die man sowieso schon kannte, also die SDSler. Diese angebliche Rädelsführerschaft war natürlich eine wunderbare, kostenlose Werbung für den SDS, im Kern würde sie aber nur der Faulheit der Professoren, Rektoren, Journalisten und Polizisten entspringen, sich auch noch andere Gesichter und Namen zu merken.

Wenn Habermas seine aufsässigen Oberseminaristen an den theoretischen Ohren zog, was sollte das?

Natürlich kenne ich auch einige vom SDS, die wie große, unartige Halbstarke prahlerisch mit theoretischen Bauklötzchen spielen, aber das bedeutete: eine Randgruppe in den Mittelpunkt stellen.

Wenn SDSler sich jede Woche mit dem IG-Metall-Vorsitzenden in Freiburg zum Meinungsaustausch treffen, wenn sich in Stuttgart Patenschaften zwischen Gewerkschaftlern und Studenten gebildet haben – beide Seiten wissen um ihre jeweilige Bedingtheit und Begrenztheit.

„Seit wann steht denn in der Zeitung etwas über Neuhochdeutsche Grammatik?“

Ich blinzele gegen die Sonne, obwohl ich die helle Stimme von Gideon dem Dichter bereits erkannt habe.

Eigentlich heißt Gideon der Dichter: Hans Gideon Mommsen, kommt aus München, Sohn sehr begüterter Eltern, sehr kultiviert und reichlich sehr unpolitisch.

Ich hatte ihn in einer Lehrveranstaltung kennengelernt. Mit seinen strahlend blauen Augen und stets unwiderstehlich gut gelaunt, geht er normalerweise über alle Fragen und Probleme mit einem ironischen Lächeln hinweg.

Zwischen uns hatte sich ein sportlicher Wettstreit entwickelt, wer die meisten Gesamtausgaben deutscher Dichter zu Hause hatte. Nach dem antiquarischen Kauf einer Gesamtausgabe von Heinrich Heine bin ich zur Zeit eine Ausgabe voraus.

Gideon's eigentlicher Lebenssinn: die Literatur.

Er schreibt sehr poetische Lyrik und absurde Kurzgeschichten, also kurz: Gideon, der Dichter.

„Kommst du heute Abend mit auf die Fete der Evangelischen Studentengemeinde in der Alten Uni?“

Den Abend habe ich noch nichts vor: „Was soll ich da?“

„Ich möchte ein empirisches Experiment über den Zusammenhang von Form, Sprache und Verhalten durchführen.“

„Nur zu.“

„Dazu brauche ich aber jemandem, der mich begleitet. Alleine geht das nicht.“

47.

Gideon der Dichter und ich haben uns für den Abend als ‚Dandys‘ herausgeputzt.

Hatte erst Probleme: der angesammelten Staub wollte nicht herausgebürstet werden. Stellte dann fest, dass der Anzug mir inzwischen zu klein geworden ist: ich muss gewachsen sein. Dann entschied ich: ‚Wie Storch im Salat‘ kann durchaus originell aussehen.

Wir sind sehr zeitig erschienen und nach kurzer Prüfung des Innenhofes suchen wir uns zwei Stühle, die wir bewusst so stellen, dass die Hälfte des Flanierweges für die anderen Gäste versperrt wird.

Nun setzen wir uns zusätzlich so, dass wir uns lässig in die Gartenstühle flenzen und die Beine so weit wie möglich ausgestreckt übereinander schlagen. Der Durchgangsbereich verengt sich entsprechend. Blasiert haben wir uns Zigaretten angezündet, eine Augenbraue hochgezogen und plaudern gelangweilt.

„Meinst du ...“, Schließen der Augen, Öffnen der Augen, Blick in die Ferne „wir sollten die Stühle eine Wünzigkeit zurück rücken?“ Blick in die Ferne, langer Schwenk mit dem Arm, ein Zug aus der Zigarette, Zurückschwenken des Armes, „Ach, nein ...“, langsames Schließen der Augen, langsames Öffnen, geistesabwesender Blick, „wir sollten - es - - dabei - - be - lassen.“ Nasale Akzentuierung.

Faszinierend! Mein anfängliches Bedürfnis zu Lachen wurde von Minute zu Minute schwächer. Die Reaktionen der anderen Gäste werden immer unwichtiger. Wenn Gideon und ich uns nicht melancholisch anblickten, schauten wir tiefsinnig, blicklos in die Weite. Niemand wagte es, uns zu stören oder forderte uns etwa auf, gefälligst unsere Beine etwas einzuziehen, um den anderen etwas mehr Platz zu lassen. Höflich: beinahe entschuldigend - dass sie jetzt gerade da vorbei wollten - warteten alle. Unser Flair aus Arroganz und Ignoranz: eine unsichtbare Barriere, die niemand zu überschreiten wagte.

Nach einer Stunde bekomme ich allmählich Rückenschmerzen. Ich ziehe die Beine wieder ein, das verabredete Zeichen,

wenn einer aufhören wollte, und wir schlendern so blasiert wie wir gegessen haben durch die Gäste Richtung Ausgang.

Auf der Straße schütteln wir uns vor Lachen, dann werde ich wütend: „Wovor haben die eigentlich Schiss gehabt? Ich hätte solchen unverschämten Laffen entweder die Meinung gesagt oder freundlich, aber bestimmt, ihre Beine beiseite geschoben!“

Gideon der Dichter hüpfte unbeeindruckt von meinem Lärm auf dem Bürgersteig juchzend von einem Fuß auf den anderen: „Es hat funktioniert! Hast du auch gemerkt, wie sich unser Sprachduktus veränderte und schließlich eine Einheit mit der äußeren Form bildete!“

„Na, ja. Ich fand es eher faszinierend, wie leicht sich die Kommilitonen manipulieren lassen! Das ist doch furchtbar!“

„Ooch, Carl, nicht so ernsthaft. Das war eben eine Novelle von Gottfried Keller. Statt auf Papier, im richtigen Leben. Und das ist genau der Punkt, den ich wissen wollte. Keller beschreibt nur die äußere Form, vor denen die Menschen Respekt haben. Er hat die innere Form vernachlässigt. Wenn der Schneider zwar den wertvollen Mantel eines Adligen trägt, aber nicht sein Verhalten und seine Sprache imitiert, muss die Annahme, er sei adelig, in sich zusammenbrechen.“

„Nein. Gottfried Keller beschreibt den Schneider richtig. Er kann sein normales Verhalten beibehalten, da die Annahme, er reise inkognito, geradezu verbietet, dass er irgendein hochherrschaftliches Verhalten an den Tag legt. Die Einführung des Elements des Inkognitos lässt seine Bescheidenheit, seine Abwehr, umso mehr als Indikatoren bestehen, dass er tatsächlich adelig ist! Außerdem habe ich keine Lust auf solche Experimente!“

Es wurde eine lange Diskussion, ob Menschen manipuliert werden wollen, was Dummheit sei und ob dichterische Phantasie eine Form der Manipulation ist - insbesondere wenn sie eine Geschichte so erfindet, wie es tatsächlich war.

48.

Das baden-württembergische Hochschulgesetz hat den Universitäten die Auflage erteilt, bis zum 31. März 1969 neue Grundordnungen zu beschließen.

Das Gesetz eröffnet den Hochschulen formal einen weiten Rahmen, alle Fragen von Mehrheiten, Paritäten, der Gliederung der Universität, der Rechte des Lehrkörpers und der Studenten selber zu bestimmen: die Grundordnungsversammlung war gewählt.

Nach langen Diskussionen haben HSU und SDS sich entschieden, nicht für die Wahlen zur Grundordnungsversammlung zu kandidieren. Die Zusammensetzung der Versammlung entspricht dem preußischen Dreiklassenwahlrecht. Worin soll der Sinn liegen, ~~Einmal kritisch sein, dann absteigen?~~ darüber getroffen worden, dass sich nur wenig ändern wird. Die Grundordnungsversammlung setzt sich, entsprechend dem Hochschulgesetz, aus 22 Ordinarien, 3 Dozenten, 3 Akademischen Räten, 4 Assistenten und 10 Studenten zusammen. Eine absolutistische Mehrheit von 22:10:10.

Der Studentenrat fordert mit nur einer Gegenstimme den Rücktritt des neuen Rektors: Als Vorsitzender der gewählten Grundordnungsversammlung sei der Rektor nicht in der Lage, die Ansichten aller Gruppen in ihren hochschulpolitischen Konzepten zu verstehen.

Buschtrommeln: der neue Rektor sei gerade deshalb von seinen professoralen Kollegen gewählt worden, weil er - ein unpolitischer Altphilologe der Germanistik mit Schweizer Staatsangehörigkeit - kein politisches Eigenprofil zeigen würde. Bei seinem ersten öffentlichen Auftritt als Rektor sei er beim Betreten des vollen Hörsaals A abrupt stehen geblieben und soll gemurmelt haben: „Vor so vielen Studenten habe ich noch nicht gesprochen“.

In der von ihm herausgegebenen ‚Uni-Presse‘ hat Rektor Professor Bruno Boesch die Probleme der Universität auf ihre

Überfüllung zurückgeführt und von „einem unverwüstlichen und gesunden Kern der deutschen Universität“ gesprochen, der wegen temporärer Schwierigkeiten nicht über Bord geworfen werden dürfe. Prophylaktisch hat er gleichzeitig den Studenten schon mal mit „der starken Hand“ gedroht.

Allerdings hat er auch verlauten lassen, dass er sich, falls es zu heftig werde, in sein Schweizer Chalet zurückziehen würde.

Nicht in Ordnung: anzukündigen, man werde sich absetzen, wenn's eng wird: Fahnenflucht. Unehrenhaft.

49.

Die Mensa döst in der Nachmittagsruhe vor sich hin: der letzte Tag des Sommer-Semesters. Nur vereinzelt sitzen Studenten und lesen beim Kaffee in Büchern und Zeitungen, als Beate mit fliegenden Haaren hereingestürmt kommt: „Der Akademische Senat hat den Antrag nicht abgelehnt!“

„Hast du etwas anders erwartet?“ flappst Manuel, mit dem ich gerade über die Grundordnungsversammlung diskutiere.

„Tschuldigung, was für einen Antrag?“

Ich habe es gefragt. Beate blickt mich an.

Ach: ich liebe diesen zornigen Blick, den sie manchmal haben konnte - wenn sie sich ärgerte.

„Die Korporierten haben beantragt, dass den Burschenschaften wieder erlaubt wird, auf dem Universitätsgelände ihre Farben zu tragen. Was seinerzeit durch die französische Militärregierung verboten worden war.“

„Und was haben sie als Begründung dafür angegeben, dass Besatzungsrecht aufgehoben werden soll?“

„Eben das und insbesondere würde der SDS mit seinen roten Fahnen auf dem Campus erscheinen und dort geduldet werden: deshalb müsse es den Korporierten auch erlaubt werden, ihre Farben zu zeigen!“

„Und das hat der Akademische Senat nicht abgelehnt?“

„Nein. Er hat sich für den Antrag von Hennis entschieden, dass die Burschenschaften dieses Recht wieder erhalten sollten, wenn sie erklären würden, dass sie politische Organisationen seien. Nur politischen Organisationen würde nach dem Grundgesetz dieses Recht zustehen.“

Manuel lacht überrascht. „Der Hennis ist doch ein geniales Arschloch. Der weiß doch genau, dass die Burschenschaften genau das nicht tun werden!“

Die Anerkennung für den professoralen Eigenkopf Hennis ist nicht zu überhören.

50.

Semesterende. Samstag. 9 Uhr: Kein Zeitpunkt, großen Andrang zu befürchten: Die Grundordnungsversammlung ist zu ihrer konstituierenden Sitzung einberufen: die Flure sind leer. Unvorhergesehenerweise sitzen mehr als die gewählten Studenten hinten im Raum.

Unentschlossen betrachtet der Rektor die Transparente:
GRUNDORDENTLICH GEHT DIE UNIVERSITÄT ZU GRUNDE!

HIER TAGT DER ‚GESUNDE KERN‘ DER DEUTSCHEN UNIVERSITÄT!

TOP 1 : Beschließung der Öffentlichkeit.

Die Öffentlichkeit der Sitzungen war eine der Bedingungen der studentischen Vertreter, überhaupt in der Versammlung mitzuarbeiten.

Seine Magnifizenz betrachtet fragend die ungebetenen Gäste. Dann hat er sich entschieden: „Meine Herren, verlassen sie bitte den Raum, wir müssen erst abstimmen. Nachher ist dann öffentlich, dann können Sie wieder hereinkommen, wenn so entschieden wird.“

Hohngelächter.

Der Rektor besinnt sich auf sein Hausrecht.

Nützt nichts. Wir bleiben.

„Wenn Sie nicht gehen, werde ich ihre Namen ermitteln lassen!“

Gelächter.

Seine Magnifizienz beordert den Amtmann Fischer nach hinten, die Namen aufzuschreiben. Der Amtmann bekommt einen Stift, einen Zettel und beeilt sich, fragt.

„Warum fragen Sie? Sie kennen die meisten von uns doch namentlich.“ Mehr nicht.

Amtmann Fischer eilt zurück und erstattet Rapport.

Seine Magnifizienz ist nicht zufrieden, bekommt einen hochroten Kopf und wird laut: „Das ist unehrlich! Wer ein ganzer Kerl ist, der steht gerade für das, was er tut, und sagt auch seinen Namen.“

Keiner der Studenten ist ein ‚ganzer Kerl‘.

Spektabilität Bollinger schlägt vor, den Raum zu wechseln: ein Stockwerk höher sei sein juristisches Seminar.

Die Versammlung zieht aus, die Studenten mit den Transparenten hinterher. Die Türen zum juristischen Seminar sind eng. Gesichtskontrolle: „Wer einen Bart hat, kommt nicht rein“.

Keine Ahnung, wer diese Parole ausgegeben hat: nur einer von jeweils zehn Studenten trägt einen Bart.

Seine Magnifizienz versucht mit beiden Händen einem der Bartträger den Zutritt zu verwehren.

Leider ist es der Ordinarius für Mathematik, gewähltes Mitglied der Versammlung. Natürlich will er hinein.

Schließlich klärt jemand seine Magnifizienz auf. Der Mathematiker, Professor Felscher, darf trotz Bart und Cordjacke hinein. Die Studenten, auch die gewählten, stehen draußen.

Die Aussperrung ist fast gelungen: zwei, drei SDSler lassen sich in der Tür zu Boden fallen, im Nu sind es acht, neun Studenten. Die Tür ist versperrt.

„Öffentlichkeit kann man nicht zugestehen! Sie ist eine demokratischen Systemen immanente Forderung!“

Irgendwer erwidert: „Wissenschaft ist nicht demokratisch!“

Institutschef Bollinger denkt gar nicht daran zu diskutieren: schreitet gleich zur Tat. Seine Aktenmappe einem Kollegen in die Hand drückend, stürzt er sich auch schon ins Gefecht. Hände voraus, sich am Türrahmen festklammernd, tritt er nach unten, wohin er treffen kann.

Zuerst trifft er in zwei Gesichter: ein Auge und eine Wange beginnen sich zu verfärben - dann in einen Magen. Die Sitzenden halten seine Füße fest, um weiteren Tritten zu entgehen. Er weicht zurück: nimmt einen neuen Anlauf - diesmal mit etwas mehr Schwung: er tritt auf eine Nase, die zu bluten beginnt - mit dem anderen Fuß zerstört er eine Tüte mit Tomaten, die einer der Sitzenden im Arm hält. Zwei Tomaten bleiben zerquetscht am Jackenärmel hängen, die anderen verteilen sich am Boden - dann ist Herr Bollinger durch: fein gemacht. Ganz im Sinne eines Würzburger Kollegen, der bei der Würzburger GOV-Eröffnung angesichts eines Sit-ins protestierender Studenten die Parole ausgegeben haben soll: „Wer schon in Stalingrad dabei war, auf sie!“

Die Tomaten, eigentlich zum Mittagessen gedacht, verwandeln sich, einmal freigesetzt, in Wurfgeschosse.

Eine Tomate zerplatzt in einem Professorenanzicht: das Durcheinander steigert sich: mehrere Professoren werden aktiv: zerfetzen die Transparente.

Als die draußen Verbliebenen sich zurückziehen - keiner hat das Bedürfnis sich zu prügeln - entdecken die Professoren überraschend eine zweite Tür und alle sind in Windeseile im juristischen Seminar verschwunden.

Der Öffentlichkeit der Sitzungen wird unter Ausschluss der Öffentlichkeit zugestimmt.

Missfallens- wie Beifallskundgebungen sind allerdings verboten und führen zum Ausschluss der Öffentlichkeit.

Damit fahren auch die restlichen Studenten in die Ferien und die öffentlichen Sitzungen der Grundordnungsversammlung beginnen.

Die Semesterferien bin ich auf Achse: immer die Autobahnen entlang und über die Landstraßen.

Jeder Wochentag hat seine feste Tour: Montags nach Lörrach und Umgebung, Dienstag nach Konstanz und zum Bodensee, Mittwoch bis nach Pforzheim hinauf ... Gartengeräte, Rasenmäher, Sprühpumpen vom Großhändler in Freiburg zu den Einzelhandelsgeschäften ausfahren und Reparaturen abholen.

Gewöhne mich im Laufe der Wochen daran, diese Strecken auf der linken Arschbacke zu fahren, während des Fahrens Zeit zum Nachdenken zu behalten.

Manchmal, wenn ich abends vor dem Gartenhaus auf der Bank unter den Apfelbäumen sitze, meine Hausarbeit mache - Strümpfe stopfen, abgerissene Knöpfe annähen - oder lese, denke ich an die unbeschwerten Tage mit Nina zurück. Ein Jahr ist seitdem vergangen.

52.

„I’m on my knees, to Eloise“ ... Bamm, string, bamm ... „you are the one, so hear my prayer“ ... yeah, yeah, yeah ... Pa, di, pa, di di damm.“ Die Sonne scheint, ich habe den Regler des Autoradios voll aufgedreht, die Autobahn ist wenig befahren: ich habe meinen Spaß, singe laut mit.

Dann Pause: Nachrichten.

„Heute Morgen sind Truppenverbände des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei einmarschiert. Der Vorsitzende der Kommunistischen Partei, Alexander Dubcek, wurde verhaftet. Nach unbestätigten Meldungen wurden er und andere Mitglieder der Staatsführung nach Moskau gebracht. Panzer ...“

Ich halte das Lenkrad umklammert, die Worte aus dem Lautsprecher erreichen mich nicht mehr.

Warum bin ich bei solchen Nachrichten immer alleine?

Es würde keinen ‚dritten Weg‘ geben: der Staatssozialismus asiatischer Ausformung hat gezeigt, dass der Stalinismus kein Zufall gewesen ist.

53.

Bevor ich in dem Sammelsurium der Klingelknöpfe auf den mit der Beschriftung ‚Manuel‘ drücken kann, höre ich von drinnen mehrere Stimmen: die Tür ist nur angelehnt. Neugierig betrete ich die große Diele. Auf beiden Seiten führen Treppen in die oberen Stockwerke, aus denen verschiedene Stimmen zu hören sind: „Bakunin hat schon wieder auf den Teppich gepinkelt!“ „Ich habe dir doch gesagt, dass er ein anarchistisches Dreckschwein ist!“ „Hilft mir mal jemand? Lenin hat dem Marx beinahe das Ohr abgebissen! Er blutet jetzt tierisch!“ „Hat jemand Mao-Tse-Tung gesehen? Wenn der wieder in den Garten abgehauen ist, bekomme ich allmählich die Krätze!“

Das war eben Manuels Stimme.

„Verdammte Scheiße, ich bin gerade über Stalin gestolpert!“

Die Stimme kannte ich nicht.

„Wundert dich das?“

Eigentlich wollte ich nur von Manuel die Unterlagen der SDS-Bundesdelegiertenkonferenz abholen, die er aus Frankfurt mitgebracht hatte und die ich durcharbeiten wollte.

In diesem Augenblick taucht Manuels Lockenkopf oben an der rechten Treppe auf: „Verdammte Scheiße, wer hat denn wieder die Haustür aufstehen lassen?!“

Während ich mich beeile, die Haustür zu schließen, kommt Manuel die Treppenstufen herunter. „Tag, Carl...“, müde rubbelt er sich durch die Locken, „... entschuldige, dich habe ich eben nicht gemeint.“

„Lass’ gut sein, ich hab’s auch nicht persönlich aufgefasst. Ihr habt anscheinend Probleme?“

„Ja, ja. Anja, die blöde Kuh, hat vor ein paar Wochen mit ihrem sozialen Tick eine trächtige Katze angeschleppt. Vor drei Wochen hat die ihre Jungen bekommen. Das war ja auch ganz niedlich, aber heute Morgen ist die Katzenmutter plötzlich gestorben und die Jungen spielen verrückt. Nun stehen wir da mit den kleinen Viechern.“

„Und Lenin beißt Marx immer ins Ohr?“

„Dieser verdammte Marx lernt einfach nicht, sich zu wehren. Auch die anderen, besonders Mao-Tse-tung springen immer auf ihn drauf und verkloppen ihn. Ich habe schon die Befürchtung, dass er das nicht überleben wird.“

Innerlich muss ich grinsen.

Welcher Titel könnte besser zu diesem häuslichen Drama passen: „Die Revolution entlässt ihre Kinder“ oder „Der Kampf gegen das linke Sektierertum“? Ich hütete mich, irgendeine Miene zu verziehen. Manuel hätte das darauf beziehen können, dass Marx die Angriffe möglicherweise nicht überleben würde - das wollte ich ihm nicht antun. Ich weiß doch, wie große Stücke Manuel auf Karl Marx hielt. In diesen Fragen verstanden die Genossen keinerlei Ironie.

Zaghaft versuche ich, ihn von seinem animalischen Thema abzulenken: „Du wolltest mir die Unterlagen der Bundesdelegiertenkonferenz ...“

Wieder fährt Manuel sich wie selbstvergessen mit der Hand durch die Haarlocken. „Entschuldige, hatte ich ganz vergessen. Ich habe sie oben in meinem Zimmer. Komm doch eben mit rauf.“

Nach einer kurzen Runde über die Terrasse, von der er mehrere Male „Mao?“, dann laut „Mao-Tse-Tung!“ in den Garten ruft, kommt er hinter mir die Treppe hinauf. „Hier links entlang, ich habe das erste Zimmer.“

Mit entschuldigender Gebärde weist er auf die Unordnung in seinem Zimmer: Verschiedene Zettel liegen über den Boden verstreut, dazwischen mehrere aufgeklappte Bücher. Das wundert mich: ich kannte Manuel als sehr korrekten, ordentlichen Genossen.

„Bakunin ist hier vorhin durchgeheizt und dieses anarchistische Arschloch ...“. Damit kramt er bereits aus einem Stapel von Papieren auf seinem Schreibtisch einige Broschüren und zusammengeheftete Blätter heraus, die er mir herüberreicht: „Das ist alles, was es schriftlich gibt.“

Ich durchblättere kurz die Papiere und hake nach, weil mir Manuels Bemerkung sehr inhaltsschwer geklungen hatte, als ob sich in Frankfurt Wichtigeres als diese Papiere ereignet habe: „Ist noch irgendetwas Bemerkenswertes passiert?“

Manuel steht am Fenster, anscheinend immer noch auf der Suche nach Mao-Tse-Tung im Garten, und zuckt vielsagend mit den Schultern.

So kannte ich Manuel nicht. Es musste irgendetwas passiert sein, was ihn sein inneres Gleichgewicht hatte verlieren lassen.

„War eure Kampagne zur Schülerarbeit erfolgreich und hat es da neue Strategieansätze gegeben?“

Manuel dreht sich vom Fenster weg und lässt sich in einen Sessel fallen. Dann reibt er sich die Augen, als wolle er eine Müdigkeit verscheuchen, und beginnt zu reden: „Die Mädels haben einen Weiberrat gegründet, weil sie der Meinung sind, wir Männer seien nur konterrevolutionäre, chauvinistische Arschlöcher, für die sie selbst nur nette Dekoration oder gut fürs Bett wären. Sie wollen unter Ausschluss der Männer darüber diskutieren, wie nicht nur die Menschen überhaupt, sondern insbesondere erst einmal die Frauen von gesellschaftlichen Zwängen befreit werden können. Die Frauen seien nicht nur in den kapitalistischen Systemen die Neger, auch in der sozialistischen Gesellschaft. Also: weltweit.“

„Naja, und was hat das mit der Schülerarbeit zu tun?“

Manuel lächelt gequält. Er blickt mich erst wortlos an, dann: „Carl, auch wenn du kein Genosse bist, erzähle ich dir, was ein führender Genosse erlebt hat.“

Ich nicke aufmunternd.

„Also ...“, Manuel holt tief Atem, „... eine der Genossinnen, die Freundin dieses Genossen, hatte sich ein paar der Schüler-

delegierten gegriffen, um im kleineren Kreise mit ihnen zu diskutieren. Als der Genosse zum Klo unterwegs war und noch kurz bei der Schüler AG vorbeischaun wollte, blieb er in der Tür zur Arbeitsgemeinschaft wie erstarrt stehen. Seine Freundin lag halb auf dem Rücken ausgestreckt auf einem der Tische, nackt bis auf die Bluse. Rechts von ihr standen ein paar Schüler angezogen, links von ihr eine Reihe mit heruntergelassenen Hosen und einer, zwischen ihren weit gespreizten Schenkeln, war sie gerade heftig am Bumsen.“

„Und?“

„Was, und? Kannst du darin irgendeinen politischen Strategieansatz zur Schülerarbeit erkennen?“

„Muss der denn immer politisch sein? Von der männlichen ‚Theorie der Aufklärung‘ hin zur weiblichen Praxis der Aufklärung. Gilt das nicht als persönlicher Strategieansatz?“

Manuel ist für jede Ironie unempfindlich: „Ach was! Drehen wir die ganze Situation doch einmal um. Ich verschwinde mit zwanzig Schülerinnen in einem der Nebenräume und bumse die Mädels alle kräftig durch, dann wäre ich ...“

„Na klar - auch wenn du denen überhaupt standhalten könntest - du hättest ‘ne schlechte Presse. Verständlicherweise. Denn du übersiehst den Unterschied.“

„Bitte?“

„Du hast dich als Aktiven beschrieben, der die Mädels bumsen würde. Diese Freundin des führenden Genossen war nicht die Aktive - sie hat sich bumsen lassen. Die Schüler waren die Aktiven. Das war Schülerarbeit.“

„Willst du damit sagen, es macht einen Unterschied, wer oben und wer unten liegt?“

„Na sicher. Wer oben liegt ist das Subjekt, wer unten liegt ist Objekt. Damit ist die Frage, wer wen bumst, also, wer oben und wer unten liegt, auch eine Frage des revolutionären Bewusstseins. Und wenn es uns darum geht, alle Menschen zu Subjekten ihrer eigenen Geschichte zu befreien ...“

„Der Genosse hat auf jeden Fall einen schweren Knacks.“

„Haben denn Marx/Engels nichts zu der Frage geschrieben, welche Position beim Bumsen einem echten Revolutionär zukommt?“

„Nein!“ Manuel hat wieder den Kopf in den Händen vergraben.

„Wie? In den vielen blauen Bänden der MEW steht kein Wort über's Bumsen?“

„Nein! Verdammt noch mal!“ Voller Verzweiflung hält sich Manuel die Ohren zu.

Diese Art der Verzweiflung ging mir gegen den Strich: wusste wieder, warum ich kein orthodoxer Marxist geworden bin. Die erste Phase nach der russischen Revolution, als Alexandra Kollontai die freie Liebe propagiert und gelebt hatte – die Theorie des ‚Schluck Wassers‘ –, dann nicht mehr möglich unter der herrschenden Moral der mächtigen Genossen. Anscheinend ist es konterrevolutionär, wenn die Sexualität der Frau nicht mehr kontrollierbar ist.

Da fiel mir etwas ein: „Vielleicht solltest du Fritz Erik um Rat fragen. Der redet doch andauernd über die Funktion des Orgasmus von Wilhelm Reich. Vielleicht kann der dir oder euch...“

„Verschone mich mit dieser psychologischen Scheiße!“

Manuel wollte sich offensichtlich nicht helfen lassen - auch wenn ich seine Vorbehalte verstand. Es wurde wieder deutlich, dass der Rausschmiss von Wilhelm Reich aus der KPD in den zwanziger Jahren kein historischer Irrtum gewesen war. Na ja, die Sozialisten hielten ja viel auf Kontinuität und Tradition: mir sollte es egal sein.

Ich verabschiedete mich.

54.

Gideon der Dichter ist auch in Freiburg geblieben. Wir besuchen uns einmal die Woche, sitzen zusammen im Garten oder in Gideons Dachzimmer.

Es ist wieder einer der Abende, dieses Mal Samstag. Wir sitzen vor dem Gartenhaus: schwadronieren über Literatur, die milde Abendluft wird merklich kühler, ich fröstele. Gideon muss ähnlich empfinden: „Meinst du, am Mittelmeer ist es noch wärmer?“

„Denke schon.“

„Wollen wir?“

„Wie lange werden wir brauchen?“

„So etwa sieben Stunden. Nachts sind die Straßen frei.“

„Dann los, wenn wir uns beeilen, sind wir zum Sonnenaufgang dort.“

St. Marie de la Mer lag noch in der Morgendämmerung: verschlafen: es war zu früh, als dass ein Café geöffnet hatte. Saßen im Sand: schauten über die Wasser des Mittelmeeres.

Die Müdigkeit der Fahrt, die feuchte Kühle des Meeres in den Knochen: die wärmende Morgensonne war das Aufblühen des Lebens. Der Tag: ein irrealer Traum, im Leben des Hierseins: am Mittelmeer mit schwarzem Kaffee und dunklen Zigaretten, der Sonne - dem gleichzeitigen Wissen des Dortseins: aus dem wir für ein paar Stunden verschwunden waren.

In der mondlosen Dunkelheit der Rückfahrt, die Scheinwerfer von Gideons Volkswagen beleuchteten die Insel unserer Wahrnehmung in den schemenhaft vorbei gleitenden Schatten der Umrisse von Bäumen und Häusern während der Ortsdurchfahrten.

Die Welt ist kaum bevölkert: nur wir - und die wenigen anderen Autos, die uns begegneten - sind einzigen die Bewohner dieser Welt in den Lichtinseln ihrer Finsternis.

Wie schon auf der Hinfahrt lösen wir uns beim Fahren ab. Abwechselnd kann immer einer dösen oder schlafen.

Das Prasseln der Kiessteine gegen die Kotflügel, entlang einer Baustelle, hat Gideon aufgeweckt. Er reibt sich die Augen: „Jeder große Dichter war einmal Herausgeber einer literarischen Zeitschrift.“

Ich blicke überrascht zur Seite: Gideon muss geträumt haben: „Rilke, Hofmannsthal ... Auch wenn die Zeitschriften so gut

waren, dass sie wirtschaftlich erfolglos blieben und nach einer Ausgabe wieder eingestellt wurden ...“ Es klingt tatsächlich nach einem Traum.

Ich lächelte, ich mochte Gideon: „Würdest du gerne eine literarische Zeitschrift herausgeben?“

„Nicht ausschließlich literarisch. Bewegendes, Bemerkenswertes, Vergessenes ... Themen, die quer zum herrschenden Betrieb stehen ... nicht veröffentlicht werden, verloren gehen.“

Gideon versucht mit bewegten Händen zu verdeutlichen, wofür er keine Worte hat: sie formten Kreise, schoben sich zusammen, berührten sich.

Ich wollte es wissen: für mich ist Reden die Vorbereitung des Handels.

„Und du würdest der Herausgeber sein? Für den Inhalt verantwortlich?“

„Warum fragst du?“

„Dann würde ich die Technik und die verlegerische Arbeit übernehmen.“

„Wie willst du das finanzieren?“

Ich lache.

Das war eine typische Frage der Geistesweltler, die vor dem Tun zurückschreckten.

„Ich habe etwa viertausend Mark gespart und es wäre doch spannend, ob das reichen würde, um eine Zeitschrift herzustellen.“

Gideon staunt: „Wie soll das gehen?“

Ich denke nach. „Ich kaufe eine kleine Druckmaschine, 'ne vernünftige Schreibmaschine, Papier und los geht's.“

„Du willst sie selber drucken?“

„Anders geht es nicht. Unsere Arbeitszeit bleibt erst mal unbezahlt.“

„Das wäre ja nicht das Problem. Und du meinst, es wäre tatsächlich möglich?“

„Werden sehen. Wie soll die Zeitschrift denn heißen?“

Gideon denkt nach: „Zeitschrift für ... ?“

„Das find ich gut. Zeitschrift für.“

„Für was?“

„Für, Punkt. Für alles. Warum willst du es einschränken auf was auch immer? ‚Zeitschrift für.‘ Klingt positiv. Kann sich jeder denken, was er will.“

„Na, ich weiß noch nicht. Außerdem kann das nur der Untertitel sein.“

„Warum nicht. Den Titel hast du vorhin schon selber genannt.“

„Ich?“

„Ja. Du wolltest Themen haben, die quer zum herrschenden Betrieb stehen, also: Quer ...“

„Quer was?“

„Querbuch, Querschläger, Querdenker, ...“

„Querhefte!“

Damit beginnt die Idee Gestalt anzunehmen.

Zumindest hat sie schon einen Namen.

55.

Montags kündige ich meinen Semesterferienjob zum Ende der kommenden Woche. Ich bin ungeduldig.

Vor Semesterbeginn muss ich noch für ein paar Tage nach Hamburg. Mutter läßt sich von meiner Begeisterung anstecken und gibt nach kurzem Zögern das Sparbuch heraus.

Ich telefoniere mit verschiedenen Firmen die Druckmaschinen verkaufen, alles zu teuer, treffe alte Freunde, unternehme mit meiner Schulfreundin Susanne einen Ausflug zur Archäologieausstellung in Hannover, stöbert durch die Zeitungen: Eine kleine Anzeige unter ‚Verkäufe‘: „Komplettes Drucksystem A4 Rotaprint, inkl. Plattenbelichter. DM 1.500,-“

Telefonieren, Termin absprechen, der Anbieter sitzt in Itzehoe, Besichtigung: Eine Maschine in der Größe, wie ich es von den Matritzenumdruckern her kannte. Allerdings kompakter, schwerer, mit Chrom-, Gummituch- und Gegendruckzylinder.

Der Verkäufer, ein Versicherungsvertreter, zeigt mir die Arbeit damit: das würde ich schon lernen: im Belichtungsgerät die Papiervorlage auf ein Negativ übertragen und dann mit der Metallplatte durch den Entwickler laufen lassen, fixieren, fertig ist die Druckplatte. Einspannen, Kurbel eindrücken, ein paar Umdrehungen, Hebel umlegen und die bedruckten Papierbogen fallen in die Auslage.

Der vorbereitete Kaufvertrag wird zur beiderseitigen Zufriedenheit unterschrieben. Abholung und Bezahlung nach erneuter Terminabsprache.

Zum Schreiben der Vorlagen kaufe ich noch eine nagelneue IBM-Schreibmaschine mit Proportionalschrift für stolze ebenfalls DM 1.500,- und stehe nun vor dem Transportproblem.

Glücklicherweise lassen sich der Beifahrersitz und die Rückbank in Mutters VW-Käfer ohne große Probleme ausbauen.

In Itzehoe wuchte ich mit dem Versicherungsvertreter die Maschine neben den Fahrersitz, das Untergestell kommt auf die Rückbank. In Hamburg wird dann die breite Schreibmaschine dazu geladen und ich bin schon unterwegs auf der Autobahn nach Frankfurt. Dort übernimmt Gideon der Dichter mit seinem VW den Transport nach Freiburg.

Von dem Gewicht der schweren Maschine befreit, schoss der Volkswagen in Frankfurt mit einem Satz vorwärts, dass ich sofort auf der Bremse stand. Hatte es eilig, bis zum Abend sollte ich wieder in Hamburg sein: Vater hatte von der ganzen Aktion nichts mitbekommen und würde erst fragen, falls ich, der ja offiziell in Hamburg war, nicht dort schlafen würde.

Der Küchentisch des Gartenhauses steht vor der Tür - in der Küche braucht die aufgebaute Druckmaschine den Platz.

Als Test will ich eine Zeitungsseite abdrucken. Die Zeitung auf die Glasplatte, Negativ darauf legen, ausrichten, Deckel zu, Vakuum pumpen, Belichtungsuhr einschalten, warten. Dann das Vakuum ablassen, Deckel öffnen und das Negativ mit der Druckplatte durch den Entwickler laufen lassen. Kontaktzeit abwarten, Negativpapier abziehen, ... beide Seiten der

Zeitung sind auf der Druckplatte zu sehen. Also andersherum. Negativpapier nach unten, Zeitung oben drauf, Metallplatte fixieren, trocknen lassen, konservieren.

In der Kiste mit Chemie und Zubehör, die mir der Versicherungsvertreter in Itzehoe mitgegeben hat, sind auch zwei Dosen mit schwarzer Druckfarbe. Mit einem Spachtel fülle ich die schwarze Masse in den Farbkasten der Maschine, Papier habe ich schon vorgestapelt, hänge die Druckplatte in die Spannschienen ein und los gehts.

Auch nachdem ich die drehenden Farbwalzen aufgesetzt habe, nimmt die Druckplatte anscheinend keine Farbe an. Ich fasse mir an den Kopf.

Wenn keine Farbe auf den Walzen war, konnte auch keine Farbe auf die Druckplatte kommen. Wo war noch der Hebel, dass die wackelnde Walze die Farbe aus dem Farbkasten auf die Walzen übertrug?

Nach zwei Versuchen habe ich das richtige Einstellrad gefunden: die dicken Farbauftragswalzen wurden eingefärbt. Nun wird allerdings auch die Druckplatte schwarz: das Schriftbild ist unter der Farbe verschwunden. Irgendetwas habe ich offensichtlich nicht beachtet. Ich schalte die Maschine aus, um zu überlegen.

Ich komme nicht darauf, was ich falsch gemacht habe. Also ist fachmännischer Rat vonnöten.

Aus der Telefonzelle bei der Straßenbahnhaltestelle rufe ich die Werksvertretung von Rotaprint in Freiburg an. Der Vertreter auf der anderen Seite der Leitung hört sich min Anliegen an.

„Was für ein Feuchtmittel haben Sie denn verwendet?“

Ich verstehe die Frage nicht: „Wozu brauche ich denn Feuchtmittel?“

Auf der anderen Seite der Leitung ist es merkwürdig lange still.

„Wie lange haben Sie die Maschine bereits?“

„Seit heute!“

„Haben Sie schon einmal in das Handbuch geschaut?“

„Was für ein Handbuch?“

Wieder diese merkwürdige Stille im Telefonhörer.

„Wäre es Ihnen recht, wenn ich heute Nachmittag bei Ihnen vorbeikomme?“

„Gerne!“ und ich nenne die Adresse.

Voller Erstaunen hat sich der Rotaprint-Vertreter auf die Eck-sitzbank gesetzt: „Woher haben Sie die denn?“

Ich erzähle kurz die Geschichte.

„Hat Ihnen der Mensch auch erzählt, welches Baujahr die Maschine ist?“

„Nein. Was meinen Sie?“

Der Vertreter überlegt: „Also: so eine Maschine habe ich auch noch nicht gesehen: RKL, schwarze Ausführung, mit offenem Untergestell, Vordermarke nicht verstellbar ... ich vermute mal: so um 1930.“

Nun bin ich der Erstaunte: die Maschine ist beinahe doppelt so alt wie ich selbst!

„Ist das ein Nachteil?“

„Nein, nicht doch. Die Maschinen sind so robust gebaut, auf denen können sie auch noch in hundert Jahren drucken. Sie können ja auch heute noch mit einem Mercedes von 1920 fahren, wenn auch nicht so schnell und komfortabel wie mit einem modernen 190er.“

„Und deshalb bleibt die Druckplatte schwarz?“

Der Rotaprint-Vertreter ist über soviel Unkenntnis begeistert: endlich konnte er sein Wissen an einen nichtsahnenden Lehrling weitergeben. Ich erhalte einen Schnelldurchgang in Drucktechnik und Maschinenbedienung: Flachdruckverfahren, Farb-Wasser-Balance, hydrophil, hydrogen, ... Duktoralze, Heberwalze, Feuchtwalzen, Hydrocolorwerk, Verreiber ... Nach der theoretischen Schulung hole ich zwei Flaschen Bier und es beginnt der praktische Teil.

Hier passierte etwas Konkretes, etwas Tatsächliches. Eine praktische Möglichkeit, an die ich bisher garnicht gedacht hatte: Flugblätter, Infos, Briefpapier, ... und was alles sonst noch zu drucken war.

Die museale Maschine erfordert zwar einiges an Fingerspitzengefühl bei der Bedienung, doch daran sollte es nicht scheitern. In der Küche kann die Maschine auf Dauer nicht stehen bleiben, der Tisch musste auch wieder hinein. Ich brauche einen Druckraum. Der würde sich suchen und finden lassen.

56.

Zum Wintersemester 1968/69 belege ich vier Vorlesungen: Einführung in die strukturelle Sprachwissenschaft des Deutschen / Lyrik des 20. Jahrhunderts / Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts / Ideologische Grundlagen der amerikanischen Außenpolitik. Dazu noch drei Proseminare, Die Entwicklung des modernen Dramas: Schiller, Büchner, Weiss / Einführung in die vergleichende Regierungslehre unter besonderer Berücksichtigung Großbritanniens / Einführung in die deutsche Außenpolitik und zwei Übungen: Einführung in das kunstgeschichtliche Arbeiten / Übungen zur Keramik.

Das war zwar weniger als im Sommersemester, aber realistischer, um die Themen umfassender bearbeiten zu können und Zeit zu haben. Ich musste versuchen, mit vier Bällen zu jonglieren.

Der Stundenplan der Lehrveranstaltungen hat die höchste Priorität. Die Vorlesungen kann ich eventuell einmal ausfallen lassen oder ganz streichen, dafür gibt es keine Scheine. Die Proseminare und Übungen sind von der Sache her notwendig, wozu studiere ich schließlich, und regelmäßige Teilnahme sind neben einer schriftlichen Arbeit die Voraussetzung für den Erhalt eines Scheines, den ich später für die Prüfungen brauche.

Zweite Priorität: HSU-Arbeit. Verabredungsgemäß kümmert sich Hermann Josef um seine Doktorarbeit und ich bin als sein Nachfolger akzeptiert worden.

Wieder dieses Empfinden auf zwei auseinanderlaufenden Gleisen zu stehen. Einerseits ist es intellektuell absolut rich-

tig, welche Auffassungen die HSU vertritt. Andererseits die dicke emotionale Suppe einer Gruppe wie der SDS und meine Sehnsucht Aber: wir können und wollen kein zukünftiges fertiges Gesellschaftsmodell anbieten: jedes Modell ist Ausdruck der Situation, aus der heraus es entstanden ist. Ändert sich die Situation, ändert sich auch das Modell der Zukunft: wir springen stets nur von einer Höhle der Erkenntnis in die nächste: sind ständig auf einem Weg, dessen Ziel sich ständig ändert.

Als drittes will und muss ich sehen, dass ich das Geld für die Miete des Druckraumes zusammen bekomme: mit Druckaufträgen. Die kann ich in die Abendstunden schieben.

Das vierte sind die Diskussionen um die Grundordnung. Die Kommissionen haben in den Semesterferien Stapel von Alternativ-Vorschlägen erarbeitet, die alle durchgearbeitet sein wollen. Von studentischer Seite sind zwei komplette Entwürfe ausgearbeitet worden.

Die allgemeinen Diskussionen haben noch zusätzlich das Thema, ob es für die Studenten überhaupt sinnvoll ist, in dieser Grundordnungsversammlung noch weiter mitzuarbeiten. Die absolute Mehrheit der Ordinarien hat bereits deutlich gemacht, dass sie ihre formale Mehrheit auch inhaltlich durchsetzen will.

Am 24. Oktober soll die erste Lesung zur Grundordnung beginnen. Der Rektor sieht sein ehrgeiziges Projekt gefährdet, falls die Studenten ihre Mitarbeit aufkündigten. Freiburg ist als Modell ausgesucht worden – wohl auch, weil der Ministerpräsident Filbinger und sein Justizminister Schieler in Freiburg wohnen und sich persönlich von der Verschlafenheit der Studenten überzeugt haben.

Andererseits hat seine Magnifizenz auch schon wache Kommilitonen erlebt. Also, ein Flugblatt:

„Der Rektor der Albert-Ludwigs-Universität.

An alle Studenten und Studentinnen.

AUFRUF zur weiteren Mitarbeit an der Grundordnung.

Alle Vorschläge, auch die der Studenten, werden der breiten Öffentlichkeit gedruckt vorliegen.

Dennoch besteht die Möglichkeit, dass studentische Vertreter unter allerlei Vorwänden darauf abzielen könnten, die weitere Mitarbeit einzustellen, obwohl auch von ihnen nicht bestritten werden kann,

- dass die Öffentlichkeit aller Kommissions- und Plenarsitzungen, die Bedingung der studentischen Mitarbeit war, gegen manche Bedenken beschlossen worden ist;
- dass der Studentenschaft statt des befürchteten Blocks reformunwilliger Professoren vielfältige Einzelmeinungen und unterschiedliche Reformvorstellungen gegenüberstehen, die den Ausgang jeder Debatte und Abstimmung offen erscheinen lassen;
- dass in nicht wenigen Fragen die studentischen Vorschläge bereits berücksichtigt oder als Alternativen aufgenommen worden sind und bei weiterer studentischer Mitarbeit Chancen haben, verwirklicht zu werden;
- dass sich bereits wichtige Reformen wie das mehrjährige Rektorat abzeichnen.“

Oh ja, ist war eine wichtige Reform und liegt den Studenten ganz besonders am Herzen.

Das rektorale Allerlei zeigt allerdings Wirkung: die Mehrheit der Vollversammlung der Studenten will die erste Lesung abwarten, um zu sehen, wie ernst es die Ordinarien damit meinen, sich mit den studentischen Entwürfen auseinanderzusetzen.

Wütend habe ich die Zeitung auf den Boden geschmissen. Aus der Entfernung sind noch das große Foto und die Überschrift zu erkennen: „Kinder des Liberalismus“. Ich betrachte das Foto und nehme DIE ZEIT wieder hoch. Was hat im Text gestanden? : *„Die Mädchen in den verwegenen Pullovern, die Jungens mit ihren imponierenden Backenbärten, sie erinnern an die apartesten Modelle aus der Werbebranche; kein Designer könnte sie attraktiver erfinden. Etwas Paris, etwas Greenwich-Village, etwas Swinging London: heiter, verpoppt, mit einem spontanen Sinn für die Effekte des Skurrilen und Grotesken, sind sie zunächst einmal die neuen deutschen Vertreter jener weltweiten Jugendkultur, die, von Amerika inspiriert, in allen westlichen Metropolen Fuß gefasst hat.“*

Und oben quer über die ganze Seite: „Wir kennen sie von Resolutionen und Demonstrationen. Hier geht es einmal um: unsere APO menschlich betrachtet“.

„Unsere APO‘. Na, wunderbar: Mädchen und Jungen, also: ‚Kinder‘. Noch besser! Wir sind volljährig, wahlberechtigt, sind Soldaten und Offiziere, Familienväter ... und nicht nur die Universität sondern auch die Medien stellen uns auf die infantile Kinderstufe, denen man anscheinend entweder den Arsch versohlte sollte oder nachsichtig ihre Kindergarten-Sporen verzieht!“

Ich frage mich, wen die Redakteure gemeint haben konnten?

Alle Kommilitonen und Aktiven, die ich kenne, werden damit nicht beschrieben. War denen bei der Endredaktion auch garnicht aufgefallen, dass Bild und Text nicht zusammenpassten? Das Bild war korrekt: Vier Männer, zwei Frauen standen und saßen in einem großen Raum, dessen Einrichtung ziemlich zusammengewürfelt aussah. So war ein Teil des Alltags. Aber keiner der vier abgebildeten Männer trug einen ‚imponierenden Backenbart‘, alle waren glatt rasiert, und die beiden Frauen auf dem Bild trugen auch keine ‚verwegenen Pullover‘. Anscheinend hatte sich der Autor seine Inspirationen auf Sylt geholt. Dazu passte zumindest die Bildunterschrift:

„Schöne junge Leute erwarten von schönen jungen Mädchen – auch immer wieder das Alte“. Neue Linke und alte Rechte?

Ist die ‚Enteignet-Springer-Kampagne‘ zu einseitig?

Die ZEIT ist offensichtlich das sublime Springer-Blatt für die ‚gebildeten Stände‘: hier wird nicht in Schlagzeilen, sondern in gesetzten Worten und langen Sätzen eine Wirklichkeit transportiert, die mit der Realität der studentischen Außerparlamentarischen Opposition aber auch garnichts zu tun hat.

„Sie wissen nichts mehr von Krieg und Faschismus, weshalb ihnen das Wort Faschismus so leicht von der Zunge geht, sie haben keine Erfahrungen mit wirklichen Polizeistaaten, weshalb ihnen die Polizei ein unerlässlicher und gesuchter Spielpartner ist.“

‚Spielpartner‘? Ich hatte das ungute Gefühl, kotzen zu müssen.

Sie sind „Frei, zu leben, zu lieben, zu reisen, zu konsumieren.“

Die liberale Öffentlichkeit, Tante ZEIT und ‚ihre APO‘... Nun wird mir tatsächlich schlecht.

58.

Die Diskussionen um die Grundordnung: nur zu deutlich, dass von der überwältigenden Mehrheit der Hochschullehrer kein Schritt in Richtung Demokratisierung der Universität oder wenigstens partieller Berücksichtigung von Interessen der Studenten zu erwarten ist! Selbstorganisation des Studiums und Basispolitik sind unsere Antwort! Fachbezogen! Mitglieder von SDS und HSU haben Basisgruppen gebildet, die in der Germanistik als offizielle Fachschaft gewählt wurde. Beate: Koordinatorin. Die Sitzungen der Fachschaft: öffentlich. Teilnehmen, abstimmen kann jeder Germanistikstudent.

Die Zusammenarbeit mit dem SDS klärt für mich auch die Frage des Raumes für meine kleine Druckmaschine.

In der Herrenstraße 52 haben verschiedene Gruppen Räume gemietet, eine zieht die andere nach. Im Hof befindet sich der ‚libro libre‘, der alles vorrätig hat, was an politischer Literatur offiziell und inoffiziell auf dem Markt ist. In den oberen Räumen des Hauses haben sich die Internationalismus-Gruppen eingerichtet, die Kellerräume sind noch ungenutzt. Ich werde akzeptiert, kann die Räume mieten und dort eine kleine Druckerei einrichten.

Die Ausstattung hat sich komplettiert: ein Papierwarengeschäft wollte eine alte Schneidemaschine loswerden: ähnliches Baujahr wie die Druckmaschine - mit Handkurbel für die Pressung und riesigem Hebel für das Schneidemesser: arbeiten wie zu Gutenbergs Zeiten – macht aber keinen Lärm und kostet keinen Strom. Acht Mann wuchteten das Ungetüm die Kellerstufen hinunter.

Mehrere große Holztische gibt es für je 10,- DM aus einem Industriebetrieb der modernisierte, und schließlich kommt noch, als Geburtstagsgeschenk, ein Schaukelstuhl dazu. Für Pflanzen ist es zu dunkel.

Ich bin zufrieden: ich brauche nur wenige Minuten zu Fuß zur Universität und kann so auch zwischendurch für ein, zwei Stunden dort sein, wenn die anderen Studenten in der Mensa herumsitzen oder in der Bibliothek die Pausen zwischen zwei Lehrveranstaltungen überbrücken.

59.

In den achtzehn Sitzungstagen der ersten Lesung der Grundordnungsentwürfe erreicht das Medienecho der „Schlacht am Tegeler Weg“ auch Freiburg.

Aus der Solidaritätsdemonstration für den Rechtsanwalt Horst Mahler - gegen den der Generalstaatsanwalt bei der Rechtsanwaltskammer ein Ehrengerichtsverfahren beantragt hatte, da Mahler durch seine Teilnahme an den Anti-Springer-Demonstrationen Standesehre und Berufspflichten verletzt

habe - wird am Tegeler Weg, dem Sitz des Berliner Kammergerichtes, eine Straßenschlacht: als die Wasserwerfer auffahren, greifen die Demonstranten die bereitstehende Polizei mit Pflastersteinen an, die Polizei schlägt zurück: 130 verletzte Polizisten, 21 verletzte Demonstranten.

Die ‚Frankfurter Rundschau‘ wird herumgereicht, in der ‚Badischen Zeitung‘ steht mal wieder nichts darüber.

Allen fehlen die Worte.

Widerstand? Ja.

Gewalt gegen Sachen? Bedingt ja.

Gewalt gegen Menschen? Unbedingt nein.

Das waren die Maximen der Außerparlamentarischen Opposition gewesen. Darüber bestand bisher Einigkeit. Das war die Basis der moralischen Stärke gegen die Polizei gewesen, wenn sie zu knüppeln begann und der Staat und seine Institutionen darin ihr wahres Gesicht zeigten.

„Das ist das Ende der Studentenbewegung!“

HG hat es leise gemurmelt.

Jeder hat nun für sich selbst zu klären, wie weit sein Mantel der Solidarität reichte: ob die staatliche Gewalt: die ihre Agenturen Universität, Polizei und Justiz auch gegen Menschen einsetzte: Rechtfertigung sein konnte: selber Gewalt gegen Menschen anzuwenden.

Berlin hat nicht nur für mich seinen Nimbus verloren.

FIGTHING FOR PEACE
IS LIKE
FUCKING FOR VIRGINITY

Der Ausflug mit Susanne in den Semesterferien von Hamburg nach Hannover - zu einer Archäologieausstellung - *natürlich interessierte mich die Ausstellung, aber noch mehr Susanne und deswegen hätten wir nicht nach Hannover fahren müssen* - egal, er hat Folgen: ein langer, bis auf vier Zeilen Vorgedrucktes, per Hand mit der Schreibmaschine getippter Brief: „Strafbefehl.

Die Staatsanwaltschaft beschuldigt Sie, am - *ich wusste* - in Hannover auf der Kreuzung Sallstraße - Geibelstraße als Führer des PKW's - *Mutters Käfer* - den über den Straßenverkehr auf den öffentlichen Wegen und Plätzen erlassenen Anordnungen dadurch zuwidergehandelt zu haben, dass Sie durch eine und diesselbe Handlung - fahrlässig

a) als Teilnehmer am öffentlichen Straßenverkehr sich nicht so verhielten, das kein anderer geschädigt wurde,

b) an der obigen Kreuzung dem PKW - *der andere* - der sich auf einer durch ein amtliches Verkehrszeichen als Vorfahrtsstraße gekennzeichneten Straße befand, nicht die Vorfahrt gaben, so dass es auf der Kreuzung zu einem Zusammenstoß beider Fahrzeuge mit Sachschaden kam.

Übertretung nach §§1,13² der Straßenverkehrsordnung in Verb. mit §21 des Straßenverkehrsgesetzes, §73 StGB.

Beweismittel: I. Ihre Angaben. II. Zeugen: ...

Auf Antrag der Staatsanwaltschaft wird gegen Sie eine Geldstrafe von 90,-- DM festgesetzt. Sofern diese uneinbringlich ist, tritt an ihre Stelle je 15,-- DM ein Tag Haft.“

Das war doch ein faires Angebot.

Also schreibe ich zurück, dass ich kein Geld habe und gerne die Haftstraße von sechs Tagen antreten würde, mit der Bitte um Terminübermittlung.

Die Antwort kommt prompt: „So einfach, wie Sie glauben, in ein deutsches Gefängnis hineinzukommen ist es - zum Glück - leider nicht. Sollten Sie nicht in der Lage sein, die Geldstrafe auf einmal zu bezahlen, haben Sie die Möglichkeit einen Antrag auf Ratenzahlung zu stellen. Anderenfalls werden wir eine Zwangsvollstreckung beantragen.“

Da wollte also so eine Gerichtskanone auf ihn Spatzen schießen.

Also schreibe ich zurück: „... Darf ich dazu folgendes ausführen: Eine Zwangsvollstreckung erscheint mir deshalb nicht sinnvoll, da das Einzige, was ich besitze ein paar Bücher sind, die zudem noch sehr zerlesen sind, so dass sie bei einem Verkauf nicht viel einbringen würden. Ich wohne hier in einem

Gartenhaus, wobei etwas Öl im Winter der einzige Luxus ist, den ich mir erlauben kann; da ich aber während des Wehrdienstes bei einem Wintermanöver Frost in den Füßen bekommen habe, *was stimmte*, bin ich gegen Kälte sehr empfindlich geworden.

Darf ich deshalb einen Antrag auf Ratenzahlung stellen. 10,- DM könnte ich im Monat sparen, so dass die Summe in kurzer Zeit abgetragen wäre.“

Dem Antrag auf Teilzahlungen wird stattgegeben.

60.

Verwundert blicke ich auf meine Hand. Ich betrachte die Finger, schließe sie wieder und forme in Gedanken versunken mehrmals eine Faust.

„Hey, Carl. Geht es dir nicht gut?“

Ich schrecke auf: „Warum?“

„Du siehst blass aus.“

Die Mitglieder der Fachschaft/Basisgruppe Germanistik sitzen im Raum 104 der Alten Universität. Auf den Tischen liegen noch Reste der Flugblätter, die wir am morgen verteilt hatten:

„Der alte Rektor wird uns heute neu geboren.

Kommet zu Hauf!

Zum letzten Mal wird ein Rektor der Universität Freiburg nach alter Väter Weise gewählt.

Wir demonstrieren, weil

... nur steter Druck unsere Forderung nach Öffentlichkeit aller Entscheidungsgremien verwirklichen kann,

... weil auch ein Interims-Rektor Entscheidungen trifft, die die Studentenschaft unmittelbar angehen,

... trotz besserer Einsicht der Wahlmodus bisher nicht geändert wurde (die studentische Beteiligung ist irrelevant),

... weil auch in Zukunft die Sitzungen des Großen Senats nicht öffentlich sind.

Wir demonstrieren nicht gegen den Kandidaten, sondern gegen die mittelalterliche Art der Wahl jetzt und künftig.“ Es kommt mir alles noch unwirklich vor, was vor einer Stunde geschehen war.

Der Rektor hatte den Sitzungsraum betreten: die Hausmeister versuchten sofort, die Türen vor den nachdrängenden Studenten zu schließen: erfolglos: einer von uns hatte bereits sein Bein dazwischen. Trotz aller Gegenwehr wird die Tür geöffnet, als wir draußen Stehenden plötzlich in den Raum hineingedrängt werden: Mediziner Flossenstein - zu spät gekommen - bahnt sich mit Boxhieben und Clinchgriffen seinen Weg. Einen zögernden Kommilitonen zieht Bollinger - Dekan der Juristischen Fakultät - an den Haaren in den Sitzungsraum hinein: die Frontlinie ist nicht mehr zu erkennen: die Kommilitonin Irmgard steckt zur Begrüßung zwei Hausmeisterohrfeigen ein, Flossenstein schlägt dem Genossen Gerhard zweimal mit der Faust ins Gesicht. Den Genossen Ulf betitelt er: „Sie wildes Schwein“, schreit lauthals nach der Polizei. Dann bindet er seine Krawatte ab: kampffähiger zu sein. Als Gerhard sich empört beschwert: „Flossenstein hat mich geschlagen“, antwortet Flossenstein: „Kommen Sie her, Sie kriegen noch eine.“

Ich habe mich nicht beschwert. Als Flossenstein mir mit einem Boxhieb ins Gesicht schlägt, habe ich einfach zurück geschlagen.

„Nein, mir ist nicht schlecht. Mir sitzt nur noch die Verwunderung in den Gliedern, dass ich Flossenstein eins aufs Maul gehauen habe. Der ist immerhin Lehrstuhlinhaber - vom Alter her könnte das mein Vater sein.“

Was sollte es, einen alten Mann zu schlagen, wenn er selber ein Schläger war? Schlagen die Väter eigentlich immer, wenn ihnen die Argumente ausgingen? Nun gut, wenn sie die Argumentation auf dieser Ebene austragen wollen – da sind wir stärker.

Vielleicht sollte ich meinen Vater auch schlagen: seine Mauer des anekdotischen Schweigens nieder prügeln?

„Man sollte Flossenstein anzeigen. Wegen vorsätzlicher Körperverletzung!“

„Seit wann laufen wir mit Gesetzestexten unter dem Arm herum? Was erwartest du von einem Rechtssystem, dass die Herrschenden geschrieben haben, um ihre Privilegien, ihren Besitz, ihre Macht zu verteidigen? Die Justiz ist in ihrer Entstehung schon politische Justiz. Die Politik macht die Gesetze, die dann plötzlich wunderbar wertfrei sind: im Namen des Volkes. Und diese Gesetze willst du gegen Flossenstein anrufen! Oh, heiliger Bimbam!“

Ich habe nicht zugehört und korrigiere mich: „Eigentlich habe ich nicht schlagen wollen, das war einfach ein Reflex. Wenn mich jemand schlägt, schlage ich zurück.“

„Ist auch dein gutes Recht!“

„Egal, wir werden noch eine Erklärung tippen müssen. Der Rektor wird morgen bestimmt seine Sichtweise verkündigen.“

Die Arbeit am Flugblatt beginnt:

„... Ein Go-in ist keine Gewalt. Ein Go-in ist der ausdrückliche Ausdruck der faktischen Machtlosigkeit der Studenten in der Universität. Ihr Recht auf Mitbestimmung in der Universität steht in jedem Fall höher als das Recht, Versammlungen, die die Abhängigkeit der Studenten demonstrieren, geheim und ungestört abzuhalten. Die Bezeichnung eines Go-ins als Rechtsbruch ist selbst formaljuristisch umstritten ...“

Wie vorausgesehen erscheint tatsächlich am nächsten Tag ein zweites Flugblatt:

„Der Rektor zur verhinderten Rektorwahl:

... Das noch gültige Wahlverfahren lässt nur Wahlberechtigte zu; es werden keine Namen von Kandidaten genannt; es werden lediglich Stimmzettel verteilt und eingesammelt, anschließend wird das Resultat verkündigt. Für die Öffentlichkeit wäre das ohnehin völlig uninteressant. Wenn Öffentlichkeit dieser Wahl verlangt wurde, so nur, um den Wahlvorgang

zu stören. Ich verurteile das zu Tage getretene rechtswidrige Verhalten von Studenten aufs schärfste. Das ist Missbrauch demokratischer Freiheiten...

Ich grübele darüber nach, ob der Rektor sich darüber im klaren war, was er dort schrieb?

„Verkündigt“, „Verurteile“ ... Fühlte er sich als Gott, Ankläger und Richter in einer Person?

Der brave Professor der Altphilologie, dem man ein Amt als „Magnifizenz“ gab und der sich nun wie ein „Pontifex“ aufspielte?

Ich lese den Text noch einmal und schüttele den Kopf.

Die Wahlordnung des Akademischen Senats ist doch nichts anderes als die Beschreibung des Heiligen Konklave bei der Papstwahl. Die Professoren des Senats die Kardinäle, allein wahlberechtigt, den Oberpriester zu küren. Und dem Volk, das waren die Studenten, wurde dann verkündigt, was der Heilige Geist den exklusiven Wahlberechtigten eingeblasen hatte. Das war natürlich sehr intim. Dabei durfte verständlicherweise niemand zuschauen.

Ich bekomme eine Ahnung davon, wie das Selbstverständnis dieser Ordinarien aussieht: Zu Höherem berufene Streiter zur Verteidigung des Glaubens an die wissenschaftliche Freiheit. *Freiheit, die sie meinten. Macht, die sie innehatten. Auch in der katholischen Kirche gibt es keine Mitbestimmung der Gläubigen. Auch der Faschismus kannte keine.*

Professor befiehl! Wir folgen dir!

So hätten sie es gerne. Ich fühle eine maßlose Wut in mir aufsteigen. *Der Widerstand musste entschlossener werden.*

Die studentische Beteiligung in den Gremien - als Minderheit, die ständig überstimmt wurde - ist doch nichts anderes als ‚demokratisches‘ Dekorationsblendwerk, das die wahren Machtverhältnisse verdeckt.

NACH DER WUCHT DER ARGUMENTE,
KOMMT DER KNÜPPEL DER POLENTE.

Die Sitzung der Grundordnungsversammlung geht im Pulverdampf von Knallkörpern unter. Die oppositionellen Studenten ziehen aus, da alle Anträge ihrer AGO - Arbeitsgemeinschaft Grundordnung, die mit dem geltenden Hochschulgesetz nicht zu vereinbaren seien, abgelehnt werden.

61.

Gideon der Dichter weiß, wo er mich nachts finden kann, wenn er mich nicht im Gartenhaus antraf: er ist in die Druckerei gekommen.

Interessiert nimmt er einen Probedruck des Flugblatts vom Tisch, das ich gerade drucke: „Endlich Polizeieinsatz bei Rektorwahl. Gestern Abend Galavorstellung im Zirkus Flossenstein!!!! Thema: Professorenclique wählt ihre Repräsentationsmarionette.

Für den Auftritt der Hauptakteure war bestens vorgesorgt:

1. Flossis Physiologisches Institut im Ausnahmezustand: seit 7 h in der Früh Alarmbereitschaft für Hausmeister, Assis und die Hiwis!
2. Vor Ankunft der Wahl-Stars: hermetische Abriegelung des gesamten Instituts – die Türen waren so sehr zu, dass die kleine radikale Minderheit der Studenten u n d die reaktionäre Mehrheit der Professoren im Regen ausgesperrt war.
3. Flossensteins altbewährte Fotomänner wie immer schussbereit für die Verbrecherjagd!
4. Schwäche der professoralen Legitimation durch schlagkräftigen Polizeieinsatz verstärkt (etwa eine Hundertschaft).
5. Weitere freundliche Helfer: a. Sonderkommando in moderner Ritterausrüstung mit Spezialhelmen nebst Gesichtsbildern und Nackenschutz, b. zivile Greiftruppe.

Fazit: Wer's jetzt nicht lernt

... die Forderung der Professoren nach Autonomie der Universität entlarvt sich als reines Lippenbekenntnis

... sie scheuen sich nicht zur Wahrung ihrer Interessen Polizei gegen Studenten einzusetzen.
Zerschlagt die Ordinarienuniversität!“

Nervös ist Gideon der Dichter zusammengezuckt, als er auf der nächtlichen Herrenstraße durch das Kellerfenster laute Schritte hört: „Ist das nicht strafbar?“

Ich zucke mit den Schultern. „Was der Rektor macht, ja. Das ist Gewalt gegen Personen. Unser Aufruf ist eine politische Stellungnahme. Wenn die uns schlagen lassen, dann kündigen wir hiermit an, dass wir zurückschlagen. Man kann die Ordinarienuniversität als Institution ja nicht ‚zerschlagen‘, man kann sie nur politisch bekämpfen. Der Rektor wird das sicher wieder als Nötigung und Beleidigung bezeichnen.“

„Und du hast das mit formuliert?“

„Steht doch ganz unten drunter: LSD, SDS, HSU, Basisgruppen aller Fakultäten ... Also ich auch.“

„Und wo sind die anderen?“

Ich gucke harmlos gegen die Decke: „Ach..., die sind noch unterwegs.“

Am nächsten Morgen steht die Proklamation an die Wände der Universität geschrieben. In großen Buchstaben, damit es jeder lesen konnte:

ZERSCHLAGT DIE ORDINARIENUNIVERSITÄT

Carsten Frerk: Blaue Blume Rot



Kurz vor der Besetzung des Freiburger Rektorats war ein Maler noch damit beschäftigt, die Aufschrift „Zerschlagt die Ordinarien“ von der Wand eines Gebäudes auf dem Universitätsgelände herunter zu waschen.
(Badische Zeitung vom 15. 1. 1969)

Das war tatsächlich ungehörig: so etwas in Tagen zu schreiben, in denen sich alle wahrhaft christlichen Menschen mit ‚Fröhliche Weihnachten‘ verabschieden.

Die Badische Zeitung druckt Bilder, auf denen ein Hausmeister die Wand reinigt und nur noch zu lesen ist: „Zerschlagt die Ordinarien“.

Die Studentengruppen sind allerdings nicht die einzigen, die mit dieser Art der Rektorwahl nicht einverstanden sind. Der Dekan der Philosophischen Fakultät, Professor Eggebrecht, hat sich, zusammen mit zwei weiteren Professoren, dem Wahlgang verweigert:

„Mein Fernbleiben bei der Rektorwahl am 19. Dezember 1968 bitte ich zu entschuldigen, sofern ich beim Betreten des Sitzungsraumes feststellen muss, dass zum Schutz der Durchführung dieser primär für die Wahl bestimmten Zusammenkunft die Polizei eingesetzt worden ist.

Ich versichere Sie, Magnifizenz, meines Vertrauens. Doch es gibt in der derzeitigen Lage Entscheidungen, die nur jeder für sich treffen kann, ohne dabei eine andere Entscheidung nicht respektieren zu wollen. Ich bin der Überzeugung, dass eine Rektorwahl, die allein von dem habilitierten Lehrkörper durchgeführt wird, heute in der Tat fragwürdig geworden ist, und dass, wo das Gesetz einen anderen Modus verwehrt, doch eine Zwischenlösung hätte gesucht und gefunden werden können. Ich glaube, dass – im Prinzip – ein unter Polizeischutz gewählter Rektor für die Universität eine Hypothek bedeutet, die ich persönlich nicht auf mich zu nehmen gewillt bin.“

Professor König legt Professor Eggebrecht nahe, sein Amt als Dekan niederzulegen, da er sich offensichtlich nicht mehr mit der Mehrheit der übrigen Professoren in Übereinstimmung befände.

Wenn ich daran denke, läuft es mir immer noch über den Rücken: ich war im Kino, 2Mark40, etwas Zeit zu vertrödeln:

ein ‚Django‘-Italo-Western von Sergio Leone: Django kämpft allein gegen das Böse. Den Sarg mit seinem Maschinengewehr hat er auf dem Friedhof in einer Bodensenke vergraben. Als er zum Schluss seinen Sarg ausgräbt, stellen sich rund um die Bodensenke alle Bösen mit gezogenem Revolver auf und der Ober-Böse fordert ihn auf, sein Grab zu Ende zu schaufeln. Django schaufelt, der Spaten stößt auf Holz, der Sarg kommt frei. Django wirft die Schaufel fort, bückt sich, reißt den Sargdeckel hoch: in diesem Augenblick springen die meisten Zuschauer im Kino auf und schreien: „Schieß, Django! Schieß!“ Das Knattern des Maschinengewehres durchdringt das ohrenbetäubende Geschrei der Zuschauer. Alle Bösen sind tot. Ich bin halbtot: vor Entsetzen.

62.

Das ganze Weihnachtsgedudel in den Straßen ist mir schon auf die Nerven gefallen, ich will es nicht auch noch in meiner Gartenecke ertragen müssen und habe mich im Gartenhaus verbarrikadiert: Weihnachten würde ich einfach nicht zur Kenntnis nehmen.

Ich bin weder konfirmiert, noch getauft – und dass ich in einer angeblichen oder tatsächlichen christlichen Kultur lebe, dafür kann ich nichts. Ich kümmere mich auch nicht um das jüdische Passahfest oder den islamischen Ramadan – was schert mich also Weihnachten?

MAMA, DU DARFST NICHT WEINEN,
AUCH WENN DEIN SOHN NICHT BEI DIR IST, ...

Ja, ja, die Psychologen hätten sicherlich wieder eine ihrer beliebigen Theorien aus dem großen Vorratsschrank geholt und das Spiel begonnen: ‚Sag mir, wer du bist und ich sage dir, welche Macke du hast!‘

Sie haben für alle Gelegenheiten so verblüffende, schlüssige Erklärungen. Auch wenn ihre Auffassungen sich widersprechen - eine ihrer Theorien passte immer.

Ich habe drei Kreuze gemacht, als Fritz Erik Hoevels die HSU verlassen und sich für die ‚revolutionären Genossen‘ des SDS entschieden hatte: Auch Wilhelm Reich sei schließlich in der Avantgarde seiner Zeit gewesen, der KPD.

Im Grunde ist es nur noch eine Formsache. Während der Arbeit in den Basisgruppen hat sich gezeigt, dass HSU und SDS, denen sich auch noch der ULSD zugesellt hat, in der Aktion und ihren konkreten, auf die Universität bezogenen Zielen weitestgehend übereinstimmen.

Auch wenn der Unterschied darin besteht, dass der SDS immer noch das Fähnlein der ‚Kritischen Universität‘ hochhält - mit den ‚Kritischen Kursen‘, was im Kern eine Gegenuniversität außerhalb der vorhandenen Strukturen bedeutet - und die HSU das Basisgruppenmodell innerhalb der vorhandenen Universität entwickelt hat: der Gedanke der Selbstorganisation ist das grundlegend Übereinstimmende.

Bei den Studentenratswahlen sind Listenverbindungen vorteilhaft, da ausschlaggebend ist, wie viele Stimmen die Gruppe oder Liste auf sich vereinigt. RCDS und Korporationen haben mit ihrer Wahltaktik der Liste ‚Demokratische Mitte‘ immer mehr Mandate erhalten, als einzeln.

Auch wenn es bei der ‚Demokratischen Mitte‘ ein klarer Etikettenschwindel ist, ‚Rechts-Rechtsaußen‘ wäre ehrlicher gewesen, wahltaktisch ist es klug.

Der Studentenrat wird zum ersten Mal vollständig neu gewählt und die Amtszeit auf zwei Semester verlängert.

Was ist also nahe liegender als eine Listenverbindung der basis-orientierten Hochschulgruppen.

Mein Gartenhaus ist als Treffpunkt abgelehnt worden. Seitdem ich mich intensiver mit Marxismus auseinandergesetzt und auch die Geschichte der KPdSU(B) gelesen habe, hängt bei mir ein großes Plakat an der Wand, das Lenin auf der revolutionären Rednertribüne in Petrograd zeigt. Allerdings trägt er aufgrund meiner Erkenntnis eine Blindenbinde am Arm.

Jeder Versuch meiner Erklärung, dass Lenin sich geirrt hätte, als er meinte, man könne in Russland mit Hilfe der deutschen Arbeiterbewegung das Marx'sche Phasenmodell gesellschaftlicher Entwicklung überspringen, wurde barsch durch die

*Aufforderung der Genossen beendet, das Plakat abzunehmen.
Es hängt immer noch dort.*

Die kleine Wohnung von Eberhard und Beate ist mit den zusätzlich anwesenden sechs Vertretern der drei Hochschulgruppen proppevoll.

„Holt noch mal jemand ‘ne Kanne Bier?“

Eberhard nickt und nimmt die Zwei-Liter-Milchkanne am Henkel. Auf der gegenüberliegenden Seite der Straße schenkt die Feierling-Brauerei nur gezapftes Bier aus und so hat sich die Milchkanne als geeignetstes Transportgefäß herausgestellt, wenn man das Bier nicht direkt dort im Biergarten trinken will oder kann.

Manuel blickt sich in der Runde um: „Ich fasse zusammen. Der ULSD wird sich nicht an den Studentenratswahlen beteiligen. SDS und HSU werden eine Listenverbindung eingehen, wobei der SDS zwanzig Kandidaten aufstellen wird, die HSU voraussichtlich neun Kandidaten.“

„Meint ihr nicht, dass eure zwanzig Kandidaten völlig unrealistisch sind?“

„Wenn es darum geht, möglichst viele Stimmen für die Liste zu bekommen, dann ist es nur sinnvoll, möglichst viele Kandidaten aufzustellen.“

Klaas setzt nach: „Außerdem wird dadurch deutlich, dass wir die führende revolutionäre Kraft sind!“

Ich grinse: „Quantitativ oder qualitativ?“

Fühle mich bei Äußerungen von Klaas manchmal an ein Titelblatt des ‚Simplicissimus‘ von etwa 1912 erinnert, auf dem ein deutscher Lehrer mit Weste unter einem Baum liegt, auf seine Uhr blickt und murmelt: „Nun muss sie bald kommen, die Revolution ...“

Sofort schaltet sich Beate ein: „Wir waren uns einig, dass wir die Unterschiede nicht vertiefen wollten. Deshalb formulieren wir ja auch keine gemeinsame inhaltliche Begründung, sondern jede Gruppe für sich selbst.“

Alle lehnen sich wieder entspannt zurück.

Die Genossen des SDS ahnen noch nicht, dass bei Listenverbindungen die Reihenfolge der Gruppe ausgelost wird. Sie schäumen vor Wut, als das Los die HSU als Listenführer bestimmt und die neun Kandidaten der HSU die ersten Plätze der Liste belegen. Klaas und Manuel sind Nummer 10 und 11. Dafür kommt in dem Text des SDS allerdings gleich mehrmals das Wort „Revolution“ vor.

64.

Die Weihnachtspause hat offensichtlich früher begonnen als angenommen: die Diskussionen über die Rektorwahl unter Polizeischutz sind aber noch lange nicht beendet.

Der Gärungsprozess während der Feiertage wird schlagartig beschleunigt, als an der Universität Heidelberg die Auseinandersetzung zwischen Rektorin und AStA durch einen Polizeieinsatz beendet werden soll:

„Freitag morgen um 6 Uhr fuhren vier Mannschaftswagen mit ca. 100 Polizisten vor den AStA, schlugen mit Äxten die verriegelte Eingangstür ein, stürmten in Kampfausrüstung mit Schäferhunden die Treppen hoch, durchbrachen eine Holzwand zu den AStA-Räumen ...“

Sieben Kommilitonen werden verhaftet. Zwei von ihnen müssen aufgrund ihrer Verletzungen auf die Krankenstation des Untersuchungsgefängnisses gebracht werden, in dem schon seit Dezember fünf weitere Kommilitonen inhaftiert sitzen. Hier soll ein Exempel statuiert werden.

Der Freiburger Rektor hat nach seiner geheimen Wiederwahl erklärt, dass er „aufgrund der zutage getretenen Unbelehrbarkeit der störenden Gruppen im neuen Jahr entschlossen ist, Sitzungen und Veranstaltungen, die im Gesamtinteresse durchgeführt werden müssen, auch durchzuführen und die Durchführung durch geeigneten Polizeieinsatz abzusichern.“

„Gesamtinteresse“? Aus welchem Jahrhundert stammt dieser Rektor eigentlich? Immer wieder haben Staatsrechtler, zuletzt

Gerhard Leibholz, Bundesverfassungsrichter, betont, dass die wilhelminische Auffassung eines treu sorgenden Obrigkeitsstaates eine schlichte Lüge sei. Sie wird auch nicht glaubwürdiger, wenn sie von einer ‚Magnifizenz‘ wiederholt wird. Was ist das für eine Universität, wenn schon ein Drittsemester besser Bescheid weiß, als ein Ordinarius, der allerdings im Besitz einer institutionellen Macht ist?

65.

An den Universitäten Heidelberg, Tübingen, West-Berlin, Marburg, Erlangen wird der Lehrbetrieb teilweise blockiert. Freiburg steht nicht zurück:

„Warum das Rektorat besetzt werden soll ...

Solidarität mit den Heidelberger Kommilitonen in ihrem Kampf gegen die Einheitsfront von Ordinarien-Uni, Justiz, Polizei. (Heidelberg ist auch hier). Was zu tun sei, wird heute diskutiert in einem Teach-In, Audimax, 14 Uhr. SDS HSU ULSD Freiburg.“

Seit Mittag sitzt die Vorbereitungsgruppe für das geplante Teach-in bereits im Raum 104 der Alten Uni und diskutiert. Mitreden kann jeder, der will.

Die Jura-Studenten sind sich immer noch nicht über die rechtliche Bewertung einig.

Die Arbeit an einer Resolution, die im Audimax vorgelegt werden soll, kommt plötzlich ins Stocken: „Bruno hat heute morgen bereits die Türen des Rektorats verschlossen und ist seitdem verschwunden.“

„Wie?“

„Er hat mit der Bereitschaftspolizei in Göppingen telefoniert und Hilfe angefordert: ‚Die Studenten wollen heute nachmittag mein Rektorat besetzen!‘ Doch die haben ihm gesagt, dass sie nicht kommen könnten, weil ihre ganze Truppe bereits in Heidelberg und Tübingen zugange sei. Auf Brunos Frage, was er denn nun tun solle, hat man ihm gesagt: ‚Zuschließen!‘

Nach Hause gehen!'. Und das hat er als braver deutscher Beamter dann auch getan.“

Allgemeines Gelächter: „Das ist unehrlich! Wer ein ganzer Kerl ist, der steht gerade für das, was er tut ...'. Erkennt ihr euch noch, wie er uns das vorgehalten hat! Und er verpisst sich einfach!“

„Es ist einfach Scheiße, wenn man solche Aktionen vorher per Flugblatt ankündigt; dann können wir es in Zukunft gleich der Bereitschaftspolizei zuschicken.“

„Seid ihr euch sicher, dass das nicht ein neuer Trick aus Brunos Polizeikiste ist? Falls es so ist, dürfen wir keine Zeit verlieren und müssen das Rektorat sofort besetzen, bevor die Polizei da ist.“

„Wie willst du das denn vermitteln? In einer halben Stunde beginnt das Teach-in, auf der diese Frage diskutiert und entschieden werden soll und du willst jetzt vorpreschen ...“

„Der Genosse Lenin hat auch nicht zur Diskussion gestellt, ob man das Winterpalais stürmen soll oder nicht.“

„Erstens sind wir nicht in Petrograd, zweitens haben wir nicht 1918, und drittens bist du, soviel ich weiß, nicht Lenin!“

„Nee, Lenin hatte eine Glatze ...“

„Hört doch endlich mal auf mit dem Scheiß! Wir haben eindeutig angekündigt, dass das Rektorat besetzt wird. Und da nicht auszuschließen ist, dass die Bereitschaftspolizei bereits unterwegs ist, sollten wir es jetzt auch tun.“

„Wozu haben wir denn die Brechstangen mitgebracht? Um uns damit die Fingernägel sauber zu machen?“

Das aufgeregte, abwehrende Winken des wachhabenden Hausmeisters hinter den Scheiben der Eingangstür zum Rektorat zeigt genauso wenig Wirkung wie die Schließfestigkeit des Türschlosses.

Ein Bote wird ins Audimax geschickt, den dort Versammelten die vorweggenommene Realisierung des angekündigten Beschlusses mitzuteilen, während die Besetzer sich unter Beru-

fung auf das Eigentumsrecht der Gesamtuniversität am Rektorat dort erst einmal orientieren.

„Weiß jemand, wo sich Brunos Zimmer befindet?“

Ein junger Regierungsrat, der sein Hinausschieben durch Festklammern am Türrahmen tapfer verhindert, will keine Auskunft geben. Der Hausmeister mag auch keine Schlüssel herausgeben: also muss per Brechstange nachgeschaut werden.

Inzwischen sind die Studenten aus dem Audimax im Treppenhaus angekommen und ich versuche mit anderen, die vorgezogene Aktion zu begründen.

Es wird laut.

In einer Verschnaufpause gehe ich ins Rektorat und traue meinen Augen nicht. Auf der einer Wand prangt eine riesige Faust, auf einer anderen steht in riesigen Lettern ‚Scheiße‘.

Im Zimmer des Rektors räkeln sich zwei Genossen in den Sesseln und rauchen dicke Zigarren, vermutlich Brunos Besucherzigarren, während ein dritter sich gerade im Goldenen Buch verewigt.

„Seid ihr denn total bescheuert?“

Manuel hat dem schreibenden Genossen das Goldene Buch der Universität weg gezogen und blättert durch die Seiten: es haben sich auch schon andere Besetzer als Besucher eingetragen: „Und da sind jetzt von euch Idioten die Fingerabdrücke drin! Na, klasse!“

Im Treppenhaus appelliert Professor Schramm, Ordinarius für Neuere Geschichte, derartige Aktionen zu unterlassen, um die Professoren in ihrer Gesamtheit nicht ‚nach rechts‘ zu drängen und die aufrichtig reformwilligen Professoren nicht der Isolierung innerhalb des Kollegenkreises preiszugeben.

Nach kurzer Diskussion setzten sich alle, bis auf eine Restbesatzung, ins Audimax in Bewegung.

Die Studenten im Audimax sehen ihre Mitbestimmungsrechte als Basis ernsthafter verletzt, als bisher angenommen: das ist ein gutes Zeichen.

So einhellig das Vorgehen der Polizei und die Verhaftungen in Heidelberg auf das schärfste missbilligt wird, so eindeutig wird das voluntaristische Vorgehen der Rektoratsbesetzer abgelehnt.

Warnsignal für beide Seiten: wir Basisgruppen haben unseren eigenen Anspruch unterlaufen und die sofortige Quittung der Basis bekommen - aber der Rektor durfte sich seines ‚Allerheiligsten‘ nicht mehr sicher sein.

Nach der Abstimmung tagen die Basisgruppen noch im Rektorat, um über die zukünftige Studienorganisation zu beraten, während die Juristen noch immer über die Legalität derartiger Aktionen diskutieren.

Das Goldene Buch der Universität wird schließlich, aus Sicherheitsgründen, vorsichtshalber mitgenommen.

Der Rektor kündigt an, er werde die Verantwortlichen ‚zur Rechenschaft‘ ziehen.

Die ‚Badische Zeitung‘, die nach ihren verständnisvollen Kommentaren zu den Fahrpreisdemonstrationen zurückgepfiffen worden war und sich danach tunlichst aus universitären Stellungnahmen heraus gehalten hat, beschreibt genüsslich die Aktivitäten der Chaoten.

Folgt alles dem Gesetz des Zirkus? Die Clowns, die lauten Krawallmacher, erzielen die höchste Aufmerksamkeit, während die hart erarbeiteten artistischen Nummern der Jongleure eher beiläufig zur Kenntnis genommen wurden?

66.

Die Polizei war verhindert, also muss jetzt die Justiz vor den ordinariellen Karren gespannt werden.

Der Rektor reagiert mit zehn Strafanzeigen wegen Schweren Landfriedensbruchs und stellt den angezeigten Studenten, für eine Rücknahme der Anzeigen, ein Ultimatum von drei Punkten: Erstens: persönliche Entschuldigung, zweitens: Bereit-

schaft, für den Schaden aufzukommen, drittens: eine schriftliche Erklärung, in Zukunft auf Gewalt zu verzichten.

Frage mich, ob ich beleidigt sein sollte, dass ich keine Strafanzeige bekommen habe. Strafanzeigen sind durchaus so etwas wie Auszeichnungen, institutionelle Anerkennungen für die Aktivisten. Soll ich zum Rektor gehen, gestehen, bitten: ich möchte auch gern eine?

Wieder einmal sind die Genossen des SDS als Rädelsführer anerkannt worden: der Genosse Ulf erhält ein Schreiben vom Geschäftsführer des Studentenwerks:

„Das Akad. Rektorat unterrichtete uns, dass Sie am Einbruch in die Räume des Rektorats am 14.1.1969 mitgewirkt haben und dass gegen Sie Strafantrag gestellt ist.

Wir kündigen daher mit sofortiger Wirkung das Arbeitsverhältnis mit Ihnen als Mitarbeiter im Spüldienst der Mensa.

Den Ihnen noch zustehenden Lohn für 27,75 Stunden à DM 3,75 = DM 104,06 ./. 25% Pauschalsteuer, da die Lohnsteuerkarte 1969 bisher nicht vorgelegt wurde, = DM 78,04 überweisen wir Ihnen per Postanweisung.

Hochachtungsvoll ...“

Selten besteht eine derartige Einigkeit: die Vollversammlung beschließt einen Mensa-Boycott:

„DAS STUDENTENWERK DEN STUDENTEN!

Am 14.1. wurde um 14 Uhr in das Rektorat „eingebrochen“ (Zitat). Nachweislich (Zeugen, Stempeluhr) spülte Ulf D. zu dieser Zeit bis 15.02 Uhr in der Mensa Teller!

Forderung 1: Wir fordern die sofortige Wiedereinstellung!!

Forderung 2: Die Kapazität der Mensa muss vergrößert werden!

Forderung 3: Der Studentenwerksvorstand muss mehrheitlich von Studenten gebildet sein!

Forderung 4: Die Bewilligung von Honnef-Förderungs-mitteln muss von staatlicher Einflussnahme frei sein!

STATT ERBSENSUPPE – student power!

SDS HSU ULSD Basisgruppen.“

Der Genosse Ulf wird wieder eingestellt.
Die Diskussionen verebben.
Dann: ein Flugblatt, akkurat und korrekt:
„Der Rektor gibt folgenden Briefwechsel bekannt:
1. An den Rektor der Universität Freiburg
Herrn Prof. Dr. Bruno Boesch

Magnifizenz,
das gewaltsame Aufbrechen des Rektorats, am Dienstag, den
14.1., in das ich verwickelt war, bedaure ich aufrichtig. Ich
erkläre mich bereit, dafür zu sorgen, dass der Universität vol-
ler Ersatz für den entstandenen Schaden geleistet wird. Ich
verpflichte mich, künftig bei der Verfolgung meiner politi-
schen Ziele im Rahmen der Universität auf die Anwendung
von Gewalt zu verzichten. Ich möchte Sie herzlich bitten, den
von Ihnen gegen mich gestellten Strafantrag zurückzuziehen.
Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr sehr ergebener,
gez. Fritz Erik Hoevels

2. Herrn Fritz Erik Hoevels 78 Freiburg i.Br.
Schwarzwaldstraße 2 c/o Fricke

Sehr geehrter Herr Hoevels,
aufgrund Ihres Schreibens sehe ich keine Veranlassung mehr,
den gegen Sie gestellten Strafantrag aufrechtzuerhalten.
Zugleich werde ich versuchen, bei der Staatsanwaltschaft
darauf hinzuwirken, dass auch von Amts wegen gegen Sie
keine Strafverfolgung durchgeführt wird.
Das Verfahren gegen die übrigen an der Aktion Beteiligten,
gegen die Strafantrag gestellt wurde, bleibt davon unberührt,
solange von ihnen keine entsprechenden Erklärungen abgege-
ben werden.
Mit vorzüglicher Hochachtung,
gez. Boesch

Fritz Erik wird trotzdem angeklagt. Schwerer Landfriedensbruch ist ein ‚Offizialdelikt‘, das nicht nach Brunos Belieben angezeigt oder zurückgenommen werden kann.

Die endgültigen Anklagen lauten auf Schweren Hausfriedensbruch, Landfriedensbruch, Beleidigung, Nötigung und Sachbeschädigung. Mindeststrafe: sechs Monate Gefängnis.

Die Flugblätter zur Rektoratsbesetzung und zum Flugblatt des Rektors stapeln sich: sogar die forstliche Fachschaft und die Korporierten verteilen Stellungnahmen: dagegen: was sonst?

Eine Vollversammlung aller Studenten empfiehlt dem Studentenrat eine Urabstimmung zum Hochschulgesamtplan. Es sollte sich doch klären lassen, ob der Rektor mit seinen Einschüchterungsversuchen nur gegen eine Minderheit antritt oder die Mehrheit der Studenten sich davon betroffen fühlt.

Fritz Erik Hoevels wird vorgeworfen, er habe sich korrumpieren lassen: er, der vorher einer der lautstärksten Verfechter der Gewaltanwendung gewesen sei. Konsequenz: Ausschluss aus dem SDS: „... Jeder, der bei uns in der Verfolgung einer oppositionellen, auf Veränderung der Gesellschaft gerichteten Politik gewisse geltende ‚Spielregeln‘ durchbricht, muss mit Gefängnis, Beeinträchtigung der wissenschaftlichen Karriere, persönlicher Diffamierung oder ähnlichem rechnen. D.h.: er befindet sich in einer permanenten Drucksituation. Der Bogen dieses Drucks spannt sich etwa vom Ausgelacht- bis Verteufelt-Werden. Die zunehmende Unterdrückung erzeugt ihre Gegenwehr. Es ist die Gegenwehr potentieller Opfer dieser Unterdrückung. Der Rektor, der sich diese Situation zunutze macht, und derjenige, der den Druck nicht mehr aushält, damit politisch (nach außen) und moralisch (vor sich selbst) vernichtet, ist ein Werkzeug der Herrschenden: Ein Schuft.“

Fritz Erik Hoevels ist stolz: er ist der moderne Wilhelm Reich. Auch eine revolutionäre psychologische Möglichkeit, den anderen die Schuld zu geben.

67.

Der Dekan der Philosophischen Fakultät Prof. Dr. Eggebrecht verzichtet auf sein offizielles Mitwirken in dieser Universität und tritt, für die Studenten überraschend, von seinen Ämtern zurück: „Ich sehe mich zu diesem Schritt veranlasst, durch eine in der letzten Zeit, vornehmlich nach der Rektorwahl vom 19. Dezember, immer mehr an Offensichtlichkeit und Schärfe gewinnende Bekundung der Ablehnung meiner hochschulpolitischen Konzeption, wobei nun das Stadium einzelner Angriffe überschritten wurde und eine mehrheitliche Ablehnung seitens der Lehrstuhlinhaber offenkundig ist ...“

König und Konsorten sehen nicht nur die ‚linken‘ Studenten als Gegner, nein, auch ihre liberalen Kollegen werden kalt gestellt

68.

Das Studium des Goldenen Buches der Universität bringt Bemerkenswertes zutage.

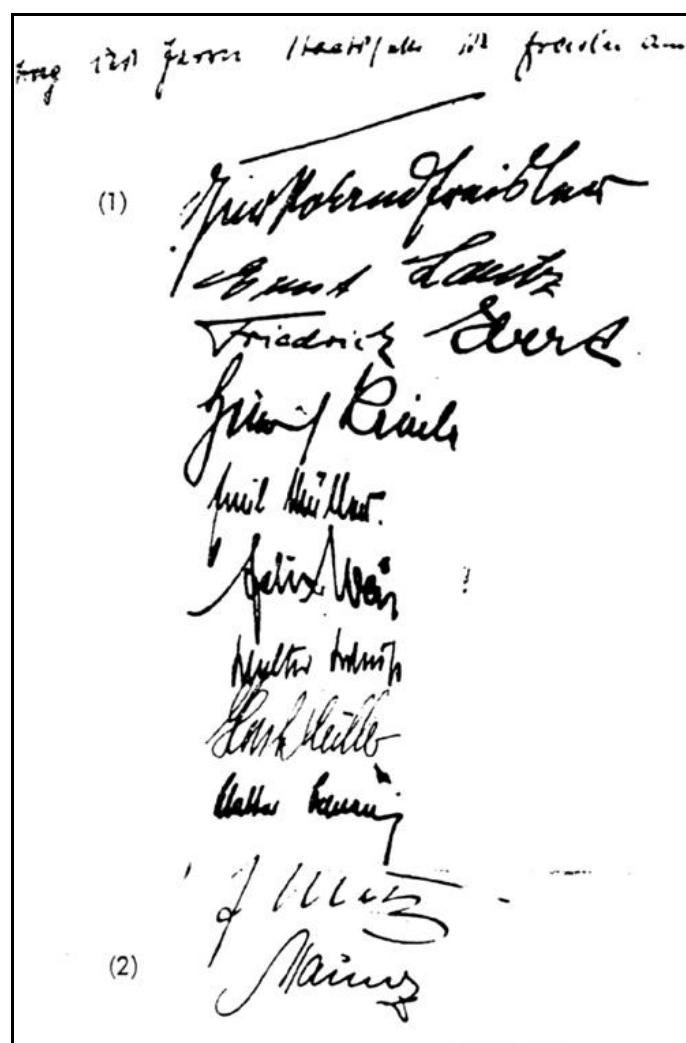
Zwischen den Eintragungen aus der Zeit des Nationalsozialismus und denen der Bundesrepublik Deutschland sind einfach ein paar Seiten leer. *Weiß: unschuldig: unbeschriebene Blätter. Raum für Phantasie.*

Zwei Eintragungen lösen erst Bestürzung und Erstaunen, dann Hohngelächter, schließlich ein Flugblatt aus:

„Das Goldene Buch der Universität Freiburg, Ein Dokument der Colloboration der deutschen Universität mit dem imperialistischen Staat, der nach Langemarck führt, mit dem faschistischen Staat, der nach Stalingrad führt, mit dem neoimperialistischen Staat, der nach ...“

Das weitere sollten die Kommilitonen sich schon denken können, dürfen, müssen.

Meine Druckereitechnik machte ein Faksimile-Druck der Seiten möglich: „Festakt aus Anlass der Verleihung der Wür-



Aus dem Goldenen Buch der Universität Freiburg:
(1) Roland Freisler (2) Maunz

de eines Ehrensensors an Herrn Reichsminister Dr. jur. Wilhelm Frick. Freiburg im Breisgau, 7. März 1940.“

Frick - nationalsozialistischer Innenminister, Generalbevollmächtigter der Reichsverwaltung, der Justiz und Verwaltung gleichgeschaltet hatte - war also Ehrensensor der Universität: das erklärte zumindest, welcher Geist im Akademischen Senat immer noch vorhanden war.

Und: „Vortrag des Herrn Staatssekretärs Dr. Freisler am 17.2.1938“.

Die Autogramm-Liste der geehrten Gäste wird von Freisler, dem späteren berüchtigten Präsidenten des Volksgerichtshofes angeführt und von Maunz beendet.

Maunz! Professor für Staatsrecht und führender Interpret des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland!

69.

Die Wahlbeteiligung ist hoch: 53 %, und die 30 Sitze des Studentenrates verteilten sich 10 ‚Rechts‘, 10 ‚Mitte‘, 10 ‚Links‘. Sofern man den SHB zur ‚Mitte‘ rechnete, war die Verteilung 10:14:6. Die ‚Mitte‘ ist zusammengeschrumpft, die Flügel haben sich verstärkt.

Gleichzeitig haben in einer Urabstimmung mehr als die Hälfte der Abstimmenden den Auszug der Studenten aus der Grundordnungsversammlung gebilligt und 80 % unterstützen die Grundsätze: Drittelparität, Einrichtung von Institutsräten, grundsätzliche Öffentlichkeit aller Gremien, Gleichberechtigung aller Hochschullehrer und Abschaffung des Lehrstuhlprinzips. 60 % unterstützen einen Streik der Universität gegen den Hochschulgesamtplan.

Zu meiner eigenen Überraschung bin ich Mitglied des Studentenrates geworden.

Wir hatten proklamiert, „der Studentenrat/AStA muss andere, den Intentionen der Studenten angemessene Funktionen erhalten“, was bedeutete, ihn aus der Abhängigkeit von der Zu-

stimmung des Rektors zu befreien, und formal konsequent darauf abzielte, den Studentenrat/AStA in seiner jetzigen Form abzuschaffen. Das Hochschulmodell der HSU, in monatlangen Diskussionen entwickelt, beruhte darauf, dass die „Selbstorganisation der Studenten in Basisgruppen das einzige Mittel ist, staatlichen Eingriffen in die Universität entgegenzuwirken“.

*Tapfer war ich im Audimax, auf Vollversammlungen und in kleineren Wahlveranstaltungen in die ungewohnten öffentlichen Auftritte hinein gewachsen, hatte gelernt, dass meine zitternden Knie sich nach zwei, drei Minuten beruhigten, hatte gelernt, zu stehen, hatte gelernt, wie ein vollbesetzter Hörsaal aus der Sicht des Dozenten aussieht und dass ein einzelner Redner durchaus das Gefühl haben konnte, er sei der Domp-
teur, der die schwankende Masse Zuhörer in die von ihm gewünschte Richtung bringen konnte: Wenn man gut war, konnte man eine Vollversammlung innerhalb von zehn Minuten dazu bringen, zwei gegensätzliche, sich vollkommen ausschließende Resolutionen anzunehmen. Es kam offensichtlich nicht darauf an, was man vertrat, sondern wie man es vertrat. Welch mentale Kränkung, wenn es einem nicht gelang, diese Masse in seinem Sinne zu beeinflussen.*

70.

Entweder ist der Wahlgang für die meisten Studenten so anstrengend gewesen, dass sie sich nun erst einmal ausruhen mussten oder sie sind der Diskussionen müde: der Streik gegen den Hochschulgesamtplan ist ein mächtiger Schlag: ins flache Wasser.

„Aktiver“ Streik ist im Februar in Städten mit schneebedeckten Bergen in der nächsten Umgebung anders zu verstehen, als in den nördlicheren Großstädten, wo es in dieser Jahreszeit einfach nur kalt und ungemütlich ist: ein warmer Hörsaal reduzierte zumindest schon einmal die eigenen Heizkosten.

Es ist eine seltsame Ruhe eingekehrt. Während in Heidelberg und an der TU-Berlin die Rektorate von der Polizei besetzt werden, in Hamburg das besetzte Institut für Psychologie mit Polizeigewalt geräumt wird, haben die Mehrheit der 11.000 Studenten in Freiburg zumindest auf den Abstimmungszetteln ihre Sympathie für die linken Aktivisten dokumentiert. Eine Woche vor Semesterende ist zudem jeder freie Tag eine gute Gelegenheit, an seinen Hausarbeiten zu sitzen.

Kenne niemanden, der seine Hausarbeiten frühzeitig abgibt: alle werkeln bis zum letzten Termin daran herum, als ob sie sich sagen wollten: ich habe das möglichste getan: mehr Zeit war nicht: besser ging es nicht.

Ein Streik zum Semesterende in Freiburg, bei guten Schnee-verhältnissen, ist so sinnvoll wie ein Sommerschlussverkauf vor Weihnachten.

Andererseits ist es mir recht. Die Redaktionsarbeit als Herausgeber für die Querhefte und die Diskussionen mit Gideon dem Dichter, der als Chefredakteur fungierte, verbrauchen mehr Zeit als angenommen. Die bunte Mischung, die wir wollen, erfordert mehr Zeit und Sucharbeit, als wenn wir fachidiotisch im überschaubar, geordneten Garten der Zitierkartelle unserer wissenschaftlichen Zunft geblieben wären.

71.

Ich bin nach Hamburg und zurück gefahren. Gideon hat mir seinen VW geliehen. Auf dem Ordnungsamt in Freiburg hatte man mir erklärt, dass ein Wirtschaftsbetrieb nur am Hauptwohnsitz des Antragstellers anzumelden sei. Nach Zahlung von DM 11,- Gebühren bin ich nun, immer noch Student, zusätzlich selbständiger Gewerbetreibender geworden.

Schon seit geraumer Zeit sitze ich am Schreibtisch und starre aus dem Fenster zum Gartentor. Ich überfliege noch einmal, was ich aufgeschrieben habe.

Susanne hatte sich vorgestern überraschend angemeldet. Als ich in Hamburg war, haben wir uns noch über unsere gewisse Verliebtheit amüsiert. Ihr Brief: sie wäre mit ein paar Freundinnen im Hochschwarzwald und würde mich besuchen kommen, drei Tage bleiben, bei mir übernachten wollen - der Brief kam morgens, sie mittags. Ich hatte ‚Klar Schiff‘ gemacht: das Bett mit dem Wolken-Sonnen-Bezug vorbereitet. Wir gingen durch die Stadt: ich zeigte ihr die Sehenswürdigkeiten, wollten Tanzen gehen - ging nicht: Polizeistunde 22.00 Uhr - haben geredet, gelacht, uns in den Arm genommen – doch: je später es wurde, umso befangener und spröder wurde sie. Es war wie ein Wiederaufleben der vergangenen Schülerzeit: das gleiche Wollen, Berühren, die gleichen Schranken. Nun wollten wir es, konnten es endlich: lagen nackt, stumm nebeneinander im Bett. Diese unmissverständliche Nähe hatte eine Distanz, die irrwitzig war. Bei jeder Berührung, jedem Streicheln verkroch sie sich noch mehr in sich. Irgendwann bin ich dann eingeschlafen. Als ich aufwachte, hatte Susanne sich angezogen, war freundlich und nett und dennoch hatte sich eine Mauer zwischen uns gestellt. Sie ging mittags, ich brachte sie zum Autobus: wir waren beide traurig, gleichzeitig froh, dass es vorbei war.

Verkrieche mich, lese den ganzen Nachmittag nochmal ‚Erkenntnis und Interesse‘. Am frühen Abend öffnet eine Frau das Gartentor: stellt sich als Helga vor, Freundin von Susanne, die ihr erzählt habe, dass sie bei mir übernachten würde. Ich konnte das klären, dass Susanne nicht mehr da sei, sie fragte nach einem Tee, warum nicht, und als ich aus der Küche komme, liegt sie nackt in meinem Bett. Es war völlig irrsinnig: als wollte ich nachholen, was mit Susanne nicht möglich gewesen war. Trotz allen Wollens blieb es körperliche Mühe: ich bekam keine Erektion. Helga war offensichtlich nicht unerfahren, doch es half nichts. Ihre Berührungen blieben äußerlich, erreichten mich nicht. Obwohl ich sie mit Händen und Mund befriedigen konnte und Helga mich animierte, es brachte

nichts - schließlich drehte sie sich Schulter zuckend zum Einschlafen auf die Seite. Die zweite Nacht mit Schlafstörungen.

72.

Die Meinung der Ordinarien, in den Semesterferien würde es niemand bemerken, stellt sich als Irrtum heraus. Eine öffentliche Sitzung der Grundordnungsversammlung, als zweite Lesung der Grundordnung, wird nach studentischen Missfallensäußerungen abgebrochen.

In nicht-öffentlicher Sitzung, unter Polizeischutz, wird nach einer zweiten und dritten Lesung die Grundordnung mit 22 gegen 6 Stimmen verabschiedet. Die 22 Stimmen sind Ordinarien und verbliebene Mittelbauern, die 6 dagegen sind die Stimmen der Medizin-Ordinarien, denen sogar diese konservative Grundordnung zu weit geht.

Die studentische Ablehnung dieser „Notstandsgrundordnung“, die Tatsache der rücksichtslosen Durchsetzung professoraler Standpunkte, lassen sich auch nicht durch die salbungsvollen Worte des Rektors abmildern, der alle Studenten auffordert, „darauf hinzuwirken, dass in den kommenden Monaten ein gedeihliches Arbeitsklima erhalten bleibt“.

Tenor: der Grundherr hat seinen Leibeigenen erklärt, dass sie leider ihre Ketten nicht abnehmen dürfen! Fazit: Die erwünschte Gedeihlichkeit lässt noch auf sich warten.

Zur Pressekonferenz anlässlich der erfolgreichen Verabschiedung der neuen Grundordnung der Universität sind unvorhergesehenerweise auch Studenten erschienen, die nicht erst aus der Zeitung verstümmelt erfahren wollen, womit sie in der nächsten Zeit zu rechnen haben.

Pressevertreter und Studenten stehen vor verschlossener Tür: niemand wird eingelassen. Die Journalisten rennen aufgeregt hin und her, dauernd tauchen Gerüchte auf: die Pressekonferenz ist gar nicht hier, sie ist da, und sie ist gar nicht hier, sie ist dort: bis die Presse erbost nach Hause geht: sie würde über

Telefon Auskünfte erhalten, hier ginge das jetzt nicht. Sinn: der Presse sollte eine Stimmung der Eintracht serviert werden, nicht etwa eine Versammlung von Widersprüchen.

Die Studentenzeitung berichtet: „Die Presse geht. Der Rektor hält die Sache damit für erledigt. Er steuert aufs ‚Café Distel‘ zu, eine Traube Studenten zieht ihm nach und verlangt, über Megaphon, Auskünfte, auch im Café Distel. Dem Rektor ist das peinlich: er flüchtet: in Richtung Bertoldsbrunnen. Plötzlich taucht eine rote Fahne vor ihm auf. Hektisch sucht er eine Ausflucht. Da entdeckt er ein Taxi. Blitzschnell reißen er und sein Begleiter die Türen auf und verschwinden im Taxi. Die Menge der Studenten hat aber das Taxi genauso schnell umstellt und fordert den Rektor auf, auszusteigen, in die Universität zurückzukommen, dort die Ergebnisse der Grundordnungsversammlung zu erläutern. Zeit müsse der Rektor schließlich haben, denn er habe ja eine Pressekonferenz geben wollen.

Für die Studenten hat er keine Zeit. Er versucht sich mit einem wichtigen Termin herauszureden und blättert wild in seinem Terminkalender.“

Aber: wie man sehr gut durchs Taxifenster sehen kann: da steht gar nichts drin.

Um den Verkehr nicht unnötig zu blockieren schieben die Studenten das Taxi schließlich von den Straßenbahnschienen herunter. Dann erscheint die Polizei. Eineinhalb Stunden wird diskutiert: der Rektor will und will nicht aussteigen. *Auch der Polizeichef befindet: die einfachere Lösung sei: der Rektor würde aussteigen.* Die Polizei greift nicht ein. Schließlich einigen die Studenten sich mit dem Taxifahrer. Er erklärt sich bereit, die Bremsen zu lösen, und so schiebt man das Taxi zurück zur Universität. Die behelmten Polizisten bilden eine Eskorte. Der Rektor steigt aus, es entwickelt sich eine Diskussion. Die Polizei zieht ab. Das Taxi bezahlt der AStA.

Dann laufen acht Vorladungen zur Polizei ein, verkehrte Welt, nicht beim Rektor, sondern bei Studenten, die einfach nach

Carsten Frerk: Blaue Blume Rot

Taxi von **Rektor** **besetzt**

Freiburger Studentenzeitung (fsz, heft 3 vom 21. April 1969)

dem Kriterium der Bekanntheit aus der Menge herausgegriffen wurden. Wen Bruno nicht kennt, der geht straffrei aus.“

73.

Ich löftele gerade meinen Eintopf in der Mensa, in den Semesterferien gehe ich manchmal dort essen, lese nebenbei in der ‚Frankfurter Rundschau‘, als plötzlich ein Blatt Papier auf der Zeitung liegt und ich HG’s Stimme neben mir höre: „Hier lies mal.“ Neugierig nehme ich das Papier hoch: ein getippter Text: „Die Konzerne haben durch die Schaffung des Weltmarktes die Produktion und den Absatz aller Länder international gestaltet. Sie haben zum großen Bedauern des Mittelstandes der Industrie den nationalen Boden unter den Füßen weggezogen. Die alten national orientierten Industrien sind vernichtet worden. Sie werden verdrängt durch neue Industrien, deren Einführung eine Lebensfrage für alle zivilisierten Nationen wird: durch Industrien, die nicht mehr einheimische Rohstoffe, sondern Rohstoffe der entlegensten Länder der Dritten Welt verarbeiten und deren Fabrikate nicht nur im Land selbst, sondern in allen Weltteilen zugleich verbraucht werden. An die Stelle der alten durch Landeserzeugnisse befriedigten Bedürfnisse treten neue, welche die Produkte der entferntesten Länder und Klimazonen zu ihrer Befriedigung importieren. An die Stelle der alten, lokalen und nationalen Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit tritt eine Weltwirtschaft, eine allseitige Abhängigkeit der Nationen voneinander.“

Ich blicke auf. HG wartet auf eine Reaktion.

„Ja, gut. Soweit stimmt es etwa. Ist zwar ein recht antiker Stil ... Wofür hast du es geschrieben?“

„Habe ich nicht geschrieben.“

Sein geheimnisvolles Gesicht nervte: ich mochte diese Ratespiele nicht: „Also, sag schon, wer es geschrieben hat.“

„Bitte, Carl, lass uns noch etwas beim Spekulieren bleiben. Was meinst du, wann der Text geschrieben wurde?“

„Heute, vor einem Jahr ...?“

„Falsch!“

Es fehlte nur noch, dass er in die Hände geklatscht hätte: „Vor einhunderteinundzwanzig Jahren! 1848!“

„...?“

„Setzt in den Text statt ‚Konzerne‘ im ersten Satz das Wort ‚Bourgeoisie‘ ein und statt ‚Schaffung des Weltmarktes‘ heißt es im Original ‚Exploitation des Weltmarktes‘ ...“

„Dann ist es von Marx.“

„Richtig. Karl Heinrich Marx. Aus dem ‚Kommunistischen Manifest‘, allerdings in etwas zeitgemäßerem Hochdeutsch - nicht in dem verquastesten Bildungsdeutsch des 19. Jahrhunderts.“

„Und wozu soll das gut sein?“

„Hast du gerne Marx’sche Schriften gelesen?“

„Nein.“

„Warum nicht?“ „Das, was sachlich alles richtig ist, hat er in einem mit Bildung überfrachteten Katheder-Sozialisten-Deutsch geschrieben, dass ich immer ziemlich schnell ermüdet war.“

HG strahlt: „Siehste! Das meine ich. Wenn wir es für wichtig und richtig erachten, dass mehr Leute die Schriften von Marx lesen, dann müssen die eben auch zeitgemäßer formuliert sein, ohne an der Aussage etwas zu ändern.“

„Wenn du die Begriffe veränderst, dann veränderst du auch die Inhalte.“

„Nein. Wenn ich ein Wohnhaus modernisiere, dann bleibt es dennoch ein Haus!“

„HG! Du kannst Sprache nicht mit Architektur vergleichen.“

Er scheint nachzugrübeln. „In Ordnung: dann bleiben wir bei der Sprache. Du hast schon mal in der Bibel gelesen?“

„Ja.“ „Ich frage mich, worauf HG jetzt hinaus will.“

„Wer hat die deutsche Bibel sozusagen geschrieben, denn die Übersetzung war gleichsam ein neues Schreiben?“

„Martin Luther.“

„Und hast du schon mal das Original von Luther gelesen?“

„Ja sicher, das ist die Bibel, wie du sie überall kaufen kannst.“

„Gewonnen! Gewonnen!“ HG hüpfte wie Rumpelstilzchen herum: „Das, was wir heute als Luther-Bibel lesen, ist nicht in der Sprache Luthers, die würde keiner mehr verstehen, sondern die von irgendeiner Kircheninstitution im heutigen Deutsch genehmigte Fassung. That's it!“

„Nun gut. Eins zu null für dich. Und worauf willst du eigentlich hinaus?“

„Mir geht es einfach auf die Eier, dass wir keine Grundlagenliteratur haben, die man einem normalen Menschen in die Hand drücken kann.“ Er hat sich den Bleistift hinter dem Ohr hervorgezogen und klopft auf seine ausgespreizten Finger: „Was haben wir denn? Entweder die Klassiker Marx, Engels, Bebel, ... egal, die haben alle so'nen Bart. Dann die Bücher aus den dreißiger Jahren: Reich, Benjamin, Bernfeld, usw. An heutigen, lebenden Autoren gibt es nur Adorno und Horkheimer, Bloch, Jaspers, Lukács, Satre ... egal, wenn du die lesen willst, brauchst du ein abgeschlossenes Philosophiestudium. Und alle sind die so schrecklich kritisch und alt – und richtiger Marxist ist keiner.“

„Und warum soll es denn unbedingt ein Marxist sein? Vielleicht wäre Marx ja heute gar kein Marxist mehr?“

„Ha?“ Doch er hat sich sofort wieder gefangen.

„Alles, was Marx geschrieben hat und noch geschrieben hätte, ist und bleibt Marxismus!“

„Amen.“

„Bitte?“

„Du hast gerade eben ein Glaubensbekenntnis abgelegt. Meinst du wirklich, dass Marx, wenn er selber eine Gesamtausgabe seiner Schriften herausgegeben hätte, zum Beispiel seine Frühschriften darin aufgenommen hätte?“

„Wer wird es wissen?“

„Ach was, da sitzen seit Friedrich Engels die Jünger von Marx und streiten sich über die wahre Lehre. Vielleicht gib es ja

noch bald einen Zusatzband zur MEW, in dem die Schulaufsätze von Karl Marx veröffentlicht werden, weil sich darin schon sein Genie zeigte. Gottes Wort ist immer Gottes Wort, denn jedes Wort, das Gott sagt, ist eben ein Wort Gottes.“

„Hast du was gegen Marx?“

„Nein, wahrlich nicht. Aber ich kann immer noch den klugen Menschen, der sehr richtige und bleibende Einsichten formuliert hat, von dem Über-Vater, dem Idol, trennen. Ich habe was dagegen, wenn man endlich das Christentum durchschaut hat, dass einem dann statt der Kruzifixe jetzt Marx-, Lenin- oder Stalinfiguren auf die Plätze gestellt werden! Es ist inzwischen anscheinend notwendig geworden, Marx vor den Marxisten zu beschützen!“

Abends sammle ich eine Handvoll der verwehten Apfelblüten, die den Kiesweg zum Gartenhaus rosé gesprenkelt haben, betrachte dann zu Hause mein Bücherregal und ziehe das ‚Wörterbuch der Pädagogik‘ heraus: Achte, neu bearbeitete Auflage, 1967, blättere durch die Seiten und suche vergeblich: die in der Diskussion um den Kinderladen wichtigen Pädagogen werden alle nicht erwähnt.

Ich greife nach Siegfried Bernfeld: ‚Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung‘. 1925 zuerst erschienen, nie wieder aufgelegt. *Zwölf Jahre Nationalsozialismus und zwanzig Jahre CDU-CSU-FDP-SPD haben jede offizielle Erinnerung an sozialreformerische Texte und Experimente sozialistischer Pädagogen verschüttet, totgeschwiegen.*

Ich blättere durch den Stapel mit Textauszügen, Broschüren, Vervielfältigungen von Schriften, die allesamt nicht im Buchhandel erhältlich sind: 1931, 1912, 1921, 1928, 1925...

Sind wir so etwas wie Zwerge, die in den Tiefen unterhalb der etablierten Kultur nach den verschütteten Schätzen suchen? Nach Mythen und Weissagungen, die gesellschaftliche Harmonie verheißen? Die meisten unserer Autoren sind tot, wurden ermordet, mussten ins Exil gehen, um zu überleben. Habe ich - haben wir alle - immer noch diese deutsche Verehrung für gescheiterte Helden in uns? Erinnere mich noch gut, wie

ich - in meinem Helden-Suchalter zwischen 15 und 18 - Vercingetorix verehrt habe: ich war durch Frankreich gewandert, den ‚Bello Gallico‘ von Julius Caesar in der Hand und habe in Alesia gestanden, dort, wo dieser letzte Stammeshäuptling des freien Gallien seine letzte Schlacht gegen die Römer verloren hatte.

Danach: ‚Die Sieben Säulen der Weisheit‘ von Thomas Edward Lawrence, dem einzigen Europäer, der jemals Sherif von Mekka geworden war. Der auf dem Höhepunkt seines Ruhmes - als ‚Lawrence von Arabien‘ - jede Gouverneursstelle des britischen Empire zur Auswahl angeboten bekam und nur darum bat, einfacher Soldat werden zu dürfen: er meinte, der Sache der Araber nicht gerecht geworden zu sein.

Versuchen wir vielleicht gerade deshalb an verloren gegangene deutsche Traditionen anzuknüpfen, weil wir die vorhandenen als Doppelmoral, Verdummung und Unterdrückung erlebt haben und - verdammt nochmal – es doch irgendwo etwas Besseres geben muss?

Rechts konnte es nicht sein: das hatte der Nationalsozialismus bewiesen. In der Mitte war es auch nicht: das haben wir selber zu Hause erlebt - also links: „wo das Herz schlägt“. Aber: ist das unsere eigene Entscheidung?

74.

Das Semester wird in seiner Tonart von Hennis eingestimmt. Er wirft dem ehemaligen, zurückgetretenen Dekan Professor Eggebrecht „glotzügigen Klampfenidealismus“ und andere Bösartigkeiten vor. Der Rektor missbilligt das Verhalten von Hennis, will sich aber nicht einmischen, da schließlich der Kultusminister der Dienstvorgesetzte der Professoren sei.

Ich habe für das Sommersemester 1969 nur Vorlesungen belegt: Parlamentarische Regierungssysteme / Politik und Gesellschaft in der dritten Welt / Marxismus: System und Geschichte / Die Literatur der althochdeutschen Zeit / Vor- und

frühhöfische Dichtung / Die Novelle / Der deutsche Roman im 19. Jahrhundert / Gotische Plastik in Frankreich sowie Raffael II.

Ich brauche mehr Zeit zum Disponieren. Die Pflichtscheine habe ich schon in genügender Anzahl.

Die Basisgruppen sind fleißig gewesen, das Semester kann beginnen und die inhaltliche Auseinandersetzung in den einzelnen Fächern wird weitere Klärungen und Fortschritte ermöglichen.

Hennis, der für die Kritische Universität eingetreten war, zeigt sofort seine andere Seite. Als Institutstyran vernichtet er mehrfach Informationen über Termine der Basisgruppe Politik mit der Argumentation, Basisgruppen verstünden sich als Exponent ‚gefährlicher‘ politischer Hochschulgruppen, vor denen er die Fachschaft bewahren müsse. Das bedeutet: Politik hat im politischen Seminar nichts zu suchen!

Hennis gebärdet sich als Statthalter des deutschen Wissenschaftsprovinzialismus: Wissenschaft ist für ihn individuelle Kleinkrämerei: „Die Revolution können Sie kollektiv betreiben, wissenschaftliche Arbeit nicht!“

Arbeitsgruppen und Gruppenreferate werden als unwissenschaftlich abqualifiziert.

Den Mitgliedern der Basisgruppe wird die Teilnahme an einer Übung verweigert, da sie kritisieren könnten, dass das Thema Teil der projektierten Habilitationsarbeit des Assistenten ist.

Dieser Ausschluss ist ein Vorgriff auf die Relegation.

Die Basisgruppe weiß gar nicht, wie groß sie es auf ihren Flugblättern schreiben soll:

„Hennis, der patriarchalische Aggressor, droht an, unser Institut zu schließen, wenn die Studenten ihre eigenen Interessen durchsetzen!

- Wir lassen uns nicht einschüchtern!
- Wir werden den Institutsbetrieb aufrechterhalten
- Wir wollen studieren und zwar, wie's uns passt!

Begreift endlich, dass die Herrschaftsstrukturen an allen Instituten die gleichen sind. Hennis ist kein Einzelfall, er hat nur

das größte Maul! Teach-In, Dienstag 22.4., 14⁰⁰ Uhr , Pol. Seminar, KG II.

HAUT DEN PROFESSOREN
IHREN RELEGATIONSBESCHEID
UM DIE OHREN.

75.

Die Basisgruppe Germanistik hat sich in Wochenendklausur zurückgezogen, eine inhaltliche Auseinandersetzung zur Vorlesung ‚Die Novelle‘ von Professor König zu formulieren. Diverse Mitschriften müssen verglichen und strukturiert, auf das Wesentliche reduziert und doch allgemeinverständlich formuliert werden.

Klaas, Ingrid, und auch wieder Beate, wohnen inzwischen mit anderen in einer Wohngemeinschaft und so ist es nahe liegend, dass auch die Basisgruppe sich dort trifft.

Die Diskussion Samstags Vormittag führt zur Bildung von zwei Arbeitsgruppen. Eine wird über die verwendete Begrifflichkeit Königs schreiben, die andere sich einem bestimmten Thema widmen.

Ich bin mit Klaas, Ingrid und fünf weiteren Kommilitonen in der zweiten Arbeitsgruppe. Sie wählt sich schließlich Königs Lieblingsquark: die ‚Reflexion über den Tod‘.

„Ich schlage vor, dass wir erst einmal hören, welche Zitate wir wortwörtlich aufgeschrieben haben.“

Allgemeines Nicken und Suchen in den Skripten:

„Die Tragödie verändert die Welt mittels des tragischen Falles.“

„Die Welt wird durch den tragischen Fall in die Versöhnung geführt.“

„Und abermals, in dialektischer Aufhebung, ist diese tragische Schuld Romeo und Julias doch auch tragische Schuldlosigkeit,

weil allein durch sie, durch diesen gewaltigen Sprung, durch den Tod zweier Opfer, die Wandlung der Welt möglich wird.“
„Aber indem die Liebenden so die Welt vergessen, aus ihren Familien, aus allem Gewesenen herausspringen, erneuern sie bei Shakespeare die Welt, eröffnen sie ihr eine neue Zukunft. Ihr Tod, als Preis für die Weltvergessenheit der Liebe, ist zugleich das Lösegeld einer neuen Welt aus Liebe und Versöhnung.“

„Aus der Überwindung der Welt wird der Tod gezeugt und geboren...“

So geht es eine Zeitlang: Zitate gibt es reichlich: ich halte mir schließlich die Ohren zu.

„Schluss. Ich kann das nicht mehr ertragen!“

Klaas steht auf, wandert im Zimmer herum und formuliert: „König proklamiert, das Verhältnis von Tragödie und Schicksal der Welt soll ein ‚unmittelbares‘ sein. ‚Theater‘ und ‚Welt‘ werden damit gleichgesetzt. Genauer: die Welt außerhalb des Theaters existiert überhaupt nicht. Damit manifestiert sich eine der wichtigsten Tendenzen der Germanistik, nämlich, vom Verständnis realer Probleme abzulenken!“

Ingrid nimmt den Faden auf: „Der ‚tragische Tod‘ ändert zwar ganz gewiss die Situation auf der Bühne, die ‚Welt‘ lässt er aber völlig unangetastet. Was ist für König überhaupt ‚Welt‘? Was meint er, wenn er von ‚Weltenschau‘ spricht? Wie viele ‚Welten‘ gibt es denn?“

Lutz, der bisher nichts gesagt hat, lacht laut auf: „Für König offenbar eine ganze Menge. Gemeint sein kann damit nur die subjektive ‚Weltanschauung‘ verschiedener Individuen. Das Gemisch von Irrtümern und Wahrheiten, die das Denken des einzelnen Individuums ausmacht, ist dann bei König jeweils eine ‚Welt‘.“

Klaas wird laut: „Was hier ‚Welt‘ und ‚Weltenschau‘ genannt wird, ist nichts anderes als das richtige oder falsche Bewusstsein einer Einzelperson. Die Realität wird aber auch, höchst inkonkret und diffus, ‚Welt‘ genannt. Schließlich spricht Kö-

nig sogar von einer ‚Allgemeinen Weltanschauung der Novelle‘!...“

Ich schließe die Augen.

„... Diese Germanistik ist nichts anderes als eine institutionalisierte Veranstaltung zur Zerstörung der Sprache und der Kommunikation!“

Klaas hat den Satz heraus geschrien.

Jemand fragt: „Sollen wir das alles so schreiben?“

„Ja, verdammt noch mal!“

„Hat jemand mitgeschrieben?“

Ingrid und ich nicken gleichzeitig. Als wir uns dabei ansehen, lachen wir beide.

Klaas hat sich inzwischen wieder beruhigt.

„Könnt ihr das bis morgen zusammenfassen?“

Ingrid nickt. „Ich denke schon. Was ich nicht habe, wird Carl wohl haben und wenn wir das zusammenwerfen, kriegen wir es schon hin. Machen wir für heute Schluss? Carl und ich brauchen bestimmt noch zwei, drei Stunden, um die Notizen aufzuschreiben.“

Allgemeines Nicken: „Dann also bis morgen früh um zehn.“

Ich blickte auf die Uhr: es war halb acht - meine normale Zeit. Ich mochte diese ruhigen Sonntagmorgen.

Von der Straße her war kein Autolärm zu hören - das Vorderhaus lag schon im Sonnenlicht - es war keine Eile angesagt.

Als sie meine Bewegung spürt, rutscht Ingrid unter der Bettdecke wieder näher an mich heran. Sie blinzelt verschlafen: „Weck mich, wenn wir los müssen.“

Damit ist sie wieder eingeschlafen. Ihre Brust hebt und senkt sich regelmäßig, auch ich schließe die Augen.

Wie schön, dass ich technisch gut ausgestattet bin.

Die einzige Schreibmaschine in der Wohngemeinschaft brauchte die andere Arbeitsgruppe und da ich eine Schreibmaschine zu Hause hatte, waren wir ins Gartenhaus gefahren.

Ich habe an der Maschine gesessen, getippt - Ingrid war umhergegangen, hatte an der Seite des Schreibtisches gesessen,

in ihren Aufzeichnungen geblättert und diktiert. Ich las parallel dazu meine Aufzeichnungen, brauchte aber kaum etwas zu ergänzen, im Gegenteil, Ingrid hatte sorgfältiger mitgeschrieben.

„Sollen wir noch weitere Thesen schreiben?“

Ingrid holt tief Luft: „Versuchens wir mal. Schreib: ‚Zweitens: Durch ihre Tendenz, Kommunikation und Sprache als Mittel der Verständigung abzuschaffen, fördert diese Germanistik die Unfähigkeit der ihr ausgesetzten Studenten, sich gegen die Herrschaft, die gegen sie ausgeübt wird, zu organisieren.

Drittens: Sie betreibt damit die Vereinzelung des Individuums, die Voraussetzung dafür ist, dass die Herrschenden machen können, was sie wollen.

Viertens: Die in dieser Germanistik ausgebildeten Studenten sollen genau diese Tendenz in der Schule fortsetzen. Deshalb braucht sie sich auch nicht um Schulprobleme, Didaktik et cetera zu kümmern. Das, was wir hier vorgesetzt bekommen ist die Ausbildung für die Schule.“

Ingrid war hinter mich getreten, las mit, unterbrach: „Unterstreiche das ‚ist‘.

Ich unterstreiche.

„Fünftens. Ob es den einzelnen Professoren bewusst ist oder nicht, ist scheißegal. Sie machen das mit, weil sie forschen können, was sie wollen.“

Ich verschränke die Finger, eng und geschützt bilden meine Handinnenflächen einen geschützten Raum der Wärme. Mein Puls drückt, verteilt die Energie. Ich strecke mich nach hinten, mit den Fingerspitzen suchend, Ingrid entgegen.

Als wäre es ein Signal gewesen, läßt sie ihre Hände und Arme auf meinem Hals und den Schultern ruhen, läßt mich mit sanftem Druck ihren Rhythmus spüren.

Sie diktiert ruhig weiter: „Sechstens: Nicht nur diese Vorlesung, die ganze Germanistik, wie sie bisher besteht“, in großen Buchstaben mit mehreren Ausrufungszeichen, IST ABZUSCHAFFEN !!!!!!!!!!!!!“

Ich drehe mich zu ihr, Ingrid's Hände bleiben, wandern weiter auf meinen Schultern, ich umfasse ihre Hüften - durch das dünne Leder ihres kurzen Rocks kann ich ihre Haut spüren: „Heute keine Theorie?“

Ingrid küsst mich behutsam, zupft an den Spitzen ihrer Bubi-kopffrisur: „Du erinnerst dich noch?“

Ja, ich erinnere mich noch gut.

Um zehn Uhr sitzen alle wieder in der Wohngemeinschaft zusammen. Die erste Arbeitsgruppe hat vier Seiten über die königlichen Begriffe formuliert: „König liest ... Hier folgt eine Kritik der König'schen Begriffswelt, wie sie sich bisher in der Vorlesung manifestiert hat.

Ziel dieser Kritik ist die Abschaffung der Vorlesung.

Exkurs über Erkenntnis

Die Dinge haben eine Oberfläche und etwas, das unter diesen liegt. Ihre Oberfläche ist ihre Erscheinung, was dahinter liegt ist ihr Wesen. Ein Ding beschreiben, heißt, an seiner Oberfläche bleiben. Eine Sache auf den Begriff bringen, heißt ihr Wesen erkennen.

Der Begriff ist also die Formulierung der Erkenntnis des Wesens eines Dinges und eines Verhältnisses von Dingen zueinander. Das Wesen eines Dinges ist also nicht sichtbar. Es erschließt sich in der Abstraktion: im Begriff. Es gibt falsche und richtige Abstraktionen, also auch falsche und richtige Begriffe.

Begriffe, die losgelöst von der Realität, der sie entsprungen sind, gebraucht werden, werden falsch. Sie sind dann keine Formulierungen von Erkenntnis mehr, sondern von Lügen (auch wenn sie einmal wahr waren), d.h. sie sind Ideologie. Ideologie ist das Gegenteil von Erkenntnis.

Untersuchen wir Königs Begriffe (die auch die Begriffe der etablierten Germanistik sind) daraufhin, ob ihnen Erkenntnisgehalt innewohnt...

Es folgen dreieinhalb Seiten penible Auflistung von widersprüchlichen Begriffsbestimmungen, die König in der Vorlesung verwendet hatte... und abschließend:

„... Noch schlimmer wird es bei Begriffen wie ‚Zufall‘, ‚Schicksal‘, ‚schicksalhafter Notwendigkeit‘. Versuchen Sie das zu verstehen: „Schicksalshafte Notwendigkeit des äußeren Geschicks“ – das widerspricht sich sogar in sich selber. Oder was ist das: ‚Unbedingter Einbruch ideenmäßiger Konsequenz im Schicksalsvollzug‘ ???

Das ist B l ö d s i n n, ganz abgesehen davon, dass es kein Schicksal gibt, das irgendwer ‚vollzieht‘.“

Diese seitenlange Argumentation: entnervend - aber was sollten wir tun, wenn wir uns inhaltlich damit auseinandersetzen wollten? Quark wird auch nicht fester, wenn man ihn kräftig durchrührt.

Es dauert eine Stunde, bis die Seiten durchgereicht und von allen gelesen worden sind.

Klaas und ich geraten dann prompt aneinander: „Also: dafür, dass wir Germanisten sind, ist das ziemlich schlechter Stil.“

„Das geht hier um die Sache, nicht um den Stil!“

„Hast du schon mal zufällig etwas von ‚Sinn und Form‘ gehört?“

„Verschone mich doch mit dieser bürgerlichen Scheiße!“

Es braucht seine Zeit, bis wir unsere Gemeinsamkeit wieder gefunden haben. Es wird Nachmittag, bis alle mit dem Papier einverstanden sind: *Manchmal ist Basisgruppenarbeit auch Zeit verschleißend und Nerven aufreibend.*

Die Wohngemeinschaftler werden auf ihrer Abzugsmaschine siebenhundert Exemplare vervielfältigen. Das war billiger, als wenn ich es gedruckt hätte.

Der AStA hat den Rektor und mehrere Professoren eingeladen, um über die vergangenen und bevorstehenden Absichten der Landesregierung zu diskutieren.

Habe heute morgen nur müde durchgenickt, als Ingrid mich noch vor dem ersten Kaffee fragte, was ich davon hielte, wenn

sie nachmittags im Audimax den Rektor mit Blumen begrüßen würde.

Sie kauft mittags einen Strauß Vergissmeinnicht und legt die Blumen nachmittags auf das Pult im Audimax.

„Genau so nett stelle ich mir die studentische Opposition vor“, kann sich Bruno nicht als Kommentar verkneifen.

Die tiefere Bedeutung der Blumensprache: ihm als Altphilologen offensichtlich verschlossen. Er konnte einem zwar für jedes badische Dorf ausführlich erklären, welcher Dialekt dort gesprochen wurde und warum – Blumen waren für ihn anscheinend: bunt und nett.

Es hat sowieso keinen Sinn: die Fronten sind klar und das Vortragen gegensätzlicher Standpunkte - die alle bereits bekannt waren - brachte auch nichts voran.

Abends Erstsemesterfete in der Mensa: neueste Errungenschaft: anstelle der abgeschafften Immatrikulationsfeier. Wurde spät: auch Magnifizenz Bruno hatte wie alle anderen auch zu tief ins Glas geschaut - nahm gerne HGs Anerbieten an, ihn im Auto nach Hause zu bringen. HG verlud die Magnifizenz in seinen kleinen Fiat 500, rollte das Verdeck zurück - damit er wie immer oben herausgucken konnte - und mit seinem „Platz da!“-Geschreie brausten die beiden durch die Stadt. Glücklicherweise guckte so gut wie niemand. Auch keine Polizei.

76.

Der Lohn der Wochenendklausur ist zwiespältig. Das sechseitige Flugblatt kann zwar verteilt werden, aber die Mehrheit der Studenten im vollbesetzten Audimax weigert sich, darüber zu diskutieren: sie wollen Professor König hören.

Die Versuche, die Seiten vorzulesen, eine inhaltliche Diskussion wenigstens nach der Vorlesung in Gang zu bringen, gehen schließlich in Sprechchören unter: „Wir wollen König! Wir wollen König!“.

Nach der Vorlesung zeigen dann die Königs-Getreuen ihre eigentliche Mentalität: die Mehrzahl der Flugblätter wird vor dem Audimax verbrannt.

Erinnert mich fatal an die Bücherverbrennung der Nationalsozialisten: wozu Diskussionen über den historischen Faschismus, wenn er bei so vielen Germanistikstudenten immer noch in den Köpfen vorhanden ist? So sehr es mir widerstrebt, in dieser Hinsicht hat Hennis leider recht: hier wird tatsächlich keine führungspolitische Elite ausgebildet. Hier werden die ängstlichen Mitläufer indoktriniert, die es auch so und nicht anders wollen: nur in der Masse fühlen sie sich stark. Andererseits trägt auch Hennis selber seinen Teil der Verantwortung dafür, dass es so ist.

Die Mitglieder der Fachschaft-Basisgruppe haben sich in den Fachschaftsraum zurückgezogen und diskutieren noch einmal über den Inhalt des Flugblattes.

„Vielleicht war es taktisch unklug, die inhaltliche Auseinandersetzung damit zu beginnen, dass die Vorlesung abgeschafft werden soll?“

„Nein, das Ziel ist klar formuliert. Warum haben wir denn die vergangenen Wochen die Informationen der Lerntheorie aufgearbeitet und verteilt, dass Vorlesungen lerntheoretisch die ineffizienteste Veranstaltungsform überhaupt sind: noch nicht einmal 20 % des vorgetragenen Stoffes kann von den Zuhörer reproduziert werden.“

„Sollen wir eigentlich ständig wiederholen, dass die Vorlesungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammen, als es noch kaum Bücher gab und die Professoren ihren fünf bis zehn Studenten aus den handgeschriebenen Skripten vorlasen, vorlesen mussten?“

„Das stand, wenn ich daran erinnern darf, auch in unserem Programm zur Fachschaftswahl, mit dem wir gewählt wurden!“

„Und warum wollen diese Kommilitonen partout die Vorlesung hören? Wissenschaft ist seit Sokrates dialogisch! Wo

dieser Dialog abgeschnitten ist, findet nicht Lehre, sondern Indoktrination statt.“

„Wahrscheinlich deshalb, weil sie faul und bequem sind. Brauchst dich nur zwei Stunden auf den Arsch zu hocken, und Papa König erzählt so angenehm aus seinem zitatigen, impressionistischen Nähkästchen.“

„Mag sein, aber was sollen wir jetzt tun?“

„Treffen wir uns nächsten Sonntag wieder in Herdern!“

77.

Die Morgensonne bringt schon genügend Wärme in den schattigen Gartenwinkel.

Sitze auf der Bank vor dem Haus: frühstücke: die Beine unter den Tisch ausgestreckt, den Kopf gegen die Wand gelehnt und betrachte die Äste des wilden Weins, der sich an der Hauswand empor rankt.

Ingrid ist gestern Nachmittag nach Herdern gefahren: nach ihrem Zimmer zu schauen - wie sie zuerst gesagt hatte - dann aber mit der Sprache herausrückte und zugab, dass sie es um des Friedens willen zwischen Klaas und mir zuliebe tat. Schade. Sehr schade.

Klaas würde sich eben wie der Obergockel aufführen: wenn sein ‚Hühnerhof‘ nicht vollzählig war, würde er nervös und aggressiv werden. Auch wenn sie mit Klaas nicht liiert sei: es ist eben mein ganz spezielles Manko, dass ich nicht im SDS sei.

Auf meine Frage, ob es für diese gluckerige Eifersucht von Bedeutung sei, bei welcher politischen Gruppe der Liebhaber mitarbeite, hatte Ingrid gelacht: „Doch, das ist ein Unterschied. Es sind sowieso zuwenig Frauen im SDS organisiert und Klaas hat mächtig Angst, dass eins der wenigen ‚Hühn-

chen', die zudem noch in der HSU ist, aus der Gruppe ausscheiden könnte.“

Ich denke noch über das Politikverständnis nach, unterhalte mich nachbarschaftlich mit der Hausbesitzerin, die mit einer Harke aus dem Vorderhaus gekommen ist, im Garten Unkraut zu jäten – und um elf warte ich dann an der Straßenbahnhaltestelle Richtung Herdern.

Anscheinend besteht eine grundsätzliche Polarität zwischen Klaas und mir: erst jetzt fällt mir auf, das der einzige freie Stuhl im Gemeinschaftsraum der Wohngemeinschaft genau gegenüber von Klaas steht.

„Ich kann mich ja nur noch beölen, wenn ich an das Geschwätz von Habermas und seinen Konsorten über den angeblichen ‚Linksfaschismus‘ denke!“

„Anscheinend gibt es in Frankfurt keine angebliche ‚schweigende Mehrheit‘, die sich dann plötzlich in Sprechchören artikuliert und Flugblätter verbrennt.“

„Wer Flugblätter anzündet, der verbrennt auch Bücher.“

„Und wer Bücher verbrennt, der vernichtet auch Menschen!“

Die Erregung hat sich zur Ratlosigkeit aufgeschaukelt: nachdenklich schweigen alle.

Ich blinzele zu Ingrid hinüber, die in der Nähe von Klaas sitzt. Der hat den Blickwechsel sofort bemerkt und fixiert mich: „Vielleicht hat Carl ja einen Vorschlag, was wir jetzt tun sollten?“

Ich muss wieder innerlich grinsen. *Ich bin mir ziemlich sicher, dass Klaas bereits klare Vorstellungen hat, was seiner Ansicht nach zu tun sei. Er will mich also wegen Ingrid vorführen. Wenn es so ist ...* „Bewaffnen.“

Ungläubiges Schweigen.

Ich setze nach: „Der kleinbürgerliche Terrorismus der so genannten schweigenden Mehrheit hat ein Doppelgesicht: als Mob zündeln und krakeelen sie, als Einzelne haben sie einfach Schiss. Setzen wir also bei ihrer Angst an, dass sie erkannt werden und jeder einzeln sein Geschreie und Zündeln zu ver-

antworten hat. Dann ziehen sie sich auch wieder in ihre spießbürgerlichen Verstecke zurück."

Klaas blickt irritiert zu Ingrid hinüber, als wollte er prüfen, ob sie mich derart erfolgreich im Bett agitiert hatte, dass ich zur Gewalt-Fraktion übergewechselt war.

Das überraschte Stirnrunzeln von Ingrid lässt ihn wieder zu mir hinüberblicken und den Ausklang eines ironischen Zwickens mitbekommen.

Ich blicke mich in der irritierten Gruppe um: „Nein, das meine ich alles nicht. Auch wenn ich damit kein Problem hätte. Ich bin bei der Bundeswehr zum Einzelkämpfer und staatlich geprüften Totschläger ausgebildet worden - mit der Waffe oder mit den bloßen Händen - aber das ist doch wohl nicht das Thema.“

„Und was ist das Thema?“

„Wir sollten den Leuten einen Spiegel vorhalten, in dem sie sich selbst erkennen können.“

„Wo willst du denn so große Spiegel her bekommen?“

Klaas hat mit einer Handbewegung den gaggernden Einwurf platt gemacht: „Blödsinn. Wir müssen das emotionale Band zwischen der Vaterfigur und seinen Gefolgsleuten durchschneiden: wir werden diese Vorlesungen schlicht beenden.“

Das Ergebnis der Diskussionen am Nachmittag beinhaltet ein getrenntes Vorgehen gegen die Haupt-Vorlesungen der beiden Groß-Ordinarien.

STUDIUM IST OPIUM

Ein Teil der Basisgruppe wird versuchen, die Vorlesung von Kellermann am Montag ad absurdum zu führen. Falls das ohne Erfolg wäre, will der andere Teil der Basisgruppe, zu denen Klaas gehört, am Dienstag die Vorlesung von König beenden.

Die dicken Aktentaschen der Basisgruppe sind nicht weiter auffallend. Es gibt genügend Studenten, die anscheinend ständig ihren halben Haushalt mit sich herumtragen.

Das Ritual der Vorlesung von Kellermann: wie gewohnt. Mit dem Gongschlag öffnet sich die untere rechte Tür im Hörsaal 2006 - er muss dahinter gewartet haben - und mit gesenktem Kopf, das Manuskript unter dem Arm geklemmt, betritt Kellermann den Hörsaal, geht geraden Schrittes zum Rednerpult: dort legt er das Skript auf die schräge Holzplatte, rückt es kurz zurecht, blickt einmal auf, ein unmerkliches Begrüßungsnicken: er beginnt zu lesen.

Mit dem Gongschlag wird er exakt eine dreiviertel Stunde später aufhören: das gleiche Ritual wird sich spiegelbildlich rückwärts abspulen: Kellermann ist eine bisher nicht aufzuhaltende Vorlesungsmaschine.

„... In Andreas Ferschengelder entwirft Hofmannsthal eine zwiespältige Gestalt; sie gelangt nicht zur Gewissheit ihrer selbst, Individualität bildet für sie ein unablässig beunruhigendes Rätsel und kaum eine lösbare Aufgabe. Andreas ist von dem Drang besessen, etwas zu suchen, ohne genau zu wissen was. Er möchte sich etwas bedeuten und gewahrt seine Ohnmacht. Er erlebt Unsägliches und gewinnt vorläufig aus nichts eine Erfahrung...“

Beinahe hätte ich vergessen, was zu tun war.

Ein Rippenstoß schreckt mich aus dem Mithören auf: ich zerre wie die anderen aus der Aktentasche ein großes, weißes Bettlaken heraus.

Wir werfen es uns in der Reihe über die Köpfe, immer drei passen unter ein Tuch, und murmeln, beten immer lauter, während die Tücher geisterhaft über den Reihen auf und nieder schwanken: „Meister!“.....„Meister!“.....„Meister!“

Kellermann liest ohne auch nur den Hauch einer Unterbrechung weiter.

Wir können unter den Laken nichts sehen - es war zu vermuten, dass er noch nicht einmal aufgeblickt hatte.

Also steigern sie sich zu einem lautstarken Geschrei: „Meister!“ „Meister!“ „Meister!“.

Die weißen Tücher sind schließlich herabgesunken: wir können mit unseren Stimmen – auch dem Geschreie - nicht die Lautsprecher im Hörsaal übertönen.

Ich hebe das Bettlaken etwas an und schiele unter dem Rand zu Kellermann hinunter: der liest ungerührt wie ein Priester, der seine Messe zelebriert:

„... Je durchdringender die Individuen sich selbst aufzuhellen trachten, desto fremder werden sie sich und anderen; je bewegter sie ihre Wirkungen verfolgen, erleiden, desto farbloser wird ihre Erscheinung. Je kritischer sie der Wirklichkeit begegnen, desto fiktiver mutet sie das meiste an. Je umfassender sich das Individuum sich auf sich selbst besinnt, je hartnäckiger es sich an die Spuren seines eigenen Schöpfungsbewusstseins heftet, desto stärker drängt sich ein Gefühl der Unwirklichkeit auf ...“

79.

Die Plakate sind groß und zahlreich im Audimax verteilt: „Schluss mit den Königsschmarren!“

„Wir sind nicht blind und können selber lesen!“

„Ich bin ja so klein, dass Papi mir vorlesen muss!“

„Schluss mit Vorlesungen!“

Ein Student aus den Reihen der Zuhörer geht an das Mikrofon und fordert alle auf, die der Vorlesung nicht zuhören wollen, den Saal zu verlassen.

Sofort bügeln Klaas und seine Gruppe die taktische Schlappe aus, das Mikrofon nicht unter Kontrolle zu haben. Sie besetzen das Podium mit dem Rednerpult.

König steht im Türrahmen, verharret und wartet ab, was geschehen wird.

Der anhaltende Beifall, von dem erst nicht zu unterscheiden ist, ob er sich auf den ersten Redner bezieht oder auf die Mitglieder der Basisgruppe, schlägt in Buh-Rufe um, als Klaas das vorbereitete Flugblatt verliert:

1. „Wir sprengen die Vorlesung heute nicht, weil ihr bloß darauf lauert, damit ihr hinterher schön wütend sein könnt, und nicht zu diskutieren braucht.
2. Weil König sowieso in vier Wochen ins Spital geht und wir nicht daran denken, ihn als Märtyrer dorthin gehen zu lassen.
3. Weil ihr nicht sehr schön aussieht, wenn ihr kreischt und keift, da man euch eure Andacht nehmen will
4. Weil wir hoffen, dass auf der Vollversammlung endlich argumentiert wird, warum man Vorlesungen haben soll, und wir euch nicht Gelegenheit geben wollen, euch der Diskussion zu entziehen, indem ihr wieder auf unseren Terror verweist.“

„Wir wollen König!“, „Wir wollen König!“

Klaas bemüht sich, die Sprechchöre zu übertönen: er biegt das Mikrofon dichter an den Mund heran, liest betont langsam:

5. „Weil uns der mickrige Terror in den Vorlesungen ohnehin nicht mehr ausreicht und wir zu schärferen Maßnahmen übergehen werden. Rollkommandos werden alle Vorlesungshörer identifizieren, sie zu Hause aufsuchen, das Mobiliar zerschlagen und vergewaltigen!“

Ein ohrenbetäubendes Geschrei brandet auf das Podium nieder - König hat sich in der Tür umgedreht. Es ist deutlich, dass er seine Vorlesung nicht abhalten wird.

Ich entscheide mich für Grinsen und Kopfschütteln gleichzeitig: *das war wieder so ein echtes Klaas-Konglomerat aus Richtigem und Verdrehten: bei politischen Diskussionen hatte er immer Manuel als Übersetzer dabei! Ohne ihn - wie dieses Mal - ging es voll daneben.*

Während ich noch zu überlegen versuche, was die Ankündigung dieser ‚Rollkommandos‘ und der Schwachsinn mit den Vergewaltigungen soll, muss ich mich schon meiner Haut wehren: mehrere Zuhörer sind nach vorne gestürmt und versuchen mit Gerangel, an das Mikrofon heranzukommen.

Die Fachschaft-Basisgruppe verteidigt sich wacker.

Der Tumult ist da.

Während die Befürworter und Gegner von Vorlesungen sich gegenseitig anschreien und zu übertönen versuchen, spielt die Mehrheit der Zuhörer die unbeteiligten Zuschauer.

Ich muss mich zurückhalten, nicht einen meiner üblen Einzelkämpfer-Schläge anzuwenden.

Während ich mir einen Krebsrot-Köpfigen vom Leib halte, frage ich mich, wozu ich diesen ganzen Scheiß bei der Bundeswehr eigentlich gelernt habe, wenn ich ihn nicht anwenden darf.

Schlagartig wird es dunkel.

Der Strom für das Audimax ist abgeschaltet worden. Auch das Mikrophon ist damit plötzlich uninteressant: der Tumult ver-ebbt.

Alles strebt aus den geöffneten Türen in das Licht der Vorhalle. Die Basisgruppe sitzt noch auf dem Podest.

Klaas stehen die Zottelhaare vom Kopf: „Das ist vielleicht so eine Scheiße! Da hat mich doch so ein rechtes arschloch an den Haaren gepackt und ich bin den kaum wieder losgeworden.“

„So’ne Matte darf man eben nur tragen, wenn man friedlich auf’m bunten Teppich sitzt und in aller Ruhe sein Pfeifchen raucht!“

Die Anspannung löst sich im Gelächter.

Ich sitze mit Ingrid auf einer der Stufen: ein Boxhieb hat sie wieder im Magen getroffen: ihr ist schlicht übel.

„Soll ich dir irgendetwas holen?“

„Nh, nh. Doch ja, einen breiten Ledergürtel, damit diese Kerle mir nicht immer in den Bauch schlagen können.“

Die Neonröhren flackern, es wird wieder hell.

Klaas blickt sich stolz im leeren Saal um: „Auf jeden Fall war unsere Methode besser: Die Vorlesung findet nicht statt.“

Er stöbert an der Tafel nach Kreide und schreibt in großen Blockbuchstaben, *zum Glück nicht in seiner unleserlichen Handschrift*, an die Tafel:

MACHT DIE BLAUE BLUME ROT –

SCHLAGT DIE *GERMANISTIK* TOT!

Frage mich, wo Klaas die Sütterlin-Schrift gelernt hat. Ich selber hatte sie mir beigebracht, als ich mit meiner Großmutter Briefe gewechselt hatte, die keine Lust verspürte, die von der alliierten Besatzung vorgeschriebene lateinische Schrift zu verwenden. Sie legte keinen Wert darauf, dass ihre Briefe von der Militärzensur gelesen werden konnten. Dabei war sie dann geblieben.

80.

Neben den Diskussionen und Aktionen auf dem Universitätsgelände sind andere Themen entstanden, die meine Zeit beanspruchten. Trotzdem geht es mir quer, als die Vollversammlung der Germanisten aufgrund der Vorlesungssprengung eine neue Fachschaft wählt. Mit 252 zu 232 Stimmen entscheidet sich die Mehrheit in Kampfabstimmung für eine konservative neue Fachschaft und gegen die Basisgruppe Germanistik. So leicht lässt sich aber die Basisgruppe nicht irritieren:

„Feststellung: Die Wahl einer neuen Fachschaft ändert an der Politik der Basisgruppe nichts. Fachschaften als Funktionsgremien sind abzuschaffen. Die einzige Legitimation, die wir anerkennen, ist Mitarbeit bei der praktischen Veränderung der unerträglichen Studiensituation. Forderungen:

1. die Vorlesungen sind abzusetzen.
2. die Zwischenprüfungen und selektive Prüfungen überhaupt sind abzuschaffen.
3. Das Semester soll genutzt werden zu einer allgemeinen Diskussion über die Funktion der Germanistik und über ihre Neuorganisation.
4. Arbeiten, die in freien Arbeitsgruppen angefertigt werden, werden mit Scheinen anerkannt.

5. Die Institutsleitung verpflichtet sich, vom Ordnungsrecht, sobald es in Kraft getreten ist, keinen Gebrauch zu machen, d.h. die Forderung nach Diskussion über das Studium nicht mit Relegationsanträgen zu beantworten.“

81.

Erstaunt betrachte ich auf dem schmalen Bürgersteig der Salzstraße den entgegenkommenden Klaas, der einen großen Koffer trägt.

„Willst du mitten im Semester verreisen?“

„Ich? Nein, ich ziehe um.“

„Keine Lust mehr auf Wohngemeinschaft?“

„Doch. Ich ziehe mit bei der Wohngemeinschaft ein, in der Manuel jetzt wohnt...“

Mir fällt auf, dass ich Manuel in den vergangenen Wochen nicht mehr gesehen habe.

„...’s ne reine Männer-WG. Die wird nicht am Müllproblem scheitern. Mit Frauen geht das nicht.“

„Mit dem Müll oder mit den Frauen?“

„Carl, grins nicht so blöde. So lange du in deiner reaktionären Isolation alleine wohnst, verweigerst du dich der politischen Alltagsarbeit in der Auseinandersetzung in fortschrittlichen Wohnformen, in denen wir lernen die psychischen Deformation des Alleinseins oder der Zweisamkeit kleinbürgerlichen Besitzanspruchs zu überwinden.“

„Aha.“

Klaas stellt seinen Koffer auf das Pflaster: „Die Müllproblematik ist der direkte Ausdruck von geschlechtsspezifischen Rollenzwängen, die wir überwinden müssen. Am Anfang gibt es eine an der Sache orientierte Arbeitsteilung. Ich kann doch auch nichts dafür, dass es eher die Männer sind, die Artikel schreiben, rum rennen und organisieren, was den Frauen recht ist, und weshalb sie den größten Teil der Hausarbeit machen. Das schleift sich aber beschissen ein und dann ist eines Tages

der Eklat da, dass die Frauen behaupten, wir wären die Machos und würden sie immer den Müll runter tragen lassen. Also versucht man es mit ‚Dienstplänen‘. Aber das ist der Anfang vom Ende. Wenn ich eine Aktion vorbereite und mir dann vorgehalten wird, ich hätte aber nach ‚Plan‘ das Klo putzen müssen, dann reicht’s: das sind konterrevolutionäre Prioritäten.“

„Mmh. Und die Abzugsmaschine?“

Klaas macht eine Handbewegung, als würde er etwas hinter sich werfen: „Hat sich erledigt. In Münster hat ein Kollektiv sich auf das Drucken relevanter Literatur verlegt und druckt jetzt in erstklassiger Qualität, als schwarze Serie, auch die Bände von Wilhelm Reich. Dagegen haben wir keine Chance. Weder qualitativ, noch quantitativ.“

„Schade.“

„Scheiße ist das! Reine Kommerzialisierung. Die interessiert nur der Profit, den sie machen. Die würden auch Hitlers ‚Mein Kampf‘ drucken, wenn der sich verkaufen ließe.“

„Verstehe. Na, dann viel Glück. Grüße an Manuel.“

„Danke. Mach ich.“

Klaas nimmt seinen schweren Koffer wieder hoch und wir entfernen uns voneinander.

Ich beeile mich: ich habe einen Termin in der Druckerei mit Daniel, der mir die Vorlagen für die nächste Ausgabe des Freiburger Informationsdienstes FRID bringen will.

Daniel gehört inzwischen wie der ‚libro libre‘ und die Infos der Internationalismusgruppen zu meinen ständigen Aufträgen.

Die Herstellungspreise sind entsprechend dem politischen und wirtschaftlichen Hintergrund der Drucksache oder des Auftraggebers unterschiedlich gestaffelt. Flugblätter gibt es zum reinen Materialpreis. Politische Infos, die verkauft werden, zahlen einen zehnprozentigen Aufschlag für Strom und Miete. Wirtschafts- und Privatdrucksachen werden in orientaler Anlehnung an normale Druckpreise kalkuliert. Insgesamt können die Unkosten und ein kleines Plus erwirtschaftet werden.

82.

„... Es haben diejenigen Schüler, die an den Schulen die Revolte organisiert haben, darüber diskutiert, wie sie zusammen mit den Studenten, die ihre zukünftigen Lehrer sein werden, den antiautoritären Protest in einen sozialistischen Schulkampf transformieren können ... d. h. konkret, das Umfunktionalisieren des Unterrichts, das Verweigern von Klassenarbeiten, alle Formen der Regelverletzungen, Go-ins in Lehrerkonferenzen, Elternbeiratssitzungen und aktiv geführten Schulstreiks.“

Die Resolution der Arbeitskonferenz des SDS und des Aktionszentrums Unabhängiger und Sozialistischer Schüler in Frankfurt hätte man noch als unverantwortlich ablehnen können - die Schüler und Lehrlinge, die entsprechend opponierten und aus den Schulen und Lehrstellen verwiesen wurden: sie waren zu verantworten. Teile des Gartenhaus ab sofort mit Dieter: einem siebzehnjährigen, schlaksen Lehrling - dem wegen Aufsässigkeit die Lehrstelle aufgekündigt wurde: der daraufhin aus dem Pflegeheim abgehauen ist.

Lange Gespräche bringen dann zutage, dass noch ein Gerichtstermin wegen Autodiebstahls ansteht. Schlussfolgerungen der Diskussion: Beendigung des Abtauchens.

Gespräche mit Dieters Vormund, der schließlich zustimmt, Beistand bei der Gerichtsverhandlung, die mit Bewährung endet, Diskussionen und neue Lehrstellensuche. Alles braucht seine Zeit. Gideon der Dichter räumt für ein paar Tage freiwillig sein Dachzimmer - ein untergetauchter Schüler muss in einer neutralen Bleibe untergebracht werden.

Zum Entsetzen seiner Freundin wohnt Gideon diese Tage in dem unaufgeräumten Zimmer einer Wohngemeinschaft und schläft auf dem Fußboden.

Die amtierende Fachschaft der Germanistik werkelt immer noch vor sich hin: immer noch auf der Suche nach Gesprächsbereitschaft. Vergeblich: die wenigen liberalen Hochschullehrer sind im Lehrkörper isoliert, die konservative Mehrheit steht wie eine Mauer.

König liest wieder.

Allerdings verringert sich die Zahl der Zuhörer von Woche zu Woche. Aus der Hauptvorlesung im Audimax wird ein ‚Privatissime‘ für eine Handvoll Getreuer.

Sein arrogantes Auftreten, seine Rolle beim Rücktritt des Dekans, die Art seiner Themen und Literaturinterpretation, die lerntheoretischen und sozialpsychologisch-politischen Argumente gegen diese Art Vorlesungen – alles zeigt Wirkung. König versteht die Welt nicht mehr: „Bin ich denn so schlecht geworden?“ ist seine einzige Frage an die Kollegen.

Warum ist ein derart empfindsamer Gelehrter so ohne jede Empfindung für andere? Bleibt seine Empfindsamkeit auf sich selbst beschränkt: asozial? Wenn Flossenstein und Bollinger so sind: das war eine gerade Linie vom Burschenschaftler, nationalsozialistischen Offizier zum Professor, der immer nur in den Kategorien von Befehl und Gehorsam gelebt hatte. Aber König! - der einmal der junge Hoffnungsträger des Deutschen Seminars gewesen sein soll?

Aus meiner Wehrdienstzeit kenne ich noch die hierarchische Sicherheit der Dienstgradabzeichen auf meinen Schultern – die Geborgenheit unter meinesgleichen: den zumindest äußerlichen Respekt, den die Untergebenen mir zu erweisen hatten. War es das? Aber war diese Äußerlichkeit so sehr Teil des Selbstbewusstseins geworden, dass Menschen dieser Verbundenheit Angst hatten, mit der Hierarchie auch ihre Identität zu verlieren? Falls ja: dann wurde es Zeit, dass sie die Universität verließen.

84.

Ich habe von der Basisgruppe frei bekommen. Was ich außerhalb des Studiums tue, wird als Basisarbeit anerkannt.

Gideon der Dichter ist sehr fleißig gewesen: die redaktionelle Arbeit an den QUERheften ist abgeschlossen.

Die Themen des Heftes sind unserer Alltag: Überlegungen zu einem literaturwissenschaftlichen Studienmodell / Überlegungen zu einem Studienmodell der Linguistik / Zu den Gegenständen der Literaturwissenschaft / Die Logik der Sozialwissenschaft / Angst und Gewalt / Ihre Gewalt und die Unsere / Liebeslied.

Der Liedermacher Walter Moßmann, die Reform-Hochschullehrer Iser, Weinrich, Fuhrmann und Jauss, Karl Popper, die Basisgruppe Psychologie – alle hatten den Abdruck der Beiträge honorarfrei gestattet.

Mehrere Tage tippen Gideon der Dichter und ich abwechselnd die Druckvorlagen, lesen Korrektur, ändern, bis das Heft in die endgültige Form gebracht ist. Uns zur Seite: Rosi von Tingen, die für die äußere Form zuständig ist.

Rosi hat Skizzen zu Hause vergessen, die ich mir ansehen soll.

Sie ist ja schon ein schrilles Weib: toll geschminkt, in eng anliegenden Capri-Hosen und geschnürter Weste: bunt, selbst entworfen und genäht – die lebendige Boa Constricta im gläsernen Terrarium, als Sofatisch, hat mich dann aber schon irritiert. Ich setze mich so, dass ich das Schlangenviech nicht sehen muss. Wir kommen ins Plaudern, Rosi öffnet eine Flasche Chianti, zieht sich zwischendurch etwas Gemütlicheres an, während ich zur Boa rüberblinzele, *und ich weiß nicht mehr, wer angefangen hat, aber schließlich lagen wir auf dem Sofa und erkundeten intensiv unsere Körper.* Bevor es intimer wird, verschwinde ich noch kurz im Bad. Überrascht blicke ich mich um: Lichter, blau, gelb, rot, leise Musik, jede Menge Parfümflaschen. Ich öffne mehrere Flacons und entscheide mich schließlich für einen schweren Duft, den ich mir unter die Achseln reibe, einen Tropfen in den Bauchnabel. *Was*

sollen die Socken? Ich streife sie ab. Beim Betupfen der Fußgelenke trifft mich mein eigener Blick aus dem großen Wandspiegel: *das bist nun du: 179 groß* und spanne dabei den Brustkorb, drücke die Ellenbogen elastisch nach hinten, beginne das Rückrat zu spüren, den Körper in die Länge zu ziehen, *ja, ein paar Zentimeter mehr wären auch gut ...* Ich betrachte meine weichen, lockig fallenden Haare und mit der Frage, ob demnächst ein Friseurbesuch ansteht, *vielleicht sogar mit Färben? Rot? Wird das dunkle Haar weichen?* zeichne ich mit den Fingern beidhändig die Augenbrauen, die ausgeprägte Nase und die Lippen nach, kneife und zwicke mich ein bisschen, drehe mich in den Lichtkegeln hin und her, den blauen Augen in den verschiedenen Farbnuancen zu begegnen. Zufrieden lasse ich die Muskeln spielen, drehe mich ins Halbprofil. *Kommt gut: athletisch. Laufen, Springen, besonders Turnen am Hochreck, da kann mir kaum jemand etwas vormachen.* Alles, was Kraft, Technik und Ausdauer bedurfte, das war mein Metier. Beiläufig zünde ich mir aus einem herumliegenden Päckchen eine Zigarette an, *Menthol, warum nicht?*, und finde Gefallen an der Betrachtung des eigenen Ich. Rauch und Parfüm mischen sich wohltuend, intensiv, spannungsvoll.

Anscheinend hat es länger gedauert, als der Situation angemessen war: als ich ins Wohnzimmer zurückkomme, ist das Terrarium leer, der Raum abgedunkelt - aus dem Schlafzimmer leuchtet farbiges Licht: selbstvergessen räkelte sich Rosi nackt auf dem breiten Bett, die Boa neben ihr, zwischen ihren Schenkeln, auf ihr - *ich sah zu, fasziniert - ihre geilen Bewegungen - abgestoßen - verdammt ist die Schlange lang und dick - es riss mich hin und her, sammelte hastig meine Siebensachen zusammen, zerrte sie mir über den Körper und verschwand. Angst, dass ich das nicht ohne Macke überstanden hätte.*

Mehrere Tage stehe ich in jeder freien Stunde im Keller an der Druckmaschine: die Abende werden lang.

Zwischendurch kommen Gideon, HG, Beate und Ingrid zum Zusammentragen der gedruckten Seiten. Zusätzlich zum normalen Heft gibt es ausklappbare Seiten, nach unten, seitlich und: es gibt eine Sonderseite, zu deren Fertigstellung Beate und Ingrid noch weitere Frauen mitbringen. Mit Scheren in der Hand stehen sie um den einen der großen Tische herum und versuchen, die Arbeit zu vereinheitlichen: „Der ist viel zu groß.“

„Woher willst du das denn wissen?“

„Erfahrung.“

„Als Wunsch oder als Wirklichkeit?“

„Als Realität.“

„Dann muss das aber auf eine empirische Basis gestellt werden und mindestens zehn ...“

„Es gibt keine Norm.“

„Vielleicht sollte Carl mal die Hose ausziehen und wir orientieren uns an seinem Vorbild.“

Ich habe dem Geflachse bisher nur mit halbem Ohr zugehört. Wenn sie tatsächlich darauf bestehen würden, konnte ich mich dem nicht verweigern. Schließlich war es mein Beitrag zum QUERheft, um den sich die Frauen gerade kümmerten: „Happiness is a warm gun“ hatten die Beatles gesungen – ich hatte daraus ein Klappobjekt aus Pappe gebaut: Zwischen zwei Seiten war eine kürzere Seite eingeklebt, eine ovale Öffnung im Falz, die sich beim Aufklappen flach spannte und einen eingeklebten Penis aus Papier aufrichtete: „Gun warm is a happiness“. Tausend mal, so hoch war die erste Auflage des QUERheftes.

Ich war mir nicht sicher, wie ich reagieren würde, wenn sie tatsächlich darauf bestanden hätten – aber neugierig war ich schon, was dann passiert wäre.

Schließlich einigen sich die Frauen auf eine abstrahierte, intersubjektiv erkennbare Form, wobei jeder die Größe individuell überlassen bleibt. Länger als zwanzig Zentimeter durfte er allerdings nicht sein, sonst hätte er aus dem Heft herausgeragt.

Das fertige Heft, Format 20 x 20 cm, hat 106 Seiten, mit rotem Umschlagkarton und schwarzer Klebebindung, ein Stapel, alle Hefte aufeinander gelegt: zehn Meter Höhe.

Ein Vertriebsnetz ist nicht vorhanden. Also nimmt jeder aus unserem Bekanntenkreis, der nach Hause fährt oder Freunde besucht, zwanzig bis fünfzig Hefte mit, um sie den örtlichen Buchhandlungen in Frankfurt, Heidelberg, Göttingen, Hamburg, Berlin und wo auch immer, in Kommission anzubieten. Das Einzelheft kostet DM 2,50, die Buchhändler bekommen es für DM 1,50.

Nach drei Wochen ist die Auflage untergebracht und schon größtenteils verkauft. Die Arbeit am zweiten Heft kann beginnen. Gideon sprüht schon vor Ideen. Ich achte darauf, meinen informellen Pflegesohn Dieter nicht zu vernachlässigen.

Manchmal amüsiere ich mich, dass ich, als Zweiundzwanzigjähriger, einen siebzehnjährigen ‚Pflegesohn‘ habe: Bücher kaufen fällt flach: das Geld geht für die zusätzlichen Lebensmittel drauf.

85.

HG, der mich im Studentenrat vertreten hat, meint, es sei an der Zeit, dass ich mich dort mal wieder sehen lasse: die Dinge spitzen sich zu.

Die Landesregierung von Baden-Württemberg ist stolz darauf, „an der Spitze der Hochschulreform“ zu stehen: Novellierung des Hochschulgesetzes, Verabschiedung des Hochschulgesamtplanes, Verschärfung des Ordnungsrechtes und Zerschlagung der Verfassten Studentenschaft sind die angekündigten nächsten Schritte.

Nervös wandere ich in der Druckerei umher, schaue auf die Uhr, es ist bereits halb acht vorbei.

Endlich sind Schritte auf der Treppe zu hören. Mit einem Karton unter dem Arm stürmen HG und Beate die Stufen herunter: „Es hat geklappt!“

Außer Atem stellt HG den Karton auf einen der langen Tische, hebt den Deckel ab, nimmt eines der Papierblätter heraus und reicht es mir herüber: „Direkt aus dem Knast. Original, wie die Gefangenen sie als Wichsvorlagen bekommen.“

Einfarbiger, schwarz-weißer Druck: ein Mann und eine Frau, beide ohne Köpfe abgebildet, beide nackt. Die Frau liegt auf dem Rücken, die Beine hoch gestreckt: der Mann ist sie gerade am ficken. Scham der Frau und Schwanz des Mannes gut zu erkennen: grob und unästhetisch.

Ich frage nicht, wie sie die Blätter organisiert haben. Ich weiß, es gibt Verbindungen in die Haftanstalten, kritische Beamte und Juristen, Menschen die an den bestehenden Verhältnissen etwas ändern wollen.

„Hast du den Text fertig?“ „Hier!“

Mir fällt auf, dass HG statt seines ständigen Bleistifts einen Kugelschreiber hinter dem Ohr stecken hat.

„Hast du deinen Bleistiftanspitzer verloren?“

HG greift sich an das Ohr, wird verlegen: „Mmh ... den habe ich gestern irgendwo liegen gelassen ... und ... Beate hat nur Kugelschreiber zu Hause.“

Ich freue mich für die beiden: „Ist doch prima, dass ihr euch gefunden habt!“

Ich konnte es beiden nachempfinden. Und wenn HG die Worte fehlten, dann musste es ihn richtig erwischt haben.

Beate reicht mir den Text zurück, lächelt still und blinzelt mich an: „In Ordnung, mach hinne.“

Den Text auf die Druckplatte übertragen, das Papier vorstapeln, alles ist schon Routine: nach zehn Minuten laufen die Blätter durch die Maschine - jetzt allerdings mit einer Rückseite bedruckt:

„Justizminister Schieler spricht
heute Abend im Audimax über ‚humanen Strafvollzug‘.

Worin liegt der Zweck der Strafe? In der Aussonderung der Verurteilten aus der Gesellschaft, im sexuellen Entzug. Das ist die eigentliche Strafe, dass diesen Menschen die normale, erwachsene Sexualität zwischen Mann und Frau unmöglich gemacht wird.

Doch die Justizverwaltung weiß darum: also verteilt sie diese Wichsvorlagen in den Männerknästen, damit die Gefangenen onanieren können, ihren sexuellen Druck abreagieren und keine Randle machen.

Wie will man Menschen ‚resozialisieren‘, sie befähigen in der Gesellschaft zu leben, wenn sie keine Chance haben, ihre Sexualität menschenwürdig zu erleben - wenn Strafgefangene die Frauen nur in Gestalt von abgeschnittenen und brutalen Wichsvorlagen erleben?

Wenn das ‚humaner Strafvollzug‘ ist, dann wird deutlich, dass unter allen Tieren nur die Menschen ihre Artgenossen einsperren. Das ist also das ‚humane‘ daran – das, was Menschen anderen Menschen antun!

Fragen wir doch den Justizminister, ob das, was in den Haftanstalten passiert, ‚Resozialisierung‘ ermöglicht: Lernen, mit anderen Menschen friedlich und respektvoll zusammenzuleben – oder ist es Strafe, wegsperren, Erniedrigung? Dann soll er das auch so sagen und uns nicht die Ohren vollblasen mit seinem angeblichen oder tatsächlichen so ‚humanen Strafvollzug‘. Fragen Sie den Justizminister!“

Bei exakt fünfhundert bleibt der Auflagenzähler stehen, als der letzte Bogen bedruckt ist.

„Ich sag’s ja, in der Justiz herrscht Ordnung! Da wird nicht nur das Klopapier und das Brot abgezählt.“

HG packt die Druckbogen zurück in den Karton, ich bringe die Druckmaschine mit ein paar Handgriffen in ‚Ruhestellung‘, Beate steht schon am Lichtschalter.

Zu dritt laufen wir durch die menschenleeren Straßen: Oberlinden, Salzstraße: es sind nur wenige Minuten. Punkt acht stehen wir an den Eingängen des Audimax und verteilen die

Flugblätter. Auch wenn es nicht der ‚Playboy‘ ist, dieses Mal werden uns die Blätter beinahe aus der Hand gerissen. Der Justizminister hat kein Heimspiel mehr. Er muss sich kritischen Fragen stellen, auf die auch er keine Antwort weiß.

86.

Wohne wieder alleine: Dieter will Disk-Jockey werden, hat Kontakte geknüpft - ist mit Zustimmung des Vormunds nach Kaiserslautern umgezogen.

Mit Manuel zusammen gesessen: uns beiden war aufgegangen, dass uns die Hochschulgruppen abhanden gekommen sind: die HSU hat sich in die Basisgruppen transformiert, gehört als Gruppenetikett der Vergangenheit an. Der SDS, mit seiner größeren Mitgliederzahl, hat sich in mehreren Projekten realisiert - den Basisgruppen, dem FRID, dem Kinderladen, den Internationalismusgruppen – es gibt noch Arbeitskonferenzen zu speziellen Themen, aber als Gesamtorganisation sind die Bundesdelegiertenkonferenzen in der Versenkung verschwunden. Die regionalen SDS-Gruppen scheinen ein Torso zu sein, bei dem sich noch niemand entschließen konnte, ihn zu beerdigen oder zu aktivieren.

Sind uns einig: die linken politischen Hochschulgruppen sind historisch überholt und haben sich zurecht aus der organisatorischen Bedingtheit ihrer Gründung befreit. Möglicherweise auch das Fehlen einer Mutterpartei, einer übergeordneten Organisation, in der die politische Arbeit an der Universität ihre Fortsetzung finden würde: die Karriereleiter: AStA-Vorsitzender – Juso- / RCDS-Vorsitzender – Bundestagsabgeordneter – Bundesminister, hat keine Entsprechung auf der linken Seite des politischen Spektrums. Wir haben uns unsere eigene Zukunft zu bauen: da wird es sicherlich keine bereitstehenden Karriereleitern geben.

87.

Freitags Abend arbeite ich die Buchhaltung der vergangenen Woche auf. Dann habe ich nichts weiteres zu tun, sortiere noch die Druckaufträge für die kommende Woche und entscheide mich, das Flugblatt für die Republikanische Hilfe schon jetzt zu drucken, dann hatte ich am nächsten Tag weniger zu tun:

„Die Hüter des Rechts sollen nun auch den bewussten und organisierten Protest bewältigen. Alle erforderlichen Mittel sind bereitgestellt, Gesetze, Polizisten, Gefängnisse.

Über 1.000 Prozesse in Hamburg, ebenso in Berlin, 300 in Heidelberg und in Tübingen. Überall der lächerliche und scheinheilige Aufwand für ‚Rechtsfindung‘. Demnächst werden auch in Freiburg die Eunuchen des Systems ihre schwarzen Roben anziehen, um über die Rektoratsbesetzung, das Problem des Taxi-Rektors, Vorlesungssprengung bei den Germanisten usw. zu Unrate sitzen ... Rechtshilfe ist Widerstand.

Um aber auch an kleines Geld zu kommen, das sonst als Profit in die Kassen irgendeines überflüssigen Kulturvereines fließt, veranstaltet sie ein SING-IN ...“

Walter Moßmann und Dr. Dr. Dr. Rudolf Schwendter geben ein Benefiz-Konzert, singen zur Gitarre und Kindertrommel.

Es ist schon gegen Mitternacht, monoton drehen sich die Zylinder der Druckmaschine, ich werde müde, die Einsamkeit des Druckers beim Nachtschichttrattern ... im Halbdunkel der Kellertreppe steht plötzlich ein Mensch: Sandalen, braune Cordhose, schwarze Lederjacke, darunter ein gelber Rollkragenpullover, dunkelblonde, halblange Haare: eine Frau.

Müde, lächelnd, blickt sie zu mir: „Kann ich irgendwie helfen?“

„Danke, im Augenblick ist nichts, aber es ist schon eine Hilfe, wenn überhaupt jemand da ist.“

Die Frau blickt sich suchend um, setzt sich.

Ich habe mit meiner Maschine zu tun, noch die Rückseite, als ein Blick zum Schaukelstuhl mich stutzen lässt: sie ist einge-

schlafen. Sie könnte wohl so alt sein, wie ich selber. Ich habe sie bisher nirgendwo gesehen.

Ihr Kopf liegt zur Seite geneigt, von den blonden Haaren umkränzt, ihr gleichmäßiger Atem: ein Bild der Ruhe und Friedfertigkeit. Das gleichmäßige Rattern der Druckmaschine verstärkt noch den Eindruck der Stille, die plötzlich im Keller entstanden ist und ich versinke in diesem Empfinden.

IF I WERE A CARPENTER
AND YOU WERE A LADY...

Als ich die Druckmaschine ausschalte, schreckt sie auf: „Entschuldige, ich gehe dann nach Hause.“ Damit ist sie aufgestanden und noch schlaftrunken lehnt sie mein Anerbieten: „Soll ich dich begleiten?“ kopfschüttelnd ab: „Danke, es geht schon.“ Sie ist genauso plötzlich verschwunden, wie sie aufgetaucht war. Ich beeile mich: Kittel ausziehen, Licht ausschalten, Tür verschließen.

Die Herrenstraße: im Halbdunkel der Straßenlaternen. In beiden Richtungen: nichts von ihr zu sehen. Die Stadt schlief bereits. War noch elektrisiert. Müde durch die Straßen getrotet: noch ganz in dem Empfinden ihrer unwirklichen Erscheinung und der Stimmung versunken.

Das Gartenhaus: immer eine Art Höhle für mich, wo ich mich geborgen fühlte, bei mir war – jetzt sitze ich hier, fühle mich allein:

Gewitterruhe

Straßen

die über Ufer treten

kühlendes Feuer

in mir

Wie vom Donner gerührt bin ich stehen geblieben. Die Blondine der Nacht ist mir gerade auf der hölzernen Galerie in der Herrenstraße begegnet: eine Brötchentüte in der Hand.

„Guten Morgen! Find ich ja toll, dass du Brötchen mitbringst!“

Mit „Guten Morgen!“ und einem Blick, als ob sie mich noch nie gesehen hat, ist sie mit ihrer Brötchentüte im ‚libro libre‘ verschwunden.

„Morgen, Carl. Willst du hier Wurzeln schlagen?“

Ruiz, der Bolivianer aus der Internationalismusgruppe, klopft mir freundlich auf die Schulter.

„Morgen, Ruiz. Hast du die Frau gesehen, die gerade in den Buchladen gegangen ist?“

„Du meinst Ruth?“

Die Erscheinung ist also nicht nur aus Fleisch und Blut, sie hat auch einen Namen.

„Wahrscheinlich.“

„Na dann, Venceremos!“

Ruiz verschwindet auf der Treppe zum ersten Stockwerk - Ich denke nach, wie ich mich unauffällig im Buchladen umschauen kann: nur so, geht nicht. Im Keller greife ich mir eine Lage der Flugblätter für das Sing-In und trage sie zum Buchladen hinüber, um sie dort auszulegen. Das war normal, tat ich auch mit anderen Flugblättern.

Gerne habe ich die Einladung des Buchhändlers zum Frühstück angenommen, sitze ungewöhnlich still auf meinem Stuhl und versuche, nicht allzu auffällig zu glotzen. Ich hatte mich nicht verguckt. Und die Stimme!

Als Frühstücksgast am Tisch sitzend, erinnert sich Ruth an mich und ihren kurzen Besuch im Druckkeller. Sie ist Krankenschwester, arbeitet in der Universitätsklinik und war ursprünglich als Verlobte eines Studenten nach Freiburg gekommen. Das hatte sich inzwischen erledigt.

COITO ERGO SUM.

Wenn ich jetzt einen Kopfstand mache: ich würde mit den Füßen die Sterne berühren. Bisher keine konkreten Erwartungen oder Vorstellungen gehabt, wie ‚meine‘ Frau sein sollte. Doch alles, was ich mit Ruth erlebe: es ist nichts anderes, als das, was ich mir gewünscht hatte, obwohl ich bisher nicht wusste, das es das gewesen wäre. Alles.

Lautlose Schreie / brechen sich / in deiner Haut

89.

Im Landtag wird in erster Lesung die Novelle zum baden-württembergischen Hochschulgesetz beraten: im überfüllten Audimax drängen sich die Studenten.

Die Novellierung hat die Einführung des Ordnungsrechtes und die Auflösung der Verfassten Studentenschaft zum Inhalt.

Ein breiter, träge dahin fließender Strom wird zum reißenden Kanal, wird das Flußbett eingeeengt: von den 1.500 anwesenden Studenten stimmen 1.400 für einen unbefristeten aktiven Streik. Der Studentenrat wird beauftragt einen Streikrat zu bilden.

Zum folgenden Tag beruft der Studentenrat jedoch eine neue Vollversammlung ein und lässt den Streikrat direkt wählen: sieben Vertreter der Fachschaften, sieben der Basisgruppen, drei Vertreter der Projektgruppen und zwei des AStA. Der Studentenrat bestätigt noch am gleichen Abend den Streikrat, der damit - innerhalb der gesamten Universität - die bisherigen Kompetenzen von AStA und Studentenrat übernimmt.

Das Audimax wird zum zentralen ‚Agitations- und Informationszentrum‘, in dem der Streikrat ständig tagt:

„Den aktiven Widerstand leiten wir dadurch ein, dass wir

1. den Vorlesungsbetrieb boykottieren; in allen Übungen und Seminaren den Ministerratsbeschluss diskutieren.

2. in allen Übungen und Seminaren wird das Konzept der freien Arbeitsgruppen und die damit verbundene inhaltliche

Neubestimmung der jeweiligen wissenschaftlichen Bereiche diskutiert.

8h	Jeschek (Jura) sprengen	Hs 3044
9.30	BG Historiker	Alte Uni
11h	Politologen Vollversammlung	2006 <u>wichtig</u>
13h	Anglisten BG	vor der Mensa
14h	Germanisten BG	FS-Raum
16h	Mediziner Vollversammlung	Audi-Max
	anschließend Demonstration in der Innenstadt	
16h	Volkswirte Vollversammlung	2004
16h	Jura BG	Alte Uni wichtig
18h	Gruppe Agitation	Agit-Raum Alte Uni
	(es treffen sich alle Maler, Streicher, Kleber)	
20h	Studentenrat	(Mensa)

Weitere Informationen auf dem asta tel 203683 oder in der alten uni im agit-raum (ehemals 108) und im kg2

Der dreißigköpfige Studentenrat behandelt ein besonderes Problem: Falls die Studentenschaft als ‚Verfasste Körperschaft‘ aufgelöst wird, wurden die finanziellen Rücklagen der 11.000 Studenten frei, die bisher in Höhe eines Semesterbeitrages als Sicherheit gebildet werden musste: rund 400.000,-DM.

Die Entscheidungsbefugnis des Studentenrates kann aus formal-rechtlichen Gründen an kein anderes Gremium delegiert werden. Eine Kommission der Juristen wird beauftragt, zu klären, welche Möglichkeiten die Landesregierung haben könnte, dieses Geld einzuziehen oder zu sperren und bis wann das Geld zur Verfügung stand, bevor es der Studentenschaft aus haushaltsrechtlichen Gründen vorenthalten werden konnte.

90.

Ruth war überrascht: aber war nicht sehr schwierig, sie zu überreden: zu heiraten. Ich will mit ihr zusammen bleiben: für

immer. Warum sollen wir uns scheuen, das nach außen zu bekunden. Nur, weil Ehe eine bürgerliche Konvention ist? Nutzen wir sie! Immerhin schützt diese Konvention eine Frau in der spießigen Gesellschaft einer Kleinstadt vor übler Nachrede.

Meine Bitte an meine Eltern, mir die Geburtsurkunde meines zweitältesten Bruders zu schicken - sie ist der einzige behördlich anerkannte deutsche Staatsangehörigkeitsnachweis meines Vaters - auf ihr war mein Vater als Sturmbannführer der Waffen-SS eingetragen - alle anderen Unterlagen waren Kriegsende verloren gegangen - löst einen heftigen Brief meines Vaters aus, der mich eindringlich über mehrere Seiten ermahnt, mich nicht so früh zu binden.

Ruths Eltern fallen aus allen Wolken, willigen dann aber darin ein, dass sie mit mir am Wochenende zu Besuch kommen würde. Das Familienstammbuch liegt in einer Schublade.

Es war spätabends geworden, als Ruth und ich in der Kleinstadt ankommen. Ihre Eltern sind bereits schlafen gegangen.

Nach kurzer Musterung im Flur durch die Mutter im geblühten Frotteemantel werde ich in das Wohnzimmer geschickt und höre auf dem Flur einen kurzen, heftigen geflüsterten Disput zwischen Mutter und Tochter.

„Sie wollte, dass du im Zimmer meines Bruders schläfst und ich bei ihnen auf der Besucherritze.“ Ruth lacht und küsst mich: „Als ob wir bisher nur Händchen gehalten hätten“, und baut die Schlafcouch im Wohnzimmer zu unserem gemeinsamen Bett um.

Ich werde morgens wach, als ich meinen zukünftigen Schwiegervater im Flur vorbeigehen sehe, der nur einen kurzen Blick ins Wohnzimmer wirft und dann in der Küche verschwindet.

Es gefällt mir sofort, wie Ruths Vater allein in der Küche sitzt, den Tisch gedeckt hat und alle Förmlichkeiten beiseite schiebend, zum Thema kommt: „Ich habe mir früher manchmal so ausgemalt, wie eines Tages ein junger Mann sich anmeldet, mit Blumenstrauß und im Anzug vor der Türe steht und dann

in einem sehr höflichen, ernsthaften Gespräch mit mir, um die Hand meiner Tochter bittet.“

Melancholisch lächelt er mich an; ich überlege, ob ich das nachholen könnte, und nippe an meinem Kaffee.

„Du studierst?“ Ich nicke und erzähle von mir.

Bei den Vorbereitungen zum Mittagessen müssen meine Kartoffelschälkünste auch meine zukünftige Schwiegermutter überzeugt haben.

Es ist ihnen anzusehen, dass sie mit der Entscheidung ihrer Tochter einverstanden sind.

Was hätten sie auch anderes tun sollen, wenn sie ihre Tochter nicht verlieren wollten?

91.

Eine Woche Diskussionen hat das gesamte Klima in der Universität deutlich verändert:

9.00 Uhr	Flossenstein-Sprengung (Physiologisches Institut)
10.00 Uhr	Studienausschusssitzung Historiker (Austritt des Fachschaftsrates.) Helft massenhaft. Helft. Hist. Che-Guevara-Institut KG I
11.00 Uhr	Teach-In Politologie (Klausurkampagne) HS 3041
14.00 Uhr	Wichtig Wichtig Wichtig Wichtig Wichtig: Germanisten-VV Audi-Max (FS-Wahl)
15.00 Uhr	BG-Psychologie (Wilhelm-Reich-Institut)
16.00 Uhr	Schülerprojektgruppe (Alte Uni)
17.00 Uhr	Pers.-Psych. (Bender) Aula KG I
18.00 Uhr	AUSS MV (Alte Uni – Theatersaal)
19.00 Uhr	Plenum FAG's Soziologie (Alte Uni)
20.00 Uhr	VV-Psychologie Wilhelm-Reich-Institut Wichtig
21.00 Uhr	BG-Politik Lenin-Institut KÄMPFT SCHNELLER, GENOSSEN ! Streikrat

MAN MUSS DIESE VERSTEINERTEN VERHÄLTNISSE
DADURCH ZUM TANZEN ZWINGEN, INDEM MAN
IHNEN IHRE EIGENE MELODIE VORSINGT!

Die Vollversammlung der Germanisten wählt die Basisgruppe
wieder zur Fachschaft.

Der Rektor stellt fest: „Seit drei Wochen sind die Politologen
an der Abhaltung von Lehrveranstaltungen gehindert. Sie
wurden von einer studentischen Übermacht des Instituts ver-
wiesen mit dem Bemerkten, sie sollten gehen, sie hätten genug
Unsinn geredet.“

Die abendliche Befestigung des Transparentes über dem Ein-
gang zum Seminar für Politik als ‚Lenin-Institut‘ bringt für
einen das Fass zum Überlaufen: Hennischließt persönlich die
Tür zum Seminar ab. Begründung: „Das ist mein Institut.“:
Aussperrung.

*Lehrveranstaltungen: eingestellt: gegen den Willen der Do-
zenten oder aus Protest der Dozenten gegen die Störungen.
Undefinierbare Situation zwischen aktivem Streik, Aussper-
rungen, Neuer Universität, Selbstorganisation der Studenten
und Zusammenbrechen der Universitätshierarchie - zwischen
Aktion und Paralyse. Der Rektor und die Ordinarien wagen
nicht, Polizei einzusetzen. Gegen 50-100 Studenten hatten sie
sich getraut, gegen 2.000 und mehr sind sie zu feige: sie har-
ren aus - halten sich lieber bedeckt.*

Die Basisgruppen versuchen, das Klauen der Bücher aus den
Institutsbibliotheken zu verhindern:

BÜCHERKLAU IST KONTERREVOLUTIONÄR!

BÜCHER SIND KOLLEKTIVES EIGENTUM!

WER SICH AN PRODUKTIONSMITTELN VERGREIFT,
BEKLAUT SICH SELBST!

Die Redaktionssitzung für das zweite QUERheft findet ihren Abschluss mit seinem Ende: Gideon der Dichter und ich gehen an diesem Abend getrennt auseinander.

Während ich ihm vorgeworfen habe, er sei ein ‚unpolitischer Schöngeist und objektiv ein Reaktionär‘, hat Gideon der Dichter mir vorgehalten, ich wolle ausschließlich eine ‚Kampfgrabenliteratur‘.

Ich habe tatsächlich keine hohe Meinung von bestimmten Varianten moderner Lyrik.

Vielleicht hätte ich Gideon nicht zeigen sollen, was ich als ‚Gegengedicht‘ geschrieben habe:

Moderne Dichtung

hat viel

Natürliches

an sich.

Wie der Bulle

auf der Besamungsstation

bespringt der Dichter

sein Lexikon

und sondert Lyrik

ab.

Das ist meine Wahrheit. Gideon sieht es anders.

Nehme es nicht sehr schwer: was ich hatte beweisen wollen, das ist bewiesen: auch ohne viel Geld konnte man eine Zeitschrift herstellen und kostendeckend verkaufen: wenn man etwas wirklich will, kann man es auch (manchmal/meistens).

Diesen Freitagabend setze ich das Schreiben an die Abonnenten auf, sie davon zu unterrichten und ihnen das Abonnementgeld zurückzuzahlen.

Ruth hat Nachtschicht im Krankenhaus: es ist egal, wie lange ich arbeite. Nachts wäre ich dann beinahe über den Obstkorb gestolpert, den die Hausbesitzerin mit Gartenäpfeln gefüllt und Grußzettel vor die Tür des Gartenhauses gestellt hat.

Am nächsten Morgen stelle ich das Gartenhaus auf den Kopf, auf der Suche nach meinem Werkzeugkasten, bis mir einfällt, dass ich das Werkzeug und die Bohrmaschine vor vierzehn Tagen an eine neue Wohngemeinschaft ausgeliehen habe. Es ist nicht weit, also mache ich mich auf den Weg.
„Nee, haben wir nicht mehr.“
„Wie bitte?“
„Nee, haben wir weitergegeben - da war noch ne andere WG die die brauchte.“
„Entschuldigt mal, ihr könnt doch meine Bohrmaschine und den Werkzeugkasten nicht einfach weitergeben ...“
„Nee, nerv doch nicht mit deinem Scheiß Besitzindividualismus. Wenn du's unbedingt meinst, dass es dir gehört, kannst dir den Kram ja dort abholen.“

93.

Mit dem bevorstehenden Semesterende werden die Vorschläge für Lehrveranstaltungen im Wintersemester verabschiedet:

- 1.) Sprache und Sozialisation; Sprachbarrieren
 - a.) Schichtenspezifisches Sprachverhalten: Wie bestimmt die Sprache kognitive Prozesse und Abstraktionsfähigkeit?
 - b.) Nachrichtensprache: Sprachmuster ohne Zusammenhang, Aktualitäten ohne Hintergründe und rationale Bezugssysteme, autoritäre Sprachhaltung.
These: Sprache, die ihre Bezugssysteme nicht preisgibt, ist die Sprache der Herrschenden.
 - c.) Zeitungen: Nach welchen Prinzipien richtet sich die ‚Aufmachung‘ einer Information Was heißt Informationen ‚verkaufen‘? (Was bedeutet die Badische Zeitung für Freiburg?).
- 2.) Situation des Lehrers
- 3.) Gesellschaftlich relevante Literatur ...
 - a.) Massenkultur sog. Trivialliteratur
 - b.) Science fiction

Die Liste ist lang und soll Diskussionsgrundlage für das kommende Semester sein.

Das baden-württembergische Kultusministerium hatte sich inzwischen mit Flugblättern in den aktiven Streik eingemischt: „Ordnungsrecht – warum?

Ohne ein Mindestmaß an Ordnung an den Hochschulen gibt es keine Hochschulreform. Die Hochschulreform hat folgende Grundvoraussetzungen:

1. dass Meinungsfreiheit besteht,
2. dass die Freiheit von Wissenschaft, Forschung und Lehre gewährleistet ist, und
3. dass die Selbstverwaltungsorgane der Hochschule handlungsfähig sind.

Diesem Ziel dient das Ordnungsrecht. Jede Hochschulreform muss scheitern, wenn wir tatenlos zusehen, wie unsere Hochschulen in Arenen für Kampf, Gewalt und Terror ‚umfunktionierte‘ werden.“

Was wollte der Kultusminister? Meinungsfreiheit bestand, und die Selbstverwaltung der Hochschule klappte durchaus. Dass die Ministerialen, im zweiten Punkt, die Freiheit des Lernens vergessen hatten?: nun ja, da hatte man eben nachbessern müssen.

Und, hinsichtlich der ‚Arenen‘: er sollte mal den Torero Rektor Bruno zur Ordnung rufen.

94.

Das Semester wird nicht anerkannt und im Studienbuch gestrichen.

Bitter, aber was soll's.

Abends zwei Dokumentarfilme vom Agit-Komitee des Streikrates: Zengakura in Japan, SDS in den USA.

Wahnwitzig: die Zengakura verbarrikadieren sich in der Universität: die Polizei greift mit Hubschraubern, Tränengas und Nebelgranaten an. Hundertschaften von Polizei und Zengaku-

ra prügeln gegenseitig aufeinander ein: mittelalterliche Landsknechtschlachten.

Dann USA: Protest gegen den Vietnam-Krieg in Little Rock/Arkansas: Studenten sind niedergeschossen worden: die Nationalgarde schirmt den Gouverneurssitz mit aufgepflanzten Bajonetten ab: die zornig schreienden Studenten hilflos vor der militärischen Front.

In Berkeley sprengen Studenten das Chemie-Institut der Universität in die Luft – Protest gegen den Einsatz von Napalm in Vietnam.

Und unser Mimikry?

95.

Die Juristen-Kommission des Studentenrates hat bestätigt, dass die Rücklage eines Teils der Semesterbeiträge weiterhin der Studentenschaft gehört und der Studentenrat als höchstes Exekutivorgan baldmöglichst, vor Semesterende, über die Ausgaben zu entscheiden hat.

Nach allgemeinen Diskussionen über die Verwendung der frei werdenden Gelder hat der Studentenrat einstimmig beschlossen, dass die technischen Druckkapazitäten der Studentenschaft äußerst mangelhaft, die AStA-Räume dafür viel zu klein und zudem ständig dem Zugriff des Rektors ausgesetzt sind.

Die Juristen werden beauftragt, eine Satzung für einen ‚Studentenpress e.V.‘ auszuarbeiten, der von einem Kuratorium geleitet werden soll.

Ich erhalte den Auftrag, zusammen mit zwei weiteren Kommilitonen, Angebote für Druckmaschinen einzuholen und eine Empfehlung abzugeben.

Nach mehreren Telefonaten sind wir drei in Baden-Württemberg auf ‚Cognac-Tournee‘ unterwegs: in allen Niederlassungen und Verkaufsbüros von Druckmaschinenherstellern, sei es in Freiburg, Stuttgart oder Heidelberg, werden erst

einmal Flaschen und Gläser auf den Tisch gestellt. Kaffee gab es auch. Für den, der wollte.

Nach drei Tagen haben wir die Unterlagen zusammen und legen dem Studentenrat ihre Empfehlung vor: Summa summarum ist ein Investitionsvolumen von 200.000,- DM notwendig, um die gewünschte Druckerei mit A2 - Maschine, technischer Vorstufe und Weiterverarbeitung einzurichten.

Ohne lange Diskussionen wird die Empfehlung angenommen, das Geld dafür einstimmig bewilligt.

Dann ist Schluss mit der Übereinstimmung.

Um jede weiteren 1.000,- DM wird gefeilscht wie auf dem Basar. Ständig muss die Sitzung unterbrochen werden, um sich auf den Gängen zu besprechen.

Manuel und Wormit - als die jeweiligen Gruppenführer von linker und rechter Fraktion - hätten das einfacher halber auch direkt miteinander absprechen können, als diese stundenlange orientalischen Verhandlungen: das Ergebnis wäre das gleiche gewesen! Je kleiner die verhandelte Summe: umso länger dauert die Feilscherei.

Wollen die Vertreter des SDS einen Zuschuss für den Kinderladen, will der RCDS entsprechend einen Zuschuss für die Kinderkrippe; will Manuel einen Zuschuss für den FRID, will Wormit einen Zuschuss für das RCDS-Info...

96.

Die Genossen des SDS haben ihre Ankündigung nicht wahr gemacht, das alte Rathaus der Stadt, in dem das Standesamt untergebracht ist, an diesem Tag in die Luft zu sprengen.

Nach unserer standesamtlichen Heirat warten Arbeitskolleginnen von Ruth sowie HG und Ingrid überraschend auf dem Rathausplatz - wir sind dann alle zusammen in das Eis-Café gegangen. Zur Feier des Tages gibt es eine Runde Eisbecher.

Gideon der Dichter und seine Freundin haben im Gartenhaus ein Hochzeitsessen für Ruth und mich vorbereitet: es wird spät, bis wir beide wieder alleine sind.

Es dauert eine ganze Weile, bis ich die Passage gefunden habe: „Wenn wir auf die Titelseite Obelix und Idefix nehmen, in die Mitte des Heftes die Heiratsurkunde und zum Schluss ‚Die Liebenden‘ von Brecht, sollten wir an den Anfang das Marx-Zitat stellen.“

Ruth liegt schon Bett, denkt und lacht dann: „Ich habe mir gerade das Gesicht meiner Mutter und ihrer Freundinnen vorgestellt, wenn sie den Text in unserer Heiratsanzeige lesen werden.“

„Wir können die Quellenangabe ja weglassen, falls das zu provokativ ist. Das Zitat beschreibt aber genau das, was wir wollen: ‚Die volle Freiheit der Eheschließung kann also erst dann allgemein durchgeführt werden, wenn die Beseitigung der kapitalistischen Produktion und der durch sie geschaffenen Eigentumsverhältnisse alle die ökonomischen Nebenrück-sichten entfernt hat, die jetzt noch einen so mächtigen Einfluss auf die Gattenwahl ausüben. Dann bleibt kein andres Motiv mehr als die gegenseitige Zuneigung...‘ “

„Küss mich.“

Ich küsse Ruth und befreie mich wieder aus ihrer Umarmung: „Und wir können dann den Text nehmen, bis ..., warte mal: ..., Die Unlösbarkeit der Ehe ist teils Folge der ökonomischen Lage, unter der die Monogamie entstand, teils Tradition aus der Zeit, wo der Zusammenhang dieser ökonomischen Lage mit der Ökonomie noch nicht recht verstanden und religiös oktruiert wurde. Sie ist schon heute tausendfach durchbrochen. Ist nur die auf Liebe gegründete Ehe sittlich, so auch nur die, worin die Liebe fortbesteht. Die Dauer des Anfalls der individuellen Geschlechterliebe ist aber nach den Individuen sehr verschieden, namentlich bei den Männern, und ein positives Aufhören der Zuneigung, oder ihre Verdrängung durch eine neue, leidenschaftliche Liebe, macht die Scheidung für beide Teile wie die für die Gesellschaft zur Wohltat. Nur wird

man den Leuten ersparen, durch den nutzlosen Schmutz eines Scheidungsprozesses zu gehen.‘ Zitatende.“

Ruth gähnt: „Lies mir lieber noch mal das Gedicht von Brecht vor.“

„Wenn du willst. Aber nur den Schluss:

„So unter Sonn und Monds wenig verschiedenen Scheiben
Fliegen Sie hin, einander ganz verfallen.

Wohin, ihr? - Nirgend hin. - Von wem dann? - Von allen.

Ihr fragt, wie lange sind sie schon beisammen?

Seit kurzem. - Und wann werden sie trennen? - Bald.

So scheint die Liebe Liebenden ein Halt ‘.“

„Nun komm unter die Decke und lass es uns leben.“

97.

Wir wünschen uns, zusammen eine längere Reise zu unternehmen. Irgendwann in nächster Zeit, bald, im nächsten Jahr? Wir haben die Monate gearbeitet. In Ulm, bei einer Firma, die industriell Bilderrahmen herstellte, in Hamburg: Ruth als Urlaubsvertretung in der Praxis von meinem Vater, ich im Hafen als Schauermann.

Der Bundestagswahlkampf läuft, die bunten Plakate von Willy Brandt und seinen Kontrahenten säumen die Hauptstraßen der Städte, ich erlebe irritiert die Begeisterung meines Vaters für den Werbespot der DKP im Fernsehen: „Toll! Wie Ernst Thälmann!“

So hat der Kandidat zwar tatsächlich ausgesehen, aber seit wann ist mein Vater begeistert, wenn jemand die Faust empor streckt und mit grimmigen Gesicht „Rot Front“ sagt?

98.

Anfang Dezember sind wir wieder in Freiburg. Bis Mitte des Monats muss ich mich spätestens zurückgemeldet haben.

Die Universität ist äußerlich ruhig.

Der aktive Streik am Ende des Sommersemesters hat allerdings gezeigt, dass die Studenten wie ein schlafender Riese sind, den die Ordinarien nicht allzu sehr piesacken durften, um ihn nicht aufzuwecken.

Die Vorschläge der Basisgruppen werden diskutiert und es hat allen Anschein, dass die konservative Mehrheit der Professoren bereit ist, den Arbeitsgruppen und Projekten einen Nebenraum im Haus der Universität einzuräumen - solange sie nicht das Wohnzimmer betreten.

HG hat dazu spöttisch etwas angemerkt, das wie „Abstellkammer“ klang, ich finde den Weg in Ordnung.

Ihre Arbeit wird nur eine breitere Basis finden, wenn sie innerhalb der Universität stattfindet. Wir haben einen Freiraum erkämpft, den wir nun langsam erweitern können.

Wenn Ruth und ich längere Zeit, ein paar Monate, wegfahren wollen, dann ist jetzt ein geeigneter Zeitpunkt: Ich bin müde: die vergangenen zwei Jahre haben viel Kraft gekostet.

99.

AStA und SDS erwachen noch einmal aus ihrer politischen Agonie: der Vietnamkrieg und die Aufklärung über die Doppelmoral westlicher Politik war eines der Themen gewesen, an denen der SDS gewachsen war.

Nach einem dreistündigen Teach-In im Audimax am Nachmittag formiert sich der Demonstrationzug vor der Universität: 18.00 Uhr: nach Geschäftsschluss.

15.000 Flugblätter sind gedruckt worden.

Klirrende Kälte. Vorweihnachtseinkäufe.

„Was meinst du? Wie viele Leute sind das?“

HG reibt sich die klammen Finger und klemmt die Flugblätter unter den Arm, um sich besser den warmen Atem in die geballten Fäuste blasen zu können.

„Zweitausend werden es wohl sein.“

Langsam setzt sich der Zug in Bewegung. HG und ich versuchen, unsere Stapel der Flugblätter zu verteilen:

„Deutschland ist 1939 aus machtpolitischen Gründen in fremde Länder eingefallen, so wie es heute Amerika in Vietnam tut. Deutschland hat furchtbare Verbrechen zugelassen, so wie heute Amerika in Süd-Vietnam. Das, was Sie erlebt haben, darf sich in keinem anderen Land der Erde wiederholen. Dagegen müssen wir kämpfen. Wir, die Bevölkerung, müssen der Welt klarmachen, dass das Schweigen der deutschen Politiker nicht unser Schweigen ist, dass wir diesen grausamen Krieg nicht verschweigen, sondern eindeutig verurteilen.“

Indigniert wenden sich die Bürger ab.

Rote Fahnen und Ho-Tschi-Minh Bilder über den Köpfen des ruhigen, sehr langen Demonstrationszuges.

Dann beginnen die Sprechchöre:

„USA - SA - SS!“

„HO - HI - HO - CHI - MINH!“

„FÜR DEN SIEG IN VIETNAM - FANGEN WIR IN FREIBURG AN!“

Nach der Kehre am Siegesdenkmal sehen alle, dass die Kaiser-Joseph-Straße rechts und links weiß gefleckt gesäumt ist: die verteilten Flugblätter liegen verschmutzt im Schneemodder des Straßenrandes.

MACHT KAPUTT, WAS EUCH KAPUTT MACHT!

Elf Fensterscheiben der Deutschen Bank werden eingeworfen.

Vor dem Amerikahaus stoppt der Zug.

Trotz der Umbenennung in ‚Deutsch-Amerikanisches-Institut e.V.‘ und ‚Carl-Schurz-Haus‘ blieb es das Haus für die Verbreitung US-amerikanischer Kultur und Politik. Die Fensterscheibenfront ist hinter Sperrholzplatten verborgen, an der Tür ein Schild: „Wegen Heizungsarbeiten geschlossen“.

„Na, dann wollen wir denen mal etwas einheizen!“

Die Tür wird mit Fußtritten aufgebrochen.

Durch die Tür stürmen zwei Dutzend Polizisten in Kampfausrüstung auf die Straße - Chicago-Helme mit heruntergeklapptem Visier, hochgehaltene Schilde, unkenntlich, anonym -

drängen den Bürgersteig frei und heben ihre Schilde: die Hand am Schlagstock.

Ratlos stehe ich mit HG auf den Straßenbahnschienen: „Diese ganze Rumrennerei ist doch genauso erfolglos wie eine Kampagne gegen Hundescheiße!“

„Versteh’ ich nicht.“

„Diese Leute, die unsere Flugblätter in den Schmutz geschmissen haben, sehen die Amerikaner als Garanten für Freiheit und Wohlstand, als ihren großen Bruder, der sie vor dem Kommunismus verteidigt. Und das gleiche täteräten die USA in Vietnam für die Süd-Vietnamesen: deren Freiheit verteidigen. Da kannst du den Leuten hier alles Mögliche erzählen: über einen nicht erklärten Krieg, über Napalm-Einsätze und Bombenteppiche, die gerade diejenigen treffen, deren Freiheit angeblich verteidigt werden soll. Im vorgebliehen Namen der Freiheit wird dort eine Diktatur verteidigt. Die Leute wollen es aber einfach nicht hören!“

„Und was hat das nun mit Hundescheiße zu tun?“

„Verdammt viel!“ HG hüpfte ein paar Mal auf der Stelle, um die Kälte auszuschütteln: „So wie Freiheit und Demokratie moderne Errungenschaften sind, so ist es auch die private und öffentliche Hygiene. Wir haben eine Zivilisation erreicht, in der es eben keine Seuchen und Epidemien mehr gibt, weil wir die Scheiße und den Müll nicht mehr einfach auf die Straße kippen, sondern in ein gigantisches Klosett- und Röhrensystem verbannt haben ... Und in dieser hygienischen Gesellschaft wird toleriert, dass es Menschen gibt, die sich Hunde halten, die auf die Bürgersteige kacken. Mensch tritt hinein, trägt es an den Schuhen in alle Gebäude und in die Wohnungen ...“

„Scheiße!“

„Du sagst es. Und nun versuch doch mal, dagegen eine Aufklärungskampagne zu starten. ‘Ach die süßen Hundchen’, ‘der Hund ist der wahre Kamerad des Menschen’ und so weiter wird dir dann tränendrüßig entgegengehalten. Die Leute wollen es einfach nicht wahrhaben, dass diese Spezies der unhy-

gienischen, krankheitskeimigen Straßenscheißer in den Städten historisch überholt sind. Ihr einziges Interesse ist, dass ihre Köter ‚stubenrein‘ sind - die Scheiße ihrer Lieblinge darf dann die Öffentlichkeit an ihren Schuhen ertragen. Solange ihre eigene Stube rein ist, kann für diese Kulturträger die Welt ruhig beschissen sein! Deshalb ist es auch völlig egal, ob wir hier auf der Straße herumrennen oder nicht. Erst wenn die Amerikaner denen das Napalm in die reine Stube schmeißen würden und es brennen die Sofakissen, dann schreien sie.“

„Aber nicht wegen der Amerikaner.“

HG verschnauft: „Nein, wegen der Sofakissen!“

Das ist die Wahrheit.

Ja.

Und?

Epilog

Er spürt immer wieder das Empfinden der eigenen Unwichtigkeit – aber: fünf Finger geben eine Faust! – dazu werden alle fünf Finger gebraucht, jeder einzelne.

Schaffen Siege und Erfolge Gemeinsamkeiten? Lassen Niederlagen den Menschen alleine?

Die Vulgär-Psychoanalyse ist zum Werkzeug der Selbstzerfleischung geworden. Stets auf der Suche nach versteckten Motiven, ist es Mode geworden, politisches Handeln als individuelle Triebbefriedigung abzukanzeln oder lächerlich zu machen. Die verzweifelte Frage des ‚Wozu?‘ hat zu einer Mentalität geführt, die sich immer mehr dogmatisch verengt, um Führerfiguren schart und zur Erhaltung der Reinheit der wahren Lehre immer gehässiger gegen andere Auffassungen gleicher Richtung vorgeht.

Bisher sind keine fünf Finger zusammengekommen - wie soll also eine Faust daraus werden?

Sie selber, als Studenten, waren nur Vertreter der ‚Intelligenz‘ – und schon das konnte man manches Mal bezweifeln – wo waren die Ansätze einer linken politischen Partei, einer kämpferischen und bewußten Arbeiterbewegung? Welche Medien stehen noch auf unserer Seite? Wo war der Änderungswillen in der Bevölkerung?

Wie wird aber aus nicht vorhandenen Fingern eine Faust?

Er sieht nicht, wie sie als Studenten ihre Klassenzugehörigkeit verleugnen können. Sie haben an der Hochschule zu arbeiten: nur dort sind sie glaubwürdig.

DER LANGE MARSCH BEGINNT MIT EINEM ERSTEN SCHRITT.

Aber: wenn er sich vorstellte, dass der neu ernannte Verteidigungsminister Helmut Schmidt - der ‚Held‘ der Hamburger

Flutkatastrophe von 1962 - früher einmal Mitglied im SDS gewesen ist ...

Die Institutionen haben sich einen Dreck um die Opposition gekümmert. Das Hochschulgesetz, der Hochschulgesamtplan, die Grundordnung der Universität – nichts haben wir verhindern können. Was haben die Demonstrationen, die Aufklärungskampagnen, die vielen Broschüren und Flugblätter, der Sternmarsch nach Bonn gegen die Notstandsgesetze erreicht? Nichts.

Wahrscheinlich haben die Amtsinhaber sich amüsiert und interne Hitlisten aufgestellt: ‚Viel Feind, viel Ehr‘.

Das einzige, was sie bisher erreicht haben, ist der Ausbau des Verfassungsschutzes und die Aufrüstung der Polizei.

Das Amt des Bundespräsidenten ist an die SPD verschachert worden, Brautgabe der FDP für ihren Koalitionswechsel. Heinenmann statt Lübke? Das kam ihm vor wie: Pfirsiche statt Kartoffeln.

Und die Reformen, die von der neuen sozialdemokratisch-liberalen Regierung angekündigt worden waren?

Die SPD würde vermutlich einiges reformieren, was schon lange Zeit sowieso hätte getan werden müssen.

Aber: im politischen Bereich, würde sie gegen die Linke bedeutend härter vorgehen, als es die CDU bisher gewagt hatte. Nur die SPD hatte die Furcht, als zu ‚linkslastig‘ angesehen zu werden und würde deshalb der bessere Knüppel für ‚Innere Sicherheit‘ und ‚Öffentliche Ordnung‘ sein.

1918 und 1919 jährten sich anscheinend nicht ohne Grund genau in diesen Jahren zum fünfzigsten Mal.

WER HAT UNS VERRATEN?

SOZIALDEMOKRATEN!

Manuel hatte sich schon vor Monaten entschieden, die Universitätsarbeit als sektiererisch einzustellen und stärker mit Gewerkschaftlern und Betriebsräten zusammenzuarbeiten. Gideon, der Dichter, ging in die Wirtschaft und war nach Frankfurt gegangen. Er hatte dort eine Stelle in einer Werbe-

agentur bekommen. HG würde im kommenden Semester nach West-Berlin gehen, dort war, wie er schon immer meinte, entschieden mehr los. Anne war in Frankreich geblieben, Beate wollte in die USA übersiedeln. Klaas und Ingrid blieben in Freiburg.

Carl hatte sich für ein Semester beurlauben lassen.

Er würde mit seiner Liebe Ruth ins ‚Winterlager‘ gehen, wie er es nannte. Ruhe finden, nachdenken, schreiben, Kraft sammeln um zurückzukommen.

Die Druckmaschine hatten die Internationalismusgruppen übernommen und statt Bargeld mit Büchern aus dem Buchladen verrechnet. Ihm war es recht gewesen.

Der alte VW-Käfer war bis unter das Dach vollgepackt mit Büchern, Kleidung, Haushaltsgegenständen: sie würden in Irland eine Hütte mieten und dort für sich sein.

Fern von Deutschland.

Danksagung

Ich habe diesem Roman nicht nur meine Erinnerungen, persönlichen Aufzeichnungen und die Zeitdokumente in meinem Privatarchiv zugrunde gelegt, er halfen mir auch mehrere Menschen, meine Erinnerungen zu überprüfen und nicht einem Mystizismus zu verfallen.

Ihnen möchte ich danken: den Mitarbeitern des Archivs für soziale Bewegungen, Freiburg; der Universitätspressestelle, den Mitarbeitern des Universitätsarchivs Freiburg, des Stadtarchivs und des Redaktionsarchivs der Badischen Zeitung in Freiburg, den Sprecherinnen des AStA der Universität und dem Staatsarchiv in Hamburg.

Meine Freunde und Bekannten, mit denen ich in den vergangenen Jahren intensive, teils heftige Diskussionen austrug und die mir in wesentlichen Punkten weiterhalfen, haben so auch alle ihren Teil dazu beigetragen. Insbesondere Evelin Frerk und Ursula Menzer, die das Manuskript in verschiedenen Stadien durchgesehen und mir hilfreiche Anregungen gegeben haben. Danke.

C.F.

GLOSSAR

ADU = Aktionsgemeinschaft Demokratische Universität: Listenverbindung zur Studentenratswahl Wintersemester 1967/68 von SHB, LSD und HSU.

ALSO = Aktion Liberaler Studenten-Organisationen. Der größte Etikettenschwindel: Wahlliste des Coburger und des Kösener Convents, also der schlagenden Verbindungen, zur Studentenratswahl 1969.

AG: Arbeitsgemeinschaft bzw. Arbeitsgruppe

ASStA = Allgemeiner Studentenausschuss: Die studentische Interessenvertretung aller Studierenden einer Universität, mit dem ASStA-Vorsitzenden, einem Stellvertreter und verschiedenen Referaten. Gewählt von den Mitgliedern des Studentenrates.

Audimax = Auditorium Maximum: Der 'größte Saal' der Universität (in Freiburg mit 796 Sitzplätzen).

AUSS = Aktionszentrum Unabhängiger und Sozialistischer Schüler. Dem SDS nahestehende, eigenständige Organisation einer Schülergewerkschaft.

Basisgruppe: Innerhalb der Studienreformbestrebungen sich autonom verstehende Interessengruppen der Studierenden eines Institutes, die auf die Genehmigung ihrer Existenz durch die Universitätsbürokratie verzichteten (z.B. Basisgruppe Germanistik). Sie verstanden sich als links, politisch übergreifend und beteiligten sich an den Fachschaftswahlen.

Campus: Das Universitätsgelände, auf dem der Rektor der Universität das Hausrecht besitzt.

Dekan: Der gewählte Vorsitzende einer Fakultät. Es war nicht nur ein Ehrenamt – der Dekan war der ‚Sprecher‘ der Fakultät und für alle organisatorischen Fragen der Fakultät zuständig/verantwortlich.

DM = Demokratische Mitte. Listenverbindung zu den Studentenratswahlen 1968–1969 aus RCDS und Burschenschaftlern. Nur als ‚Wahlverein‘ aktiv.

Fachschaft: Die offizielle Studentenvertretung der Studierenden eines Instituts, die aus der Fachschaftswahlen hervorging (z.B. Fachschaft Germanistik).

FRID = „Freiburger Informations Dienst“ zur Herstellung einer Gegenöffentlichkeit und Verbreitung politisch relevanter Infor-

mationen, die in den ‚bürgerlichen‘ Medien nicht erwähnt wurden.

GO-IN: die (illegale) Teilnahme der Studenten an nicht-öffentlichen Versammlungen, um ihr Recht auf Gehör und Mitbestimmung zu verdeutlichen: Ausdruck der faktischen Machtlosigkeit der Studenten in der Universität.

HSU = Humanistische Studentenunion. Studentenorganisation, die der linksliberalen Humanistischen Union nahestand.

KAKTUS: siehe KUS

KU = Kritische Universität. Selbstorganisierte ‚Gegen-Universität‘, die dem Anspruch eines sinnvollen, gesellschaftsrelevanten Studiums entsprechen sollte.

KUS = Kritische Unabhängige Studenten. Wahlplattform von Studenten aus der Katholischen und Evangelischen Studentengemeinde zur Studentenratswahl 1968. Nennen sich dann im Wintersemester 1968/69 KAKTUS (Kritische Aktion Unabhängiger Studenten).

LSD = Liberaler Studentenbund Deutschlands. Die Hochschulorganisation der FDP. Mit wechselnder Nähe und Distanz zur Partei.

Magnifizenz: Die offizielle Anrede des Rektors einer Universität vor der Hochschulreform.

MEW = Marx-Engels-Werke. Die vollständige Ausgabe der Schriften von Karl Heinrich Marx und Friedrich Engels. Die ‚blauen Bände‘.

Relegation. Nach dem 1968 geltenden Ordnungsrecht der Universität: die zwangsweise Exmatrikulation, d.h. der Rausschmiss aus der Universität.

RCDS = Ring Christlich-Demokratischer Studenten. Die Studentenorganisation der CDU/CSU.

SHB = Sozialdemokratischer Hochschulbund. Die (partei-konforme) Studentenorganisation der SPD. Von der SPD gegründet, nachdem sie sich vom SDS getrennt hatte. Allerdings hatte der SHB Phasen, in denen der Verband so weit nach ‚links‘ tendierte, dass die SPD wiederum überlegte, ob sie sich (zum zweitenmal) von ihrem Studentenverband trennen sollte.

SIT-IN: Die (illegale) Besetzung von universitären Räumen, indem man sich auf den Boden setzte. Missachtung des Hausrechts des Rektors.

SDS = Sozialistischer Deutscher Studentenbund. Ursprünglich die Studentenorganisation der SPD, die allerdings den reformistischen Schwenk des 'Godesberger Programms' (1959) der SPD nicht akzeptierte. Die SPD antwortete (1961) mit dem 'Unvereinbarkeitsbeschluss' einer Mitgliedschaft im SDS und in der SPD, d.h. sie warf den SDS aus der Partei hinaus. Entsprechend verstand sich der SDS immer als der wahre Hüter sozialistischer Theorie. Der deutsche SDS fühlte sich durchaus dem US-amerikanischen SDS ('Students for a Democratic Society') nahe, obwohl dieser 'nur' linksliberal war, dabei allerdings sehr aktiv und durchaus gewalttätig.

Spektabilität : Die offizielle Anrede des Dekans einer Fakultät bis zur Hochschulreform.

Studentenrat: das 'Parlament' der 'Verfassten Körperschaft' aller Studenten, der in allgemeinen Wahlen gewählt wurde. In Freiburg 30 Mitglieder. Bis zum Sommersemester 1968 wurden in jedem Semester jeweils 10 Mitglieder neu gewählt, d.h. die Mitglieder hatten eine einjährige Amtszeit. Ab Wintersemester 1968/69 wurden dann alle 30 Mitglieder für jeweils zwei Jahre gewählt.

TEACH-IN: Informationsveranstaltung linker Hochschulgruppen - zur Aufklärung bzw. Agitation.

ULSD = Unabhängiger Liberaler Studentenbund Deutschlands. 1968/69: Abspaltung vom LSD, dem eine zu starke Parteinähe vorgehalten wurde, und stärkere Betonung einer nicht-parlamentarischen Basisarbeit.

VDS = Verband Deutscher Studentenschaften. Offizieller, bundesweiter Dachverband aller bundesdeutschen einzel-universitären Studentenschaften/AStA's.

REGISTER

Die BASIS - Carl und Consorten

Anne 49, 50, 64 - 70, 81 - 84, 97 - 100, 122, 125, 254.
AStA 39, 42, 47, 91, 93, 95, 101, 131, 137, 144, 185, 195, 201,
212, 233, 236, 244, 248, 255.
Beate 107, 112-116, 121, 122, 131 - 136, 150, 170, 183, 184,
207, 228 - 323, 254.
Bernhard 56 - 58, 65 - 67, 103.
Daniel 22
de Witt 101
Dieter 225, 229, 232.
Eberhard 108, 113, 116, 121, 122, 183.
Fritz Erik 33, 34, 56, 59-62, 103, 106, 159, 182, 191-193.
Hermann Josef 34 - 36, 54 - 57, 64, 100 - 105, 131, 135, 136 -
140, 146, 167.
Gideon 146 - 148, 160 - 163, 178, 196, 197, 226 - 229, 241,
245, 253.
Haffner 5, 9, 11 - 16, 32, 44, 45.
Hansgeorg / HG 52 - 53, 64, 71 - 74, 82, 89, 92, 108, 109, 111 -
112, 121, 122, 123, 129, 139, 140, 142, 172, 202 - 203, 213,
228, 230 - 232, 245, 248, 250 - 251, 253.
Helga 198
Ingrid 54 - 58, 139, 141, 207 - 216, 221, 228, 245, 254.
Klaas 101 - 102, 105 - 107, 126, 184, 207 - 209, 212, 215 -
224, 254.
Manuel 37 - 39, 40, 42 - 43, 91, 92 - 95, 116, 122, 126, 131 -
137, 144 - 146, 151, 155 - 159, 183 - 184, 188, 220, 223,
224, 232, 245, 253.
Nina 19 - 29, 56, 61, 115, 154.
Rosi 227 - 228.
Rudi Dutschke 36, 82, 84 - 87, 120, 122 - 123.
Ruiz 235.
Ruth 116, 235 - 236, 238 - 241, 245 - 247, 248, 254.
Susanne 163, 172, 197 - 198.
Ulf 108, 116, 175, 189 - 190.
Walter Moßmann 226, 233.

Wormit 131, 134, 136, 245.
Der ÜBERBAU

a.) Professoren und Doktoren

Baitsch 47.
Boesch (Bruno) 150, 186, 190 - 191, 201, 213, 243.
Bollinger 152 - 153, 175, 226.
Dahrendorf 85, 87, 120.
Eggebrecht 179 - 181, 193, 205.
Felscher 153.
Flossenstein 175-178, 226, 239, 260.
Fuhrmann 226.
Hassenstein 47.
Hennis 62-63, 96, 111 - 112, 151, 205 - 207, 214, 240.
Iser 226.
Jauss 226.
Kellermann 217 - 218.
König 33, 51, 65, 80, 81, 83, 84, 181, 193, 207 - 214, 217 -
220, 225 - 226.
Mauser 127.
Maunz 192, 194.
Schramm 188.
Ulmen 51.
Weinrich 226.

b.) Politik

Filbinger 167.
Justiz 73, 95, 172, 176, 186, 189, 194, 232.
King, Martin Luther 120.
Polizei 9, 34, 37 - 38, 65, 86, 91-101, 120, 122, 144, 170, 171 -
172, 175, 178 - 179, 186, 188, 189, 196, 200 201, 240, 244,
253.
Schieler 168, 232.
Helmut Schmidt 255.

c.) Medien

Badische Zeitung 90, 94, 130, 138, 179, 180, 188, 242, 257.
Der SPIEGEL 145.
Die ZEIT 169-170.

Frankfurter Rundschau 64, 120, 144, 171, 201.

Die TRADITION

a.) Dichter

Brecht 12, 246 - 247.
Fontane 78.
Frisch 69, 125.
Goethe 32,33, 51, 64,65, 80.
Hofmannsthal 161, 218.
Homer 29, 31, 143.
Rilke 124, 161.

b.) Theoretiker

Aristoteles 29, 31, 143.
Bakunin 155, 157.
Bernfeld 203, 204.
Habermas 144, 145,146, 216.
Jesus 143.
Lenin 126, 127, 140, 155, 156, 183, 187, 204, 240.
Lukács 71, 203.
Luther 203.
Marcuse 128, 138.
Marx 76, 104, 155, 156, 183, 202-204, 246.
Mao-Tse-tung 155, 156.
Popper 227.
Reich 59, 106 - 107, 159, 182, 193, 203, 224, 239, 240.
Sokrates 214

c.) Helden

Lawrence von Arabien 205.
Vercingetorix 205.

Die THEMEN

Basisgruppe 174, 206 – 207, 214, 217, 219 – 222, 226, 227, 240, 256.
Drittelparität 112, 195.
Fahrpreise 89 - 91, 112.
Faschismus 136, 170, 177, 214.
FRID 224, 232, 245, 256.
Go-in 55, 176, 224, 256.
Grundordnung 149 - 154, 167 - 177, 195, 198, 200, 253.
Kinderladen 204, 232, 245.
Knüppel 91, 98-100, 102, 172, 177, 253.
Kommune 118.
libro libre 170, 224, 235.
Mitbestimmung 41, 78, 112, 176, 177, 188, 257.
Notstandsgesetze 79, 125 – 140, 253.
Ordnungsrecht 222, 230, 236, 243, 257.
Relegation 206 – 207, 222, 257.
Rektorsbesetzung 186 – 192, 196, 233.
Streik 78, 96, 139 - 142, 195 - 196, 224, 236 - 240, 243, 247.
Studentenrat 89, 93, 103, 144, 150, 183, 184, 191, 194, 230, 236, 237, 244, 245.
Vietnam 39, 56, 116, 244, 248, 250.
Wasserwerfer 92-97, 171.
Wohngemeinschaft 37, 38, 105, 122, 207, 209, 211, 212, 216, 223, 225, 242.

Carsten Frerk

Belletristik

Der Sohn des Freibeuters. Hamburg, 1591.
Roman, 283 S. Hamburg: Convent Verlag, 2000.

Das geraubte Siegel. Ein historischer Kriminalroman aus der
Hansezeit. 238 Seiten. Hamburg: Convent Verlag, 2003.

Tote schreiben keine Briefe.

Wie wirklich ist verdammt Reales?

Neue Erzählungen zwischen Realität und Wirklichkeit: Joseph
/ Eddy / Michel e.V. / Allein unter Frauen / Romanus / See-
reise / Der Ring / u.a.m.: 215 S.

An einem Tag wie niemals immer wieder.

Erzählungen zwischen Realität und Wirklichkeit:

Cindy, oh Cindy / Bergdorf / Kamikaze / Multadeus /
Winslow / Maccina / u.a.m.: 238 S.

Geradeaus und Gemma:

Ohne Stolpern ins Dilemma.

Kriminale Geschichten:

Lektor's Dilemma / Silvester / Erstens kommt es anders, zwei-
tens, weil man denkt: 263 S.

Satiren, Glossen, Albernes.

Dem Zeitgescheh'n aufs Maul gesehen: Von den wahren Hin-
tergründen der Regierungspolitik / Die Zehn Gebote / Persil
bleibt Persil / Die unbekannten deutschen Sportarten, u.a.m.:
133 S.

www.carstenferk.de

Blaue Blume Rot

oder

Die Wahrheit wird euch frei machen

ist die literarische Bearbeitung eines Teiles der deutschen Studentenbewegung in den Jahre 1967-1969, die sich weder an den immer wiederholten Legenden der spektakulären und legendären Klischees orientiert, noch in zeit-unabhängigen Subjektivismus der Erinnerung verfällt.

Der Roman schildert den Weg des Studenten Carl Harcott vom unbedarften Studienanfänger zum politisch Aktiven.

In der Verschmelzung äußerer Ereignisse mit inneren Reflexionen, menschlich privater Verhaltensweisen und institutionellen öffentlichen Allüren entsteht ein dichtes Bild der Akteure und Themen dieser Jahre: ihrer Absichten, ihrer Widersprüche – die Niederlagen, die Erfolge, die Fragen: der Alltag. So durchbricht dieser Roman sowohl die Begrenztheit von eklektischen, historischen Dokumentensammlungen wie die egozentrischen Selbstdarstellungen ausschließlich autobiographischer Rückblicke von sogenannten ‚Prominenten‘.

Ein notwendiges Buch über eine Zeit, die in den Lebenserinnerungen der damaligen professoralen Gegner, von denen einige in Arbeit sind, als ‚schreckliche Zeit‘ dargestellt und denunziert wird.